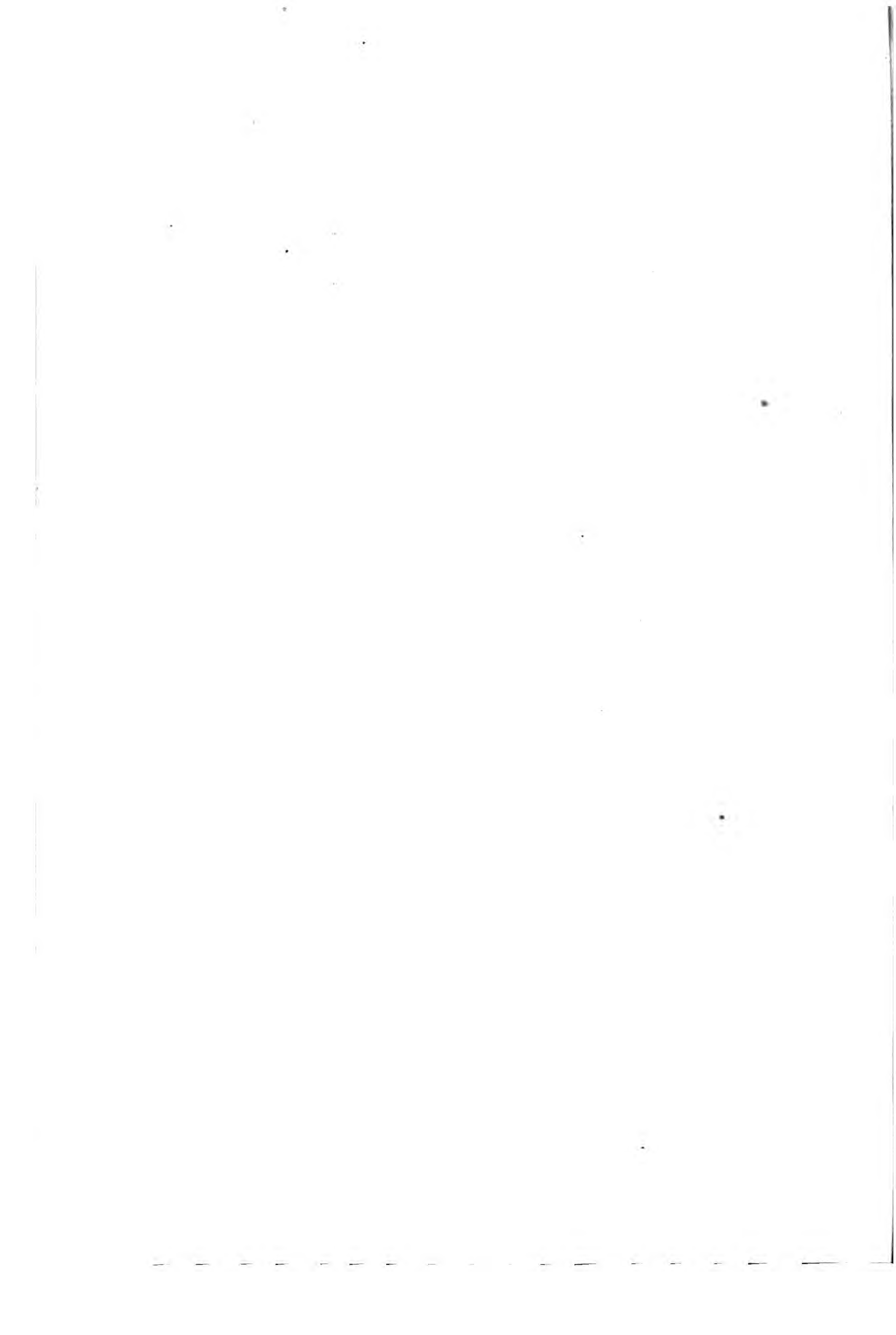
PAGE NOT AVAILABLE

HANS ACHELIS

DAS CHRISTENTUM
IN DEN ERSTEN DREI JAHRHUNDERTEN





DER SEE GENEZARETH MIT DER STADT TIBERIAS

DAS CHRISTENTUM
IN DEN ERSTEN DREI JAHRHUNDERTEN

VON

HANS ACHELIS

★



ZWEITE AUFLAGE
MIT ZWANZIG TAFELN

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG
1925

Druck von August Pries
in Leipzig.

HERRN FRITZ ACHELIS
IN NEW YORK

DEM WOHLTÄTER DER
DEUTSCHEN JUGEND

WIDMET DIES WERK
IN DANKBARKEIT

DER VERFASSER

*

MATTHAEUS
25/35

VORWORT

Als die erste Auflage dieses Buches vor vier Jahren vergriffen war, und die Verlagsbuchhandlung mit dem Ersuchen, eine neue Auflage vorzubereiten, an mich herantrat, stand ich vor der Frage, ob ich den bisherigen Umfang erheblich überschreiten oder verkürzen sollte. Ich habe mich zu letzterem entschlossen. Die umfangreichen Anmerkungen und Exkurse, in denen ich die Belege aus der altchristlichen Literatur zusammengefaßt hatte, habe ich sämtlich gestrichen, den Text auf seine hauptsächlichen Bestandteile beschränkt, und so nachträglich das herzustellen versucht, was mir von Anfang an, wohl mehr als mir bewußt war, vorgeschwebt hatte: eine für größeren Leserkreis bestimmte Geschichte des christlichen Lebens in den ersten drei Jahrhunderten. An die Stelle der reichlichen Belege ist ein kurzes Stellenregister getreten, das nur die notwendigsten Zitate nachweist; wenn jemand mehr verlangt, muß ich ihn schon bitten, die betreffende Stelle in der ersten Auflage nachzuschlagen. Dagegen schien es mir dem Ganzen zu entsprechen, wenn ich einige Tafeln hinzufügte, um meine Ausführungen zu beleben und zu vervollständigen. Bei der Auswahl und Beschaffung der Vorlagen waren mir viele freundliche Hände behilflich, denen ich hier nochmals dankend meine Grüße sende.

HANS ACHELIS

INHALT

ERSTES KAPITEL

DIE GEMEINDE IN JERUSALEM

ZWEITES KAPITEL

DIE HEIDENCHRISTLICHEN GEMEINDEN

SECHSTES KAPITEL

STAAT UND KIRCHE

VERZEICHNIS DER TAFELN

Textabbildung S. 31.

ERSTES KAPITEL

DIE GEMEINDE IN JERUSALEM

I. DIE SAMMLUNG DER GEMEINDE

Die Heimat des Christentums ist Palästina, das kleine Land am östlichen Ende des Mittelländischen Meeres; und als seine Wiege darf man Galiläa bezeichnen, die nördliche Landschaft des Heiligen Landes. Jesus selbst war ein Galiläer gewesen, und er hatte die zwölf Jünger aus seinen Landsleuten ausgewählt. Soweit wir wissen, stammte nur Judas Ischarioth aus Judäa, und er war noch zu Lebzeiten Jesu abgefallen. Im Norden Palästinas hatte Jesus sein Leben zugebracht; die kleinen Städte am Ufer des Sees Genezareth waren seine Lieblingsorte gewesen. Hier hat sich nach Jesu Tode die erste Sammlung einer Gemeinde vollzogen. Zwar berichten unsre Evangelien weder von ihrer Gründung noch von ihrem Bestande; aber in den ältesten Teilen derselben sind einige Hinweise erhalten, daß es eine Gemeinde in Galiläa gegeben hat, die schon vor der jerusalemischen bestand und sie an Bedeutung übertraf, obgleich sie den Zeitgenossen früh aus dem Gedächtnis entschwunden sein muß. „Nach meiner Auferstehung werde ich euch nach Galiläa vorausgehen“, sagt der Herr im Markusevangelium[1]; und der Engel am Grabe gibt den Frauen die Weisung[2]: „Geht und sagt seinen Jüngern und dem Petrus: Er geht euch voraus nach Galiläa; dort werdet ihr ihn sehen.“ Dort werden sie ihn in seiner Herrlichkeit geschaut haben, zuerst Petrus, dann die Zwölf, vielleicht auch noch die fünfhundert Brüder, denen er in einer Versammlung sich zeigte. Von diesen Erscheinungen erzählt uns Paulus[3]; er hatte sich nach allem genau erkundigt und wußte sogar, daß einige von jenen fünfhundert Männern noch am Leben waren, als er an die Korinther im Jahre 53 seinen ersten Brief schrieb. Jesus offenbarte sich den Jüngern an seiner Wirkungsstätte und gab ihnen die Kraft, die zerstreuten Anhänger zu einer Gemeinde zu sammeln.

Nach einiger Zeit verließen sie Galiläa und begaben sich nach Jerusalem, um dort ihrer Überzeugung zu leben. Sie haben gewiß im Geist und auf Geheiß des Auferstandenen gehandelt, wenn sie so taten. Für ihre Sache war es ein entscheidender Gewinn. In den kleinen Ortschaften Galiläas hat sich eine Gemeinde der Christgläubigen gewiß schnell begründen lassen, und sie hätte sich dort ungestörter entwickeln können. Aber es wäre ein Stilleben geblieben, von dem die große Welt nur schwer etwas erfahren hätte, und an dem die Weltgeschichte vorübergegangen wäre.

In der Hauptstadt des Judentums, der heiligen Stadt Jerusalem, war das Christentum auf eine Bahn gesetzt, die zu einer weiten Entwicklung führen konnte. Die Judenschaft der ganzen Welt sah in Jerusalem ihren religiösen Mittelpunkt; zu den Festen strömten Tausende und Zehntausende zusammen. Alle Parteien, die es unter den Juden gab, waren in der Hauptstadt am besten vertreten; die völkischen Hoffnungen hatten in den geschichtlichen Erinnerungen der heiligen Stätten ihren Rückhalt. Wer eine Botschaft an das Volk Israel auszurichten hatte, konnte sie nur am Fuß des Tempels wirksam vorbringen. So war das Licht auf den Leuchter gesetzt, daß es allen leuchtete, die im Hause waren. Die Stadt auf dem Berge konnte nicht verborgen bleiben. Es war die erste große Missionstat, welche die neue Gemeinde der Jünger Jesu vollbrachte, als sie von Galiläa nach Jerusalem zog. Wie alle Taten dieser Art gibt sie Kunde von dem Selbstvertrauen und dem Gottvertrauen der kleinen Schar.

Das muß schon bald nach Jesu Tode gewesen sein, spätestens einige Jahre nachher. Die letzten Tage Jesu sind wahrscheinlich in das Jahr 30 gefallen, die Bekehrung des Paulus wohl in eins der nächsten Jahre. Damals aber befand sich die Gemeinde in Jerusalem in vollster Tätigkeit. Sie hatte Aufsehen nach allen Seiten erregt; ihre begabten Mitglieder hatten in öffentlichen Redeschlachten die Juden zu gewinnen gesucht, und schon war das erste Märtyrerblut geflossen, das des Stephanus. Wenn die kleine Gemeinde in Jerusalem schon wenige Jahre nach Jesu Tod so seßhaft war, kann die galiläische Anfangszeit des Christentums nur ganz kurz gewesen sein.

Übrigens fehlt uns eine rechte Vorstellung davon, wie wir uns den Übergang der Gemeinde in die Hauptstadt des Landes zu denken haben. Wir können nur mit einiger Sicherheit sagen, daß die Zwölf, welche nach Jesu Tod aus Jerusalem in ihre Heimat geeilt waren, einige Jahre

später wieder in Jerusalem wirkten. Das Hauptquartier der galiläischen Bewegung war damit an den gebührenden Ort verlegt. Ob aber zugleich eine Auswanderung der christlichen Gemeinschaft von Galiläa nach Jerusalem stattgefunden hat, oder ob die Kunde von Jesu Auferstehung schon vorher in Jerusalem ebenso wie in Galiläa eine Bewegung hervorgebracht hatte, so daß nur die Zwölf in die Gemeinde der Hauptstadt übersiedelten, entzieht sich unsrer Beurteilung. Unmöglich ist die letztere Annahme nicht. Sie ist es um so weniger, als auch in Judäa manche Anhänger Jesu ihm ihre Treue bis über den Tod hinaus bewahrt haben werden. Wir wissen einige Namen seiner Jünger aus Bethanien: Simon den Aussätzigen, Maria und Martha; ebenso aus Jerusalem den Ratsherrn Joseph von Arimathia; und jenen Ungenannten, bei dem Jesus sich das letzte Mahl herrichten ließ. Es sind darunter mehrere, die man den wohlhabenden Kreisen zuzählen muß, die also den Rückhalt hatten, um jenem Sturm, der Jesus den Tod gebracht hatte, einen stillen Widerstand entgegenzusetzen. Der eine oder andere mag sein Haus zur Verfügung gestellt haben, daß es ein Sammelort der Jünger Jesu wurde. Und deren Zahl ist schwerlich ganz geringfügig gewesen. Wenige Tage vor seinem Tode war Jesus unter dem jubelnden Zuruf der Menge als Messias in Jerusalem eingezogen; daran werden manche zurückgedacht haben, nachdem er dem Anschlag des Hohen Rats zum Opfer gefallen war. Als die Katastrophe vorüber war, mögen viele, die sich hatten mitreißen lassen, zum Nachdenken und zur Reue gekommen sein, so daß die Jünger Jesu sich täglich vermehrten. Denn von dem kleinen Kreis, den man bis zum äußersten entmutigt wähnte, ging eine beseligende Kunde aus. Am dritten Tage nach seinem Tode war Jesus auch hier den Seinen erschienen, den Frauen am Grabe und den Jüngern auf dem Weg nach Emmaus. Man lebte nicht in wehmütigem Gedenken an ihn als an einen teuren Toten, sondern im Bewußtsein seines Lebens und seiner Kraft. In dem alten Kreise führte man die Gemeinschaft mit dem erhöhten Herrn fort; er war mitten unter ihnen und bezeugte sich täglich aufs neue. Von dem zusammengeschmolzenen Rest der Jünger Jesu ging eine Botschaft aus, die das Sehnen des jüdischen Volkes erfüllen wollte: Jesus war wahrhaftig der Messias trotz seines schmachvollen Todes. Der Stein, den die Bauleute verworfen hatten, war zum Eckstein geworden. — Das waren die Jünger, mit denen die Zwölf sich vereinigten, als sie von Galiläa nach Jerusalem zogen.

II. DER JUDENCHRISTLICHE CHARAKTER DER GEMEINDE

In den Augen der Stadt galt die neue Sekte als galiläisch. Wie Jesus selbst kurzweg der Galiläer oder der Nazoräer genannt worden war, so hießen auch die Christen. „Die Galiläer" oder „die Nazoräer" ist ihr ältester Name bei Juden und Heiden. Die Apostel werden sich in Sprache und Auftreten als jüdische Provinzbewohner zu erkennen gegeben haben, und so mag die Bezeichnung „Nazoräer" für das Ohr der Jerusalemiten den Nebenton des Kleinstädtischen gehabt haben.

Wir haben einige gelegentliche Notizen, aus denen wir uns ein Bild von dieser Gemeinde machen können. Sie bestand ausschließlich aus Juden, und ihre Mitglieder führten das Leben von frommen Israeliten. Wir hören, daß man das Sabbatgesetz in seiner ganzen Strenge hielt; so wird man auch die andern heiligen Zeiten innegehalten haben, die Neumonde, das Passah, die Woche der ungesäuerten Brote, Pfingsten und das Laubhüttenfest; so oft man das Passah feierte, wird man des Todes und der Auferstehung Jesu in besondrer Weise gedacht haben. Bei den Verhandlungen mit Paulus, im Jahre 48, kam es zutage, daß die jerusalemische Gemeinde an dem alten heiligen Brauch der Beschneidung festhielt; und die bekannte Auseinandersetzung zwischen Paulus und Petrus in Antiochien zeigt, daß man die jüdischen Speiseregeln anwandte, und in pharisäischer Scheu die Tischgemeinschaft mit Andersgläubigen zu vermeiden suchte[4]. Der Tempel war ihnen der Sitz Gottes und Jerusalem die Heilige Stadt. Die Apostelgeschichte läßt die Zwölf täglich in den Tempelhallen sich ergehen[5], man brachte sein Opfer dar, und entrichtete die jährliche Tempelsteuer. Die jüdischen Feste feierte man im Gepränge der großen Versammlung. Gebet, Almosen und Fasten war der „Dreiklang ihrer Frömmigkeit", wie bei den Juden. Sie hielten die täglichen Gebetstunden, nahmen die beiden Fasttage, Montag und Donnerstag, häufig wahr, um Gottes Wohlgefallen zu erwerben, und die Armut ihres eigenen kleinen Kreises gab ihnen zur Mildtätigkeit tägliche Veranlassung. Wer etwas Besonderes tun wollte, nahm etwa ein Nasiräatsgelübde von dreißig Tagen auf sich, und löste es durch einen feierlichen Gang zum Tempel, wo er ein Opfer darbrachte und seine abgeschnittenen Haare weihte. Die Christen unterschieden sich im Auftreten und Gebahren von den Juden nicht. An den Zipfeln des Mantels trugen sie die blauen und weißen Troddeln, die den Gläubigen kennzeichneten; am Türpfosten ihrer Wohnung war das Röllchen befestigt,

das die bestimmten alttestamentlichen Worte umfaßte, um dem Hause als Schutz gegen die bösen Mächte zu dienen, und beim Gebet umschnürte man sich mit den Gebetsriemen, die in einem Lederkästchen zusammenliefen, worin ebenfalls Schriftstellen aufbewahrt waren. Das Gesetz Mosis war ihr Stolz und ihre Freude und gab ihnen das Bewußtsein, das heilige Volk zu sein, gegenüber der Macht Roms und der Weisheit Griechenlands. Die Worte Jesu galten in ihrem ursprünglichen Sinn: „Denkt nicht, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn wahrlich ich sage euch, bis der Himmel und die Erde vergehen, soll auch nicht ein Jota oder ein Häkchen vom Gesetz vergehen, bis alles geschehen wird. Wer also eins von diesen kleinsten Geboten auflöst und lehrt so die Menschen, wird der kleinste heißen im Himmelreich; wer es aber tut und lehrt, der wird groß heißen im Himmelreich[6]."

Es darf aber nicht vergessen werden, daß die Gemeinde in sich selbst den Kern barg, der demnächst diese Hülle sprengen sollte; das war die Erinnerung an Jesus, die sie als ihr Heiligtum bewahrte. In seiner kurzen öffentlichen Wirksamkeit hatte er auf die Mißstände oft hingewiesen, die einer lebendigen Frömmigkeit durch die Verknöcherung des Pharisäismus drohten, und hatte den Trägern dieser Tradition, den Schriftgelehrten, sich energisch gegenübergestellt. Man wiederholte sich seine Worte, so oft man sich versammelte, und prägte sie sich ein, so gut man vermochte. Jesus hatte gerade dadurch Anstoß erregt, daß er das Sabbatgebot gelegentlich verletzte. Menschenliebe stand ihm höher als heilige Tage, und über die neununddreißig Arbeiten, die nach der Vorschrift der Rabbinen am Sabbat verboten sein sollten, hätte er gewiß gelächelt. Vom Fasten hatte er nicht viel gehalten, wenn auch kein Wort von ihm bewahrt ist, durch das er das Fasten abschaffen wollte. Er wollte nur kein Prunken mit dieser Übung der Frömmigkeit, ebensowenig wie mit dem Gebet. Er hatte beides wieder geheiligt, indem er es in die Stille des Kämmerleins verwies, wo der Mensch mit seinem Gott allein ist. Die pharisäischen Vorschriften über Reinheit und Unreinheit hatte er als gleichgültig hingestellt gegenüber den sittlichen Geboten. Über den Tempel endlich hatte er in unmißverständlicher Weise geweissagt, daß sein Untergang nahe bevorstehe. In allen Dingen wollte er verinnerlichen und vertiefen. Die Formen und die Formeln waren vergänglich in seinen Augen; wer ihn kannte und liebte, konnte ihnen keinen allzu großen Wert beilegen.

Die kleine Schar war also nach zwei Seiten hin gebunden. Sie hielt am Alten und sie nährte das Neue. Wie immer in solchen Übergangszeiten werden sich die einzelnen je nach ihrer Anlage verschieden benommen haben. Die Jugend liebt das Neue, das Alter das Hergebrachte. Es gibt auch geborene Rabbinen und andrerseits Menschen, die für Jesu Lehre besonders vorbereitet sind. In der Gemeinde waren ehemalige Pharisäer, die am Gesetz und seinen Vorschriften zäh festhielten, daneben gab es eine mildere Gruppe; es wird gelegentlich an Auseinandersetzungen zwischen ihnen nicht gefehlt haben. Bei manchen mag es zu einer Mischbildung des inneren Wesens gekommen sein, die sie aus der Unklarheit nicht herauskommen ließ. Nimmt man die Gemeinde im ganzen, so werden bei ihr die jüdischen Züge überwogen haben, zumal wenn man sie mit der Kirche der späteren Jahrhunderte vergleicht. Wenn irgendwo, hat es damals in Jerusalem ein echtes Judenchristentum gegeben, bei dem das Jüdische ebensolche Bedeutung hatte wie das Christliche. Das Gesetz Mosis war die Pforte zu Jesus. Wer zu ihm kommen wollte, mußte ein Jude sein, und wenn etwa ein Heide sich ihm anschließen wollte, war er genötigt, sich auf dem gesetzlichen Wege, durch Tauchbad, Beschneidung und Opfer, in die Gemeinde der Heiligen aufnehmen zu lassen. Das Heil war nur bei den Juden. Und doch wies die Gemeinde über sich hinaus. Noch selbst in den alten Banden, lehrte sie eine Freiheit, die sich erst in späterer Zeit verwirklichen sollte.

III. DIE REGIERUNG DER GEMEINDE

Mit dem gesetzlichen Wesen, der beherrschenden Strömung der damaligen Frömmigkeit, scheint man bald gründlich gebrochen zu haben. Das Dichten und Trachten der frommen Juden hatte seinen Mittelpunkt in der Heiligen Schrift. Man dachte über dem Gesetz des Herrn Tag und Nacht, und tüftelte mit dem eigenartigen Scharfsinn der Juden stets neue Vorschriften für das Leben der Frommen heraus, die darin enthalten sein sollten. Es ist die bekannte Tätigkeit der Rabbinen, die damals schon eingesetzt hatte, und die schließlich zur Niederschrift aller der neuen Vorschriften im Talmud geführt hat. Wer solchem Studium sein Leben widmete, war des höchsten Ansehens gewiß. Er wurde um seine Entscheidungen angegangen in allen Fragen des religiösen Lebens, und da dasselbe einen wesentlich gesetzlichen Charakter trug, und die Einzelvorschriften sich stets weiter ausbildeten, war das Gebiet der

Herrschaft der Schriftgelehrten fast endlos geworden. Sie waren Lehrer und Richter in einer Person, nicht minder die Ratgeber im täglichen Leben der Frommen. Nun ist im Matthäus-Evangelium das bezeichnende Wort Jesu enthalten: „Ihr sollt euch nicht Rabbi nennen lassen; denn einer ist euer Meister, ihr aber seid alle Brüder. Und niemand auf der Erde sollt ihr euern Vater nennen, denn einer ist euer Vater, der himmlische. Auch Führer sollt ihr euch nicht nennen lassen; denn einer ist euer Führer: Christus. Der größte unter euch soll Diener sein[7].“ Damit war das christliche Schriftgelehrtentum, wo es entstehen wollte, an der Wurzel getroffen. Auch hier galt das Wort des Herrn von den Weisen und Klugen, denen solches verborgen ist, und von den Unmündigen, denen es geoffenbart wurde[8]. Nicht die spitzfindigen Lehrer, sondern die Prediger der Auferstehung Jesu standen in der Gemeinde an erster Stelle. Und hier vor allem die zwölf Apostel.

Es sind die Männer, die Jesus auf seinem Wanderleben begleitet hatten, die Zeugen seiner Taten und Reden gewesen waren. Ihre Namen zeigen, daß es echte Juden waren. Nur zwei von ihnen tragen griechische Namen, Andreas und Philippus, ohne daß deswegen bei ihnen auf griechische Abstammung geschlossen zu werden braucht. Soweit wir über die Herkunft der Zwölf unterrichtet sind, stammten sie aus kleinbürgerlichen Verhältnissen. Einige, und gerade die Wortführer unter ihnen, waren Fischer am See Genezareth gewesen. Eine gewisse Wohlhabenheit können wir nur bei einem von ihnen, dem königlichen Zollpächter Matthäus, voraussetzen; bei den andern versagt unsere Kunde, und man würde im ganzen eher auf ärmliche Herkunft raten. Ihre Sprache war das Aramäische, das damals die Volkssprache in Palästina war. Petrus hatte auf seinen späteren Missionsreisen einen Dolmetscher bei sich; und von keinem Apostel hören wir ausdrücklich, daß er griechisch verstand. Was ihnen an äußern Mitteln, sich Geltung zu verschaffen, abging, ersetzten sie durch innere Kraft und Begeisterung. Bei ihnen allen dürfen wir eine tiefe Religiosität und Anhänglichkeit an den verklärten Meister voraussetzen, die sie schon während seines Lebens bewiesen hatten. Sie waren mit Weib und Kind in die Hauptstadt des Landes gezogen, um die Sache Jesu zu führen. Ihre Gesamtheit wurde nach damaliger Ausdrucksweise „die Zwölf“ genannt; erst eine spätere Zeit bezeichnete sie als „die Apostel“. Es waren ihrer auch zwölf, obgleich Judas der Verräter sich nicht wieder zu ihnen zurückgefunden hatte. Eine alte Überlieferung erzählt, daß die elf Getreuen sich alsbald wieder ergänzt hat-

ten, indem sie Matthias in ihre Zahl aufnahmen[9]. Sie müssen auf die Zwölfzahl Gewicht gelegt haben, weil sie die Stämme Israels bezeichnete, auf die sie ihre Wirksamkeit richten wollten.
Ihr Wortführer war Simon, den Jesus Kephas genannt hatte, was später die griechischen Christen mit Petrus übersetzten. Er hatte zum engsten Kreis der Drei gehört, die Jesus im Leben am nächsten standen. Seine Verleugnung in den Schreckenstagen, als der Meister starb, hatte er durch eine baldige Reue gesühnt. Er war der erste gewesen, dem der Auferstandene erschienen war. In den entscheidenden Tagen, als die erste Gemeinde in Galiläa sich sammelte, wird er sich als Führer erwiesen haben. Wir sehen ihn an der Spitze des Apostelkollegiums in der ältesten Zeit der jerusalemischen Gemeinde. Damals bekam der Name, den ihm Jesus beigelegt hatte, einen neuen Sinn. Kephas war der Fels, auf dem die Kirche gebaut wurde; die Schlüssel des Himmels waren ihm übergeben.
Nach einiger Zeit trat an seine Stelle Jakobus, der älteste Bruder Jesu. Er hatte Jesus nicht begleitet während seines Wanderlebens in Galiläa; er war auch nicht mit ihm hinaufgezogen auf dem Todesweg nach Jerusalem. Unter dem Kreuz Jesu hat er nicht gestanden; sonst wäre das in unsern Evangelien erzählt. Selbst nach dem Tode Jesu hatte er sich zunächst noch nicht seiner Sache angenommen; die kleine Schar der Jünger war schon stark im Anwachsen, als sich Jakobus ihr anschloß. Der Wendepunkt seines Lebens wird derselbe gewesen sein wie bei Paulus, daß Christus sich ihm offenbarte. Als der Bruder des Messias war er der geborene Führer seiner Gemeinde auf Erden, und seine Persönlichkeit muß zeitweise auch Petrus in die zweite Linie gerückt haben. Ein Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts, Hegesippus[10], gibt uns eine bezeichnende Beschreibung von ihm: „Es übernahm aber in Verbindung mit den Aposteln die Leitung der Gemeinde der Bruder des Herrn, Jakobus, der zur Unterscheidung von vielen andern Männern gleichen Namens von den Zeiten des Herrn bis auf uns der Gerechte genannt worden ist. Er war schon von Mutterleib an heilig. Er trank weder Wein noch sonst ein geistiges Getränk, noch aß er etwas aus dem Tierreich; ein Schermesser kam nie auf seinen Kopf; er salbte sich weder mit Öl, noch nahm er ein Bad. Ihm allein war es verstattet, in das Heilige einzugehen, denn er trug kein wollenes, sondern ein leinenes Gewand. Er ging immer allein in den Tempel, wo man ihn finden konnte, wie er auf den Knien lag und Gott für das Volk um Vergebung bat. Weil er immer auf den Knien lag und so zu Gott betete und für das Volk um Vergebung bat, so waren die Knie verhärtet wie die eines

Kamels. Wegen seiner außerordentlichen Gerechtigkeit wurde er der Gerechte genannt und Oblias, d. h. Schutz des Volkes und Gerechtigkeit, wie die Propheten von ihm anzeigen." Die Beschreibung macht den Eindruck, als wenn sie auf guter Erinnerung beruhte. Den Christen der späteren Zeit ist bei Jakobus nichts so sehr aufgefallen wie die jüdischen Züge seines Wesens und seiner Frömmigkeit. Er war von seiner Mutter Maria zum Nasiräer geweiht worden und lebte in ständiger Enthaltsamkeit. Demgegenüber ist es wieder bezeichnend, wenn wir durch Paulus erfahren, daß er verheiratet war[11]; denn die jüdische Askese äußerte sich nur selten in der Scheu vor der Ehe. Er trug ein leinenes Gewand wie die Priester und die Essener. Als Hoherpriester der Christengemeinde fühlte er sich verpflichtet für ganz Israel, und die Juden dankten ihm seine Fürsorge durch ihre Verehrung. Die Beinamen, die er trug, sind ein Ausdruck seiner Beliebtheit. Wenn jemand der Gerechte genannt wurde, so war das ein hoher Ehrentitel, und er wurde niemandem zu teil, der nicht in der Beobachtung des Gesetzes untadelig war. Jakobus ist der erste Charakterkopf, der uns in der Geschichte des Christentums entgegentritt. Seine Züge und sein Gebahren erinnern uns wiederum mehr an den alten als an den neuen Bund. Seine Mutter und seine Brüder werden wir uns nicht anders vorzustellen haben.

Das religiöse Leben der Gemeinde wurde von diesen Männern getragen. Ihnen war Christus erschienen, zuerst dem Petrus, dann den Zwölf, dann mehr als fünfhundert Brüdern auf einmal, dann dem Jakobus, dann den Aposteln allen; ferner aber auch den Frauen am Grabe, den beiden Jüngern auf dem Wege nach Emmaus, und vielen andern. Und in ihnen allen, Männern und Frauen, Aposteln und Propheten, lebte Christus; sein Geist war in ihnen und tat sich ihnen täglich kund.

Dieser Enthusiasmus gab der neuen Religion ihre Eigenart. Kurz vorher war Johannes der Täufer aufgetreten und hatte eine ähnliche religiöse Bewegung hervorgerufen. Nach seinem Namen nannte sich eine andere Sekte von Juden, die sich schnell in Palästina und in der Diaspora ausgebreitet hatte. Ihre Sonderlehre bestand in neuen Vorschriften über religiöse Reinheit, ihre Praxis in Taufen und Waschungen. Aber ihnen fehlte der Geist; nicht einmal Johannes selbst hatte Wunder getan. Im Christentum war der Geist lebendig mit der ganzen Fülle seiner Wirkungen, er lebte in allen Gläubigen. Er beseelte die einzelnen und stärkte das Ganze. Er erhob die Jünger in Verzückung bis hinauf zum Thron Gottes und offenbarte ihnen göttliche Geheimnisse; er gab ihnen die

Worte auf die Lippen und zeigte ihnen die Wege, die sie gehen sollten. Oft fiel der Geist auf die ganze Gemeinde von Jüngern, daß sie alle weissagten und mit Zungen redeten, wie bei jener Versammlung, von der uns die Pfingstgeschichte erzählt. Die Jünger Jesu waren einer Gnade gewürdigt, wie sie niemand in gleicher Weise aufzuweisen hatte. Hier auf Erden in den ärmlichsten Verhältnissen, übersehen, verachtet und gedrückt, lebten sie schon im Himmel und nahmen teil an Gottes Kraft und an Gottes Ratschlüssen. Der ständige Verkehr mit dem lebendigen Christus muß die volle Frische des neuen Erlebens gehabt haben; rühmten sich doch später die Missionare dieser Gemeinde selbst dem Paulus gegenüber, daß sie mit Christus enger und inniger verbunden wären als er. Eine Begeisterung ohnegleichen muß sich damals betätigt haben. Ein Sturmwind entfesselte sich in den Bergen des Heiligen Landes, der bald die ganze Welt erfüllen sollte.

Im übrigen wich das gottesdienstliche Leben der kleinen Gemeinschaft von dem üblichen nicht weit ab. In Jerusalem gab es damals wie heute zahlreiche Synagogen, in denen sich die einheimischen Parteien und die auswärtigen Juden bei ihren Gottesdiensten versammelten. In ihre Menge hinein schob sich die neue Gemeinde der Galiläer. Zu einer eigenen Synagoge scheint sie es freilich selbst in Jerusalem nicht gebracht zu haben. Sie war wohl zu arm dazu und hatte zu sehr unter der Mißgunst der Bevölkerung zu leiden, als daß sie sich in aller Form hätte einrichten können; und das natürliche Bestreben aller Gemeinschaften, zu festen Formen zu gelangen, wurde bei der Christengemeinde zum großen Teil aufgehoben durch die bestimmte Erwartung des nahen Endes aller Dinge. Das eine Mal, wo wir den Ort ihrer Versammlung erfahren, ist es ein Privathaus in Jerusalem, das der Maria gehörte, der Mutter des Johannes Markus[12]. Aber ein eignes Gemeindehaus ist schließlich eine Äußerlichkeit im Leben der Gemeinde, und die späteren heidenchristlichen Gemeinden haben es ebenfalls lange Zeit entbehren müssen. Die Hauptsache war, daß ihre Versammlungen geschlossen waren und regelmäßig stattfanden, und das ist offenbar der Fall gewesen.

Wir müssen annehmen, daß die Gottesdienste der Christen von denen der Synagoge nicht wesentlich verschieden waren. Die „Galiläer" werden am Sabbat und an den andern üblichen Tagen zusammengekommen sein; sie werden sich aus dem hebräischen Alten Testament vorgelesen haben, um es dann in ihrer Weise zu erklären. Die Gebete und Bekenntnisse des Judentums werden nicht gefehlt haben. Dazu wird dann als

das Neue die Predigt von Jesus getreten sein. Apostel und Propheten zeugten von der Gemeinschaft mit ihm, und die Gemeinde sang neue Lieder zu seinem Preise. Die Gemeinsamkeit der Anbetung und Hoffnung fand so ihren Ausdruck. Vor allem vereinte man sich zu gemeinsamen Mahlzeiten. Das war damals allgemeine Sitte bei den religiösen Genossenschaften, jüdischen wie heidnischen, und die Apostelgeschichte erzählt es ausdrücklich von der Gemeinde[13]. Die Mahlzeiten standen derartig im Mittelpunkt ihres Lebens, daß die ersten Vertrauensmänner, die man sich wählte, zum „Tischdienst“ erkoren wurden. Sie sollten für die gerechte Verteilung der Speisen Sorge tragen und besonders der Witwen gedenken, die auf die Versorgung durch die Gemeinde angewiesen waren[14]. War man zum Essen versammelt, dann gedachte man bei feierlicher Gelegenheit jener letzten Mahlzeit, die Jesus mit den Seinen in der Todesnacht gefeiert hatte. Wie Jesus damals das Brot gebrochen und den Kelch gereicht, so feierte man das Bundesmahl weiter, um die Innigkeit der eigenen Gemeinschaft zu stärken, und ihres Ursprungs zu gedenken. Die Gemeinde war ein Bruderbund mit eignen heiligen Erinnerungen und Hoffnungen.

Trotz der starken jüdischen Färbung der Gemeinde war ein gewisser Einschlag des Griechentums bald vorhanden. Er war mit der Lage des Judentums gegeben. Juden waren im ganzen römischen Reich vorhanden, seit Jahrhunderten in vielen Provinzen angesiedelt und alle waren mehr oder weniger Griechen geworden. Von ihnen strömte stets ein Teil aus der Diaspora zu dauerndem Aufenthalt nach Palästina zurück. Hatte man in der Fremde sein Glück gemacht, so genoß man den Rest des Lebens in der Heimat und erwartete den Tod auf dem heiligen Boden der Väter. Das waren die Hellenisten. Wir haben die Überlieferung, daß sie in der Gemeinde stark vertreten waren[14]. Durch ihre Welterfahrung und den griechischen Bestandteil ihrer Bildung fühlten sie sich als geschlossene Gruppe gegenüber den palästinensischen Christen und traten gelegentlich ihnen gegenüber auf. Bei einer Gelegenheit, deren die Apostelgeschichte gedenkt, glaubten sie den Aposteln Parteilichkeit vorwerfen zu können bei der Verteilung der Liebesgaben, die besonders den Witwen zugute kamen. Die hebräischen Witwen wurden bevorzugt, die griechischen häufig übergangen. Die Apostel sahen den Grund der Klage in ihrer eigenen Überlastung, die es ihnen nicht getattete, den „Tischdienst“ regelmäßig zu besorgen, und auf ihre Veranlassung wurden jene sieben Männer gewählt, deren Namen die Apostelgeschichte[15] überliefert. Es waren Ste-

phanus, Philippus, Prochorus, Nikanor, Timon, Parmenas und Nikolaus, ein Proselyt aus Antiochien, also lauter Männer mit griechischen Namen, und der letzte als Proselyt nicht einmal ein geborener Jude. Die Absicht der Apostel war offenbar, den Klagen der Hellenisten dadurch den Grund zu nehmen, daß man sieben Männer ihrer Gruppe mit der Almosenverteilung beauftragte, während sie selbst alle Palästinenser waren. Wenn aber die Gemeinde die Siebenmänner gewählt hat, dürfen wir bei ihr einen starken hellenistischen Bestandteil voraussetzen.

Seitdem standen neben den Zwölfen die Sieben, und beide bildeten zusammen die Regierung der Gemeinde, unter der maßgebenden Leitung Jakobus des Gerechten. Ihre Rechte waren nicht festgesetzt und gegeneinander abgegrenzt; die Tätigkeit der Sieben beschränkte sich nicht auf den Tischdienst: zwei von ihnen waren hauptsächlich anderweitig beschäftigt, Stephanus als geistesmächtiger Lehrer und Philippus als Missionar; jeder hatte die Stellung und den Einfluß, den er sich zu verschaffen wußte. Daher war es nicht ausgeschlossen, daß auch andere, die nicht zu den Zwölfen oder den Sieben gehörten, zur Regierung der Gemeinde mit herangezogen wurden. Wer geeignet war, die Versammlung zu erbauen und zu leiten, wird von den Aposteln nicht ausgeschlossen worden sein. Wir erfahren die Namen des Joseph Barnabas, des Agabus, des Judas Barsabbas und des Silas. Sie alle werden ausdrücklich als Propheten bezeichnet. Es ist von Interesse, zu wissen, daß zwei von ihnen Hellenisten waren; der wohlhabende Barnabas stammte aus Zypern, und Silas besaß das römische Bürgerrecht. Man nannte die leitenden Persönlichkeiten in ihrer Gesamtheit „die Apostel und die Presbyter"; die Apostel waren die Zwölf; unter dem Titel Presbyter faßte man die Siebenmänner und die übrigen Führer zusammen. Die Apostel und Presbyter werden ihre Sitzungen in den allgemein üblichen Formen abgehalten haben; zu wichtigeren Beschlüssen pflegte man die Gesamtheit der Gemeinde heranzuziehen.

Es fällt auf, daß die eingeborenen Jerusalemer in der Regierung der Gemeinde zu keiner besonderen Geltung gekommen sind. Denn wenn wir hören, daß sich die Gemeinde in der ersten Zeit stark vermehrte, so wird der Zugang zum guten Teil aus jerusalemischen Juden bestanden haben. Es wird ausdrücklich erzählt, daß schon früh Priester in großer Anzahl ihr beigetreten waren[16], und daß auch von den Pharisäern[17] manche gewonnen wurden. Zu einem beherrschenden Einfluß haben sie es aber nicht zu bringen vermocht, und man war, wie es scheint, weit entfernt

davon, neben die galiläischen Apostel und die hellenistischen Siebenmänner ein drittes Kollegium zu schaffen, das sich aus den Führern der hauptstädtischen Christen zusammengesetzt hätte. Bei den Verhandlungen mit Paulus machten sich die gläubig gewordenen Pharisäer als Gruppe geltend, indem sie einen stark gesetzlichen Antrag stellten; aber sie wurden überstimmt, und Paulus bezeichnete sie später als eingeschlichene falsche Brüder[18]. Man möchte daraus schließen, daß die Gemeinde allzu tiefe Wurzeln in Jerusalem nicht geschlagen hat. Obwohl sie zum großen Teil aus Hauptstädtern bestand und sich zunächst aus Jerusalem ergänzte, scheint sie doch ihrem Charakter nach eine Sekte von Galiläern und Hellenisten geblieben zu sein.

IV. DIE ZUKUNFTSERWARTUNG

Durch den Aufenthalt in Jerusalem wurden die „Galiläer" unaufhaltsam in die national-religiöse Bewegung des Judentums hineingezogen. Seit dem Jahre 6 unsrer Zeitrechnung war Judäa römische Provinz; ein römischer Beamter residierte in Cäsarea als Statthalter; nur vorübergehend, unter Kaiser Klaudius, ist Jerusalem wieder von einem jüdischen König regiert worden, von Herodes Agrippa I. Die jüdische Statthalterschaft war von der römischen Regierung eingerichtet worden, weil man Jerusalem und seine Umgebung unter strengerer Aufsicht halten wollte; man nahm mit Recht an, daß die völkischen Bestrebungen der Juden in der Heiligen Stadt ihren Mittelpunkt hätten. Und allerdings empfand der beste Teil des Volkes die römische Herrschaft als ein Unrecht. Man erinnerte sich der alten Verheißungen, und hoffte auf eine neue herrliche Zukunft des Volkes. Die Pharisäer schürten mit ihren religiösen Bestrebungen den Haß gegen das bestehende Regiment, so daß gerade in den Kreisen der Frommen der Herd der jüdischen Revolution zu suchen ist. Die Lage wurde verschärft durch die unverständigen Maßregeln der Regierung zur Zeit der Caligula; hatte doch der Kaiser geradezu den Befehl gegeben, seine Bildsäule im Allerheiligsten des Tempels von Jerusalem aufzustellen. Das war für die Frommen der Gipfel aller Greuel; die Zeiten des Antiochus Epiphanes schienen zurückgekehrt zu sein. Aber welch eine gefährliche Erinnerung war das! Als die Not am größten, war Gott am nächsten gewesen: aus dem Jammer der Seleukidenzeit war damals das Heldengeschlecht der Makkabäer geboren, das Israel errettet hatte. Warum sollte jetzt unmöglich sein, was damals

möglich gewesen war? Nicht mit Unrecht hat man gesagt, daß der jüdische Aufstand schon mit dem Jahre 44 begonnen habe. In der Tat stand das Land seitdem unter dem Zeichen des Aufruhrs. Er war nicht organisiert und bestand mehr in Reden als in Taten; wer aber den Pulsschlag der Volksseele zu fühlen verstand, hätte in den vierziger Jahren erraten können, was endlich in den sechziger Jahren gekommen ist: der Freiheitskampf des jüdischen Volkes. Was in dem armen Volk lebendig war von Selbstbewußtsein und Stolz, von Gottvertrauen und von Römerhaß, das trat in den Gottesdiensten der Synagoge in die Erscheinung. Propheten weissagten von dem endlichen Siege Israels, und aus der nächsten Folgezeit wissen wir von mehr als einem, der durch göttlichen Auftrag sich zu raschem Handeln berufen wähnte, und die Massen für sich zu gewinnen wußte — freilich vergebens. Gleich unter dem ersten Landpfleger, den Klaudius nach dem Tode Agrippas geschickt hatte, unter Cuspius Fadus, trat ein Prophet Theudas in Judäa auf. Er überredete eine große Menschenmenge, ihre Habe mitzunehmen und ihm an den Jordan zu folgen. Er gab sich für einen Propheten aus und versicherte, er könne durch ein bloßes Machtwort — wie der alte Elia — den Fluß teilen und ihnen leichten Durchzug verschaffen. Fadus ließ die Schar durch ein Reitergeschwader überfallen, wodurch ein Teil getötet, ein andrer gefangen genommen wurde. Unter letzteren befand sich Theudas selbst. Er wurde hingerichtet und sein Kopf in Jerusalem ausgestellt. — Ein anderer Prophet war ein ungenannter Ägypter unter dem Landpfleger Felix, der gegen dreißigtausend Mann um sich sammelte und mit ihnen auf den Ölberg zog, um von dort aus Jerusalem zu stürmen. Wer mit ihm in die Stadt dränge, sollte zu seiner Leibwache gehören. Felix zog ihm entgegen; ein großer Teil der Anhänger wurde erschlagen oder gefangen; der Ägypter entkam, und es war der Glaube verbreitet, er würde es noch einmal versuchen. Selbst über die Grenzen Palästinas hinaus wirkten die jüdischen Propheten, und je mehr sich die Wolken über dem Heiligen Lande zusammenzogen, je dumpfer die Luft wurde, desto zahlreicher traten die Leute auf, die eine Botschaft an das Volk auszurichten hatten. Noch in der belagerten Stadt Jerusalem des Jahres 70 müssen sich, kurz vor dem Fall, solche Stimmen erhoben haben, und auch die späteren Aufstände des Volkes waren von Propheten angeführt. Solchen Ausbrüchen des Fanatismus gegenüber werden die „Galiläer" für sehr ruhig gegolten haben. Ihr Meister und Führer thronte über den Wolken, und man machte von ihm alle

Zukunft abhängig. Man erwartete ihn mit heißem Sehnen, war aber eben dadurch zu einer abwartenden Haltung verurteilt. Für die Zwischenzeit hatte er ihnen den Weg gewiesen. Er hatte Gehorsam gegenüber der Obrigkeit gepredigt, und hatte darüber keinen Zweifel gelassen, daß dem Staate die Steuer zu entrichten sei, woran die Pharisäer Anstoß nahmen[19].

Die national-religiösen Hoffnungen des Volkes waren niedergelegt in einer eigenen Literatur, die in der Seleukidenzeit entstanden, seitdem immer neue Blüten trieb. In Anlehnung an die Werke der alten Propheten sprachen die „Apokalypsen" in Zukunftsbildern von schrecklichen Zeiten der Verwüstung, von einem furchtbaren Entscheidungskampf und einem endlichen Sieg Israels. Die orientalische Phantasie konnte sich nicht genug tun, grelle Bilder zusammenzutragen, um sich die Schrecken der Durchgangszeit und die Herrlichkeit des Endreiches auszumalen. Das Verlangen nach dem Umschwung wurde damit neu angefacht, und die Gegenwart schien immer unerträglicher. Es war eine planmäßige Aufreizung des Volkes mit religiösen Mitteln. So war die Gefahr vorhanden, daß die junge Partei der Christusverehrer auf dem literarischen Wege in den Strudel hineingezogen würde. Man hat sich anfangs anscheinend nicht mit Zurückhaltung benommen, sondern unbefangen die ganze wilde Gedankenflut in sich aufgenommen und weitergegeben. Die Nationalliteratur der Apokalypsen wurde mit dem Alten Testament von den christlichen Gemeinden gelesen und galt ihnen als Heilige Schrift, als die göttliche Offenbarung. Wir haben auch christliche Schriften, in denen die Herrschaft Roms mit Bildern des Abscheus und des Ekels beschrieben wird[20]. Rom wird geschildert als das Weib, das an den großen Wassern auf den sieben Hügeln sitzt; sie hat mit den Königen der Erde gebuhlt und ist trunken vom Blut der Heiligen. Wehe über Wehe ertönt gegen sie; sie geht einem Sturz ohnegleichen entgegen. Es wird ihr gehen wie den Riesenstädten im Osten, von deren einstiger Herrlichkeit die Heiligen Schriften sprachen, und deren Ruinen man kannte. Das kaiserliche Rom wird mit Babylon verglichen, wird in sicherer Zuversicht seines Untergangs geradezu Babel genannt.

Die Verkündiger Christi konnten sich um so weniger dem Zauberklang der Zukunftsmusik entziehen, als sie selbst im Herzen eine ganz ähnliche Erwartung hegten. Auch ihre Blicke waren von der Gegenwart in eine herrliche Zukunft gerichtet. Sie hofften auf ein Reich, das bald kommen und allen Reichen der Erde ein Ende machen sollte. Nur war bei ihnen

alles an den einen Namen Jesus geknüpft. In das grausige Gemälde der Apokalyptik ließ sich durch eine leichte Änderung die Gestalt Jesu einsetzen, und die Änderung war so einleuchtend, daß das Ganze erst dadurch Licht und Leben zu erhalten schien. Der Wendepunkt der Geschichte, die Rettung Israels, wurde herbeigeführt durch die Wiederkunft Jesu. Er selbst hatte das gesagt. Wenn der Befehl Gottes ergeht, wenn der Erzengel Michael seine Stimme erhebt, und die Posaune des Gerichts erschallt, dann wird Jesus vom Himmel herabkommen. Die verstorbenen Christen werden sich aus den Gräbern erheben und sich mit ihm vereinigen; die andere Schar der Auserwählten, die noch am Leben ist, wird sich versammeln und ebenfalls zu ihm stoßen. Das ist der Tag des Herrn. Ein Gericht über alle Menschen findet statt, über die verstorbenen und die lebenden, von Gott und Christus abgehalten. Der Menschensohn sitzt auf dem Thron seiner Herrlichkeit. Die Apostel setzen sich als Beisitzer des Gerichts auf zwölf andere Throne. Und dann erscheint die unendlich große Schar aller Menschen vor diesem Gericht, um den Urteilsspruch zu empfangen. Wer den Namen Jesu an der Stirn trägt, zieht ein in das Reich Gottes. „Selig sind, die zum Hochzeitsmahl des Lammes berufen sind“[21]. „Und jeder, der dahingegeben hat Haus und Hof, Brüder und Schwestern, Vater, Mutter und Kinder um meines Namens willen, wird das vielfältig wiederempfangen“[22]. Alle andern Menschen gehen zugrunde.

Diesen gänzlichen Umschwung aller Dinge erwartete man in der nächsten Zukunft. Die Propheten werden vorzugsweise von ihm gesprochen haben. In zahlreichen Worten Jesu und der Apostel spiegelt sich jener Glaube wieder. Sie gingen damals von Mund zu Mund als ein seliges Geheimnis, dessen man sicher war. „Ich sage euch wahrhaftig: es sind einige unter denen, die hier stehen, welche den Tod nicht kosten werden, bis sie das Reich Gottes sehen“[23]. „Wahrlich, ich sage euch, dies Geschlecht wird nimmermehr vergehen, bis es alles geschieht“[24]. „Siehe ich stehe vor der Tür und klopfe an; wer meine Stimme hört und die Tür aufmacht, zu dem werde ich eingehen und mit ihm die Mahlzeit halten und er mit mir“[25]. In dem Bild von dem Bräutigam und der Braut brachte man die Hoffnung zum Ausdruck. Christus und die Gemeinde sind füreinander bestimmt, und sie harrt sehnsüchtig seines Kommens. Das Warten hat bald ein Ende; es ist eine Übergangszeit, die in der seligen Zukunft vergessen sein wird. Der Bräutigam kommt um Mitternacht und nicht alle werden gerüstet sein, ihn zu empfangen. Er kommt

JERUSALEM

wie ein Dieb in der Nacht, — wenn man ihn am wenigsten erwartet — wie die Wehen über die Schwangere. „Eure Lenden sollen gegürtet sein und die Lichter brennen, und ihr sollt Leuten gleichen, die ihren Herrn erwarten, wenn er aufbricht von der Hochzeit, damit sie ihm alsbald öffnen, wenn er kommt und anklopft. Selig sind die Knechte, die der Herr, wenn er kommt, wachend finden wird; wahrlich ich sage euch, er wird sich gürten und sie sitzen heißen und wird herumgehen und ihnen aufwarten"[26].

In diese überirdische Weltanschauung lebte und betete man sich derartig hinein, daß man die vollen Folgerungen daraus zog. Man fühlte sich als die Gemeinde der Heiligen, und sah der Zukunft mit seliger Freude entgegen. Wer zu ihr zählte, der gehörte beim Endgericht zu den Geretteten; wer aber in der Gegenwart Christus verwarf, über den wird der Herr einstmals sein Verdammungsurteil sprechen. Hier auf Erden hat jeder Mensch sein Schicksal zu wählen; wie er sich zu Jesus dem Messias stellt, das entscheidet über sein Geschick in Zeit und Ewigkeit. Die einen werden an jenem Tage den Namen Jesu an der Stirn tragen, die andern werden verworfen werden. Freilich handelte es sich nicht nur um die äußere Zugehörigkeit zur Gemeinde, sondern darum, daß jeder im Geist Jesu lebte. Sein Geist schuf die Menschen um, in ein neues Leben der Gerechtigkeit, der Bruderliebe und der Bereitschaft zum Leiden. Wer in seinem Leben nicht die Merkmale des Lebens Jesu zeigte, der war nicht sein. Die Apostel hatten als die Führer der Gemeinde darüber zu entscheiden, ob einer würdig war, in ihre Gemeinschaft aufgenommen zu werden oder nicht, und sie hatten auch die Macht in Händen, unwürdige Mitglieder hinauszuweisen. In ihnen war Christus lebendig, so daß ihre Entscheidungen unwiderruflich waren; sie würden ja auch beim Weltgericht als Christi Beisitzer tätig sein. „Ich will dir die Schlüssel des Reichs der Himmel geben," wurde dem Petrus gesagt, „und was du auf Erden binden wirst, soll gebunden sein im Himmel, und was du auf Erden lösen wirst, soll gelöst sein im Himmel"[27]. Die Gemeinschaft der Galiläer in Jerusalem, so klein, so arm und so gedrückt sie war, stellte doch in ihrem Bestand den ganzen Rest dar, der übrig bleiben wird, wenn die Herrlichkeit der Welt ein Ende nimmt im Schrecken, und wenn Gott selbst seine Herrschaft antritt, die er so lange hinausgeschoben hatte. Sie war schon hier auf Erden das Reich des Himmels. „Fürchte dich nicht, du kleine Herde; denn euer Vater hat beschlossen, euch das Reich zu geben"[28].

Nicht minder ernsthaft zog man seine Folgerungen aus der einzigartigen Lage, in der man sich befand, nach einer andern Seite. Wenn schon in kurzer Zeit das Ende aller Zeiten bevorstand, dann hatte es keinen Sinn mehr, zu arbeiten über den Bedarf des Tages hinaus. War nur für den notwendigen Unterhalt gesorgt, so konnte man die Zukunft Gott überlassen. Die irdischen Güter verloren ihren Wert im Glanz der Zukunft. Wer konnte sagen, wie oft man noch die Ernte des Ackers genießen und die Frucht der Bäume pflücken würde, bis alles in den großen Untergang hineingerissen würde. Wir hören ausdrücklich, daß manche begüterte Christen ihre Grundstücke verkauften und den Erlös der Gemeinde überwiesen[29]. Denn die Gemeinde hatte große Bedürfnisse. Sie hatte viele Arme in ihrer Mitte, vor allem waren zahlreiche Witwen zu versorgen, und die gemeinsamen Mahlzeiten erforderten die Beihilfe aller. Daher steuerten die Wohlhabenden bei für die Armen, und sie waren überzeugt, daß sie ihren irdischen Besitz Christus darbrachten. Denn sie hatten Jesu Wort: „Amen, ich sage euch, was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan"[30].

Es fehlt uns schließlich doch die nähere Vorstellung davon, wie wir uns das gemeinschaftliche Leben der Gemeinde zu denken haben, wir können es nur in den Hauptumrissen zeichnen. Allgemeine Erwägungen legen es nahe, und auch unsre Quellen lassen es erkennen, daß feste Ordnungen, die das Leben der Gemeinde regelten, nicht vorhanden waren. Man hielt sich in den Formen des Gottesdienstes und der Frömmigkeit an die jüdische Überlieferung, und überließ alles weitere der Eingebung des einzelnen und dem Zufall des Augenblicks. An eine grundsätzliche Regelung der Verhältnisse hat man nicht gedacht; dazu fehlte die Ruhe und die Stimmung. Wenn man später in den heidenchristlichen Kreisen auf die ehemalige Gemeinde in Jerusalem hinblickte als auf ein Vorbild aller Christengemeinden, in der das Ideal christlicher Liebesgemeinschaft Wirklichkeit geworden war, so ist das gewiß in der Hauptsache richtig, da niemals wieder der Geist Christi eine Gemeinde so lebendig durchdrungen hat, wie jene Schar der ersten Zeugen; es ist aber unrichtig, wenn man sich vorstellte, als ob eine strenge Ordnung christlich-sozialer Art, eine allgemeine Gütergemeinschaft damals durchgeführt worden wäre. Die Apostelgeschichte zeigt es selbst an andern Stellen, daß man davon weit entfernt war[31]. Überhaupt ist aber die Apostelgeschichte

nicht in erster Linie als Quelle für die Gemeinde in Jerusalem zu verwerten. Was sie uns gibt, sind Nachrichten über die Hauptereignisse im Leben der Gemeinde, die augenscheinlich auf guter Überlieferung beruhen. Sie sind von dem Verfasser zusammengefügt worden zu einem Bild der Gemeinde, das wir als eine feinsinnige Darstellung bewundern, gerade weil sie von einem Späteren entworfen ist. Was uns aber das Wichtigste ist, die religiöse Physiognomie der Gemeinde, das entnehmen wir einer andern Darstellung, welche die Gemeinde von sich selbst entworfen hat, nämlich unsern drei ersten Evangelien. In den Erzählungen der Worte und Taten Jesu, welche sie damals sammelte, hat sie zugleich sich selbst gezeichnet. Aus jeder Lebensbeschreibung schaut der Schriftsteller heraus, aus dem Bilde Jesu das Antlitz der ersten Gemeinde. Es ist um so treuer und wertvoller, als es *ohne* Absicht entworfen ist. Es ist eine Selbstbiographie wider Willen.

V. DIE SAMMLUNG DER EVANGELIEN

Was wir an echten Worten und Taten Jesu besitzen, ist in jenen Jahrzehnten dem Gedächtnis der Gemeinde und dann dem Papier anvertraut worden, von den Augenzeugen seines Lebens und von denen, die deren Umgang genossen hatten. Es war ihnen allen eine heilige Sache, diesen Schatz zu sammeln; die Worte Jesu waren die Richtschnur ihres Lebens und verbürgten eine selige Zukunft; und die Wunder Jesu zeigten seine göttliche Macht und Herrlichkeit. Sie haben mit Jüngertreue gesammelt und niedergeschrieben. Es gibt keinen besseren Vermittler für Überlieferungen als einfache Menschenherzen. Dazu lebten sie unter Verhältnissen, die der treuen Übermittlung der Worte Jesu günstig waren. Die Jünger Jesu standen auf demselben Boden, auf dem Jesus gewandelt hatte; sie sprachen seine Sprache; das Alte Testament war nach wie vor ihre Heilige Schrift, ihre Gottesdienste waren von denen der Juden nicht allzu verschieden; ihre Feinde waren dieselben, die ihm nach dem Leben getrachtet hatten. So wurde das Bild Jesu auf den richtigen Hintergrund gezeichnet und es blieb vor dem schlimmen Schicksal bewahrt, durch Umsetzung in eine andere Umwelt Zug für Zug verschoben zu werden.

Es werden ihrer viele gewesen sein, die etwas von Jesus zu erzählen wußten. Wo überhaupt Jünger lebten, wird man von ihm gesprochen haben, und je mehr sie zunahmen, um so mehr wird die Erinnerung

aufgewacht sein. Vieles wird in den Städten am See Genezareth aufbewahrt geblieben sein, nicht weniger in Jerusalem. Wir haben gewiß nicht alles, was damals erzählt wurde. Es ist bezeichnend, daß unsre drei ersten Evangelien, jedes nach dem andern, noch neue und wertvolle Quellen zu erschließen weiß, und daß endlich das vierte uns manches berichtet, von dem die andern nichts wissen. Wir müssen demnach vermuten, daß damals noch vieles bekannt war, was später als minder wichtig erschien, deshalb vergessen wurde und schließlich nicht mehr überliefert worden ist. Das beste und wichtigste aber ist uns erhalten, und es genügt, um ein Bild von dem Leben und der Lehre Jesu zu gewinnen.

Die Überlieferung von Jesus wurde aber von Anfang an unter bestimmte Gesichtspunkte gestellt. Jesus hatte sich durch seine Auferstehung als den Messias erwiesen; er war der, von dem die Propheten gesprochen hatten. Als fromme Juden stellten die Jünger alles, was sie von Jesus wußten, in die Beleuchtung der alten Schriften, der Psalmen und Propheten. Beides gehörte für sie naturgemäß zusammen als Weissagung und Erfüllung. Sie scheinen mit Entzücken jede Stelle entdeckt zu haben, die von dem kommenden Messias sprach oder sich auf ihn beziehen ließ; dann werden sie sich Jesu Leben in Gedanken vor Augen gestellt haben, um zu erwägen, ob sich nicht noch spezielle Gleichungspunkte zwischen den Worten der Propheten und den Zügen Jesu ergaben. Die Prophetenstellen, die im Sinne Jesu von einer Vertiefung der Frömmigkeit sprachen, werden mit besonderer Freude verlesen worden sein; man schöpfte aus ihnen das Selbstbewußtsein, den Tempeldienst als das minder Wesentliche zu betrachten und ein Leben nach Jesu Grundsätzen zu führen.

Aber nicht nur das Alte Testament sprach von dem Messias. Die jüdischen Schriftgelehrten hatten sich seit längerer Zeit des heiligen Stoffes bemächtigt, und hatten durch Ausdeutung dem Alten Testament noch eine Menge bestimmter Züge abgewonnen, mit denen sie das Bild des künftigen Messias ausstatteten. Wir werden uns vorzustellen haben, daß jene messianische Dogmatik in ihren wichtigsten Bestandteilen schon längst aus dem Studium der Theologen in das Bewußtsein des Volkes übergegangen war, und den Christen erwuchs damit die neue Aufgabe, die Überlieferung von Jesus mit dem jüdischen Messiasbild auszugleichen. Zahlreiche Züge in allen vier Evangelien erklären sich aus diesem Bestreben. Der Messias

sollte ein Nachkomme Davids sein, — diesem Nachweis dienen die beiden Stammbäume, in aufsteigender und absteigender Linie, die bei Matthäus und Lukas erhalten sind. Er sollte aus der Verborgenheit plötzlich auftauchen — das war am leichtesten darzulegen, da man von seinem Werdegang nur allzuwenig zu erzählen wußte. Der Prophet Elias sollte sein Vorläufer sein — und Jesus hatte einen gewaltigen Wegbereiter gehabt, Johannes den Täufer, der im Geist und in der Kraft des Elias gewirkt hatte. Andere gaben ihm zwei Herolde, Moses und Elias, — diese beiden waren Jesus erschienen auf dem Berge der Verklärung. Der Messias sollte auf der Höhe des Ölbergs erscheinen und nach Sacharja 9, 9 auf einem Eselsfüllen in Jerusalem einziehen — und Jesus war ja auf seiner letzten Reise über Bethphage am Ölberg gekommen und ein junger Esel hatte ihn getragen, als die Volksmenge ihm als Messias zujubelte. Und wenn schließlich das Leben Jesu den wesentlichsten Zug jenes jüdischen Messiasbildes zu entbehren schien, die königliche Macht, mit der er das Reich seines Vaters David aufrichten und ein Herrscher der Welt werden sollte, so wurde dies alles gläubig in die Zukunft verlegt. Sein schmachvoller Tod war nur der schmerzvolle Übergang zur Herrlichkeit des Vaters, in der er sich nunmehr befand, und in Herrlichkeit wird er wiederkommen, um alles einzulösen, was die Frommen von ihm glaubten und erhofften.

Man sah die Stadt Jerusalem und das ganze Land mit andern Augen an, seitdem der Herr dort geweilt hatte. Die Stätten, die sein heiliger Fuß berührt hatte, schienen geweiht zu sein, und mahnten täglich an die wunderbaren Ereignisse, die sich dort zugetragen hatten. Es konnte nicht ausbleiben, daß bald die Steine zu reden anfingen und ihrerseits Träger der Überlieferung wurden. Auf solchem Boden pflegt dann die Sage zu keimen. Davon ist aber nur sehr wenig in die Evangelien gelangt. Es muß doch eine Voraussetzung zur Legendenbildung gefehlt haben: das, was man später Reliquienverehrung nannte. Wo ein Geschlecht dazu neigt, den Erdenrest für heilig zu halten, da werden bald viele Reliquien vorhanden sein und die heiligen Stätten werden wie Pilze aus dem Boden wachsen. Das ist auf demselben Boden Palästinas im vierten Jahrhundert der Fall gewesen, aber noch nicht im ersten. Es scheint nicht in der Welt des Judentums gelegen zu haben. Man verehrte in Bethlehem die Geburtsstätte Jesu, — wir hören aber erst später, daß man Stall und

Krippe gezeigt hat. Es fehlt jede Andeutung darüber, daß das Grab Jesu der Gegenstand besondrer Andacht gewesen wäre. Die Überlieferung war zurückhaltend. Was von dieser Art auf Jerusalem zurückgeht, stammt aus anderer Zeit. Wenn man daran denkt, wie gefährlich diese Art von Legendenbildung der geschichtlichen Überlieferung zu sein pflegt, haben wir allen Grund zur Befriedigung, daß die Keime der Evangelien von solchem Schlinggewächs verschont worden sind.
In solcher Sphäre lebte man, mit derartigen Gedanken beschäftigte man sich, und unter diesen Gesichtspunkten hat man die Worte und Taten Jesu niedergeschrieben. Denn der Weg von der mündlichen Erzählung bis zur schriftlichen Aufzeichnung war damals so kurz wie heute; es ist gewiß sehr früh mancherlei aufgeschrieben worden, einzelne kleine Geschichten von Jesus, einzelne Worte und selbst kleine Zusammenstellungen von solchen. Im ganzen wird man sagen dürfen, daß die namenlosen Schreiber etwas erreicht haben, was der schriftstellerischen Kunst der damaligen Zeit unerreichbar gewesen wäre; sie haben ein Bild Jesu geschaffen, dessen Echtheit sich stets aufs neue bewährt. Denn auf jenen ersten Sammlungen von Worten und Taten Jesu beruhen unsre drei ersten Evangelien, und aus dem ersten und dritten lassen sich noch große Stücke ausscheiden, die damals in Jerusalem zusammengestellt sind. Man wird ursprünglich und in der Regel aramäisch geschrieben haben und den weiteren Schritt, den unsre Evangelienstoffe durchlaufen haben, die schwierige Umsetzung in die griechische Sprache, andern überlassen haben; er wird aber ebenfalls noch an Ort und Stelle gemacht sein. In allen Städten Palästinas, nicht am wenigsten in Jerusalem, gab es zwei- und dreisprachige Menschen, wie das bei unterworfenen Völkern überall der Fall ist. In Jerusalem wird jeder halbwegs Gebildete griechisch gesprochen haben, außerdem noch mancher andere, der durch seine Geschäftsbeziehungen auf den Verkehr mit Griechen und Römern angewiesen war; die zahlreichen Hellenisten waren alle mehr oder weniger geborene Griechen. In der Gemeinde waren also zweisprachige Menschen genug vorhanden, und damit war die Möglichkeit gegeben, den Evangelienstoff ins Griechische zu übersetzen. Denn das war schon in Jerusalem selbst schwerlich zu umgehen. Es ist wohl denkbar, daß unter den jerusalemischen Christen griechische Juden vorhanden waren, denen die aramäische Sprache abhanden gekommen war oder die sie gar nicht mehr gelernt hatten. Bei jedem

Schritt, den die christliche Mission über den Stadtbezirk hinaus unternahm, wird man auf Juden mit griechischer Muttersprache gestoßen sein. Es war also eine Notwendigkeit, schon in Jerusalem die Evangelienstoffe ins Griechische zu übersetzen. Die Übersetzungen sind übernommen worden von einfachen Menschen, die damit keine gelehrte Arbeit lieferten, sondern die mit der linken Hand weitergaben, was sie mit der rechten empfangen hatten, und daher ist alles so wohl geraten. Es ist bis auf den heutigen Tag nur in wenigen Fällen gelungen, unsern Evangelien Übersetzungsfehler nachzuweisen. Das kommt daher, daß das Gold der Überlieferung sogleich an derselben Stelle, an der es zutage gefördert war, in kursfähige Münze ausgeprägt wurde, in der es durch die Welt wandern konnte. Da hatten später unsere vier Evangelisten eine verhältnismäßig leichte Arbeit, wenn sie aus den schon geformten Stoffen Erzählungen vom Leben Jesu gestalteten, die den Anforderungen einer Lebensbeschreibung einigermaßen entsprachen. Unsere Evangelien sind später in der Heidenkirche verfaßt worden, die Stoffe dazu aber sind ihnen geformt und übersetzt worden in der Judenkirche von Jerusalem. Die erste Gemeinde hat damit der Kirche einen Dienst geleistet, den nur sie zu leisten imstande war, und durch die Art, wie sie sich dieser Aufgabe entledigt hat, hat sie sich den Dank aller Geschlechter von Christen erworben. Das Bild Jesu, des Stifters der Religion, ist damit erhalten geblieben. „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht.“ Jedes der kommenden Zeitalter von Christen wurde in den Stand gesetzt, mit den Mitteln der Wissenschaft, die ihm seine Zeit darbot, hinabzusteigen in die Brunnenstube des Christentums, um sich an dem Bilde Jesu zurechtzufinden und zu erheben über den Streit und die Aufgaben der Gegenwart. Die Gewähr ewiger Jugend war dem Christentum damit auf den Weg gegeben.

VI. AUSBREITUNG UND VERFOLGUNG

Bei den Zuständen, die damals in Jerusalem herrschten, hätte selbst die kleinste und ruhigste Gemeinschaft schwerlich einer ungestörten Entwicklung sich erfreuen können. Die Synagoge der „Galiläer“ konnte es um so weniger, als sie in mehr als einer Beziehung ständigen Anstoß gab. Ihre Gemeinschaft wird schon in den ersten Jahren so groß gewesen sein, daß sie viele Augen auf sich zog, und ihre Lehre,

ihre Botschaft, auch wenn sie nur Freude und Segen verhieß, war von so umstürzender Art, daß sie sogleich der Gegenstand erregter Auseinandersetzungen werden mußte. War der Gekreuzigte der Messias, dann war das Urteil über ihn, das damals der Hohe Rat gefällt hatte, ein ungeheures Verbrechen gewesen; und war das Leben nach Christi Grundsätzen, das die Gemeinde zu führen sich mühte, Gott wohlgefällig, dann waren die Bestrebungen der eifernden Frommen, der Pharisäer, auf einem falschen Wege. Private Unterredungen zwischen Christen und Juden werden daher an der Tagesordnung gewesen sein, und nicht alle werden einen friedlichen Verlauf genommen haben. Das hohe Ansehen, dessen sich Jakobus der Gerechte bei den Juden erfreute, scheint nicht immer imstande gewesen zu sein, die Gegensätze auszugleichen und die Gemüter zu beruhigen. Bei den ersten Schritten, welche die junge Gemeinde ins Leben tat, zeigte es sich, daß ihre Botschaft nicht den Frieden bedeutete, sondern das Schwert. Der Hohe Rat mußte sich bald mit den Galiläern beschäftigen. Es kam auch zu schärferen Zusammenstößen, die für die junge Gemeinde verhängnisvoll wurden. Der Hellenist Stephanus, eins ihrer begabtesten Mitglieder, wurde nach kurzem Verfahren gesteinigt, und die Gemeinde wurde durch die entfesselte Volkswut gezwungen, Jerusalem auf einige Zeit zu verlassen. Auf Veranlassung des Hohen Rats wurde fast eine planmäßige Verfolgung aller Christen ins Werk gesetzt. Der Pharisäer Saul aus Tarsus wurde nach Damaskus geschickt mit Briefen an die dortige Synagoge, um auf die Christen aufmerksam zu machen. Wir erhalten dadurch eine Notiz über die Ausbreitung des Christentums in den ersten Jahren. Welchen Umfang muß die christliche Bewegung gehabt haben, wenn sie schon Anfang der dreißiger Jahre bis weit über die Nordgrenze Palästinas hinausgedrungen war, daß in Damaskus eine Gemeinde bestand!

Ein Regierungswechsel gab den Gegnern eine zweite Gelegenheit, diesmal zu einem größeren Schlage. Durch die Thronbesteigung des Kaisers Klaudius bekam König Herodes Agrippa, der bis dahin mit steigendem Glück die Herrschaft über die nördlichen Gebiete von Palästina sich zu verschaffen gewußt hatte, nunmehr auch Judäa in seine Hand, so daß ganz Palästina auf kurze Zeit wieder einmal von einem eingeborenen Herrscher regiert wurde. Agrippa fühlte sich als jüdischen König, begünstigte daher in Jerusalem die radikale Volkspartei und wandte sich gegen ihre Feinde. Einer der Apostel, Jakobus,

der Bruder des Johannes, wurde damals hingerichtet, Petrus nur durch ein Wunder aus dem Gefängnis befreit. Das muß etwa im Jahre 44 gewesen sein. Es war ein Glück, daß Jakobus der Gerechte unangetastet blieb, und damit der Gemeinde ihr Haupt erhalten wurde.

Die Verfolgungen zerstreuten die Führer der Gemeinde im Lande, und dienten damit zugleich der Ausbreitung des Evangeliums; es ist aber gewiß, daß auch ohnedies von Anfang an eine lebhafte Mission in ganz Palästina und selbst über dessen Grenzen hinaus getrieben worden ist. Denn wer überzeugt war, daß der Messias erschienen sei und daß er in Kürze wiederkommen werde, konnte die Gewißheit unmöglich in seinem Herzen bewahren. Der Gedanke war in Palästina volkstümlich; alle frommen Juden warteten auf den Helden aus Davids Stamm. Die ersten Jünger waren so eng mit ihrem Volk verwachsen, daß sie, was alle anging, auch allen bringen mußten. Die gebotene Stätte für ihre Predigt waren die Synagogen der Städte und Dörfer, wo sich die fromme Judenschaft mit ihrem Anhang alle Sabbate versammelte. Dort wurden die heiligen Gebete gesprochen, die Heilige Schrift verlesen, wenn nötig auch übersetzt, und vor allem durch die Predigt ausgelegt. Jeder erwachsene Israelit durfte sich hören lassen; der Gottesdienst war nicht an bestimmte Personen gebunden. Wer eine neue Botschaft von Bedeutung hatte, war gewiß, ein aufmerksames Publikum zu finden. Da mag in kurzer Zeit eine Bewegung durch alle Synagogen Palästinas gegangen sein: der Messias ist gekommen. Aber war Jesus wirklich der, auf den alle Zukunft gestellt war? Er war rechtskräftig verurteilt worden und hatte am Kreuz geendet. Es wird überall Schriftgelehrte und Schriftkundige gegeben haben, die dies und andere Gründe den Boten des Evangeliums entgegenhielten. Dann kam es zu Zusammenstößen, wie bei Stephanus, die vom Wortgefecht der Kundigen zu Gewaltausbrüchen der Menge übergingen. An vielen Orten wurden kleine Kreise für den Glauben an Jesus gewonnen, wohl nur an wenigen die Mehrzahl der Volksgenossen. „Denn viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt“[33], so lautet die resignierte Kunde der Evangelien über den Erfolg der Mission in Palästina. „Die Hochzeit ist bereit, aber die Gäste waren es nicht wert[34]“.

Die Botschaft war aber so zeitgemäß, und die Begeisterung so groß, daß man sich an dem regelmäßigen Weg der Mission nicht genügen ließ. Wo man ging und stand, sprach man von Jesus dem Messias.

Man überließ es nicht den wenigen Führern allein, die Botschaft weiterzutragen; jeder, den der Geist trieb, sagte, was ihm eingegeben wurde zu predigen. War an dem eigenen Orte die Aussicht weiterzukommen für den Augenblick versperrt, so ging man an den nächsten. Die Grundsätze für diese Mission stehen noch in unsern Evangelien: „Zieht auf keiner Heidenstraße und betretet keine Samariterstadt; geht vielmehr zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel. Auf eurem Gang verkündet: Das Himmelreich ist herbeigekommen; heilt die Kranken, weckt die Toten auf, reinigt die Aussätzigen, treibt die Dämonen aus"[35]. „Ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben, und eure Perlen nicht vor die Säue werfen, damit sie sie nicht mit ihren Füßen zertreten und sich umwenden und euch zerreißen"[36]. Man machte sich auf den Weg nur mit Sandalen beschuht und mit einem Stock zum Wandern in der Hand, ohne Brot, ohne Tasche, ohne Geld im Gürtel und ohne Obergewand, — alles trug den Charakter höchster Eile und mangelhafter Vorbereitung. Man stand unter dem Eindruck des Wortes, das Matthäus bewahrt: „Ihr sollt noch nicht fertig sein mit den Städten Israels, bis der Sohn des Menschen kommt"[37]. Das Evangelium sollte allen Juden angeboten werden. Nahm es jemand nicht an, so hielt man sich bei ihm nicht auf: man schüttelte den Staub von den Füßen, zur Anklage für ihn beim jüngsten Gericht. Desto herrlicherer Lohn erwartete alle, die der neuen Botschaft gegenüber sich freundlich zeigten; selbst die geringsten Zeichen einer gütigen Gesinnung werden von dem Herrn der Herrlichkeit angerechnet werden. „Wer euch aufnimmt," hatte Jesus gesagt, „nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat. Wer einen Propheten aufnimmt in eines Propheten Namen, der wird eines Propheten Lohn empfangen. Wer einen Gerechten aufnimmt in eines Gerechten Namen, der wird eines Gerechten Lohn empfangen. Und wer einem von diesen Kleinen nur einen Becher frischen Wassers reicht in eines Jüngers Namen, — wahrlich ich sage euch, er soll mit nichten um seinen Lohn kommen"[38]. Die Evangelien sind voll von Worten Jesu, die in dieser Zeit von Mund zu Mund gingen; und sie schildern uns besser als alle andern Berichte die Schicksale dieser ersten Mission. „Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe; so seid denn klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben. Nehmt euch aber in acht vor den Menschen; denn sie werden euch an die Behörden ausliefern, und

werden euch in ihren Synagogen geißeln. Wenn sie euch aber ausliefern, so sorgt nicht, wie oder was ihr reden sollt, denn es wird euch in jener Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt. Denn nicht ihr seid es, die da reden, sondern der Geist eures Vaters, der durch euch redet"[39]. „Ein Jünger ist nicht über dem Meister, noch ein Knecht über seinem Herrn. Der Jünger muß zufrieden sein, daß es ihm gehe wie seinem Meister, und der Knecht, wie seinem Herrn. Haben sie den Hausherrn Beelzebub geheißen, wie viel mehr seine Leute. So fürchtet euch denn nicht vor ihnen"[40]. „Und fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, aber die Seele nicht töten können; fürchtet euch vielmehr vor dem, der Seele und Leib verderben kann in die Hölle. Kauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig? Und doch fällt keiner von ihnen zur Erde ohne euren Vater. Bei euch aber sind die Haare auf dem Haupt alle gezählet. So fürchtet euch denn nicht; ihr seid mehr als viele Sperlinge. Wer überall sich zu mir bekennt vor den Menschen, zu dem will auch ich mich bekennen vor meinem Vater im Himmel. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will auch ich verleugnen vor meinem Vater im Himmel"[41]. Das sind Worte, die sich auf die ersten Missionare beziehen, und die uns ihre Schicksale vor Augen stellen.

Andere Stellen schildern die Leiden, welche das Evangelium für die neuen Christen im Gefolge hatte. „Denkt nicht, daß ich gekommen sei, Frieden zu bringen auf Erden, ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Ich bin gekommen, zu entzweien den Menschen mit seinem Vater, die Tochter mit ihrer Mutter, die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter, und seine eigenen Leute werden des Menschen Feinde sein"[42]. „Es wird aber ein Bruder den Bruder ausliefern zum Tode, und ein Vater sein Kind; und werden aufstehen Kinder gegen Eltern und sie zum Tode bringen. Und ihr werdet gehaßt sein von allen um meines Namens willen. Der aber ausharrt bis ans Ende, der wird gerettet werden"[43]. „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt denn mich, ist meiner nicht wert"[44]. „Denn wer sich meiner und meiner Worte schämt unter diesem ehebrecherischen und sündigen Geschlecht, dessen wird sich der Sohn des Menschen auch schämen, wenn er kommt in der Herrlichkeit seines Vaters mit den heiligen Engeln"[45]. „Denn wer sein Leben retten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verliert um

meinet- und des Evangeliums willen, der wird es retten“[46]. Damit getrösteten sich die ersten Nachfolger Jesu auf seinem Leidenswege.
Wie aus dem bisherigen hervorgeht und wie sich später bei dem Apostelkonzil ergab, wandten sich die Jünger mit der Botschaft des Evangeliums lediglich an das Volk der Verheißung. Die meisten der ungeschulten Missionare werden schon durch ihre Unkenntnis des Griechischen genötigt gewesen sein, sich innerhalb der Grenzen Palästinas zu halten. Alle waren in Liebe und in Haß so sehr Juden, daß sie eine Predigt an die Heiden kaum erschwingen konnten. Dazu standen ihnen die Verhältnisse im Wege. Es war für sie zu schwierig, mit Außenstehenden anzuknüpfen. Die Voraussetzungen religiöser Art, die erforderlich waren, die Botschaft von dem Messias in dieser Form aufzunehmen, wie sie die ersten Missionare weitertrugen, waren bei Römern und Griechen nicht vorhanden. Mögen also zuweilen Ausnahmen gemacht worden sein, im ganzen wandte man sich nur an Juden; notgedrungen und mit Absicht. Die Beschränkung ergab sich aus dem Gesichtskreis der Gemeinde, die den Messias auf die damalige Lage des jüdischen Volkes bezog. Wenn man die Welt von Jerusalem aus betrachtete, waren der Mission des Christentums enge Grenzen gezogen. Das jüdische Volk war nur ein kleiner Bruchteil im Ganzen des römischen Reiches; selbst in seinem Stammlande, in dem es seit über tausend Jahren saß, war es beherrscht von der römischen Verwaltung und angegriffen von der überlegenen griechischen Kultur. Die Städte außer Jerusalem waren in überwiegender Anzahl von hellenistischer Bevölkerung bewohnt; von den alten Landschaften des Landes war Samaria kein jüdisches Gebiet zu nennen, und Galiläa war erst kürzlich wieder mehr jüdisch geworden. Es war also zunächst das Judenviertel der Städte, und das Gebirge von Judäa und Galiläa, wo die frohe Botschaft von Christus erschallen konnte. Die weite Diaspora nahm man nur gelegentlich in Angriff.
Dieser Grundsatz war aber eigentlich selbst in Palästina nicht durchführbar, und er ist dort zuerst durchbrochen worden zugunsten der Samariter. Samarien lag mitten im jüdischen Lande, eingeschlossen von Judäa, Galiläa und Peräa. Die Bevölkerung war ursprünglich jüdisch gewesen, hatte aber seit der Rückkehr aus der assyrischen Gefangenschaft einen besonders starken heidnischen Bestandteil aufgenommen und sich seitdem von den Juden abgesondert. Sie hatten einen eigenen Tempel auf dem Berge Garizim erbaut, und als Heilige Schrift erkannten

sie nur die fünf Bücher Mosis an, wie es der kümmerliche Überrest des Volkes bis zum heutigen Tage hält. Die Juden pflegten sie zu meiden, und aus den völkischen und religiösen Unterschieden hatte sich ein Nachbarhaß schlimmer Art entwickelt, den auch die gemeinsame Feindschaft gegen Rom nicht zu beseitigen vermocht hatte. Trotzdem war Samarien von der christlichen Bewegung, die ganz Palästina erschütterte und bald seine Grenzen überschritt, nicht künstlich auszuschließen. Der Boden war auch dort bereitet, denn die Samariter hofften ebenfalls auf den Messias, wie ihre Nachkommen noch heute tun. Da mußte bei der ersten Gelegenheit ein Funken aus Galiläa oder Judäa überspringen und zünden. Nach der Apostelgeschichte wäre es einer der Siebenmänner, Philippus, gewesen, der in Samarien zuerst gepredigt hat[47], und das Kollegium der Zwölf in Jerusalem hätte seinen Segen gegeben zu dieser ersten außerjüdischen Kolonie. Der Entschluß mag ihnen als geborenen Juden nicht leicht geworden sein; denn die Ausdehnung der Mission auf das Samariterland war ursprünglich nicht beabsichtigt gewesen. Das Lukas-Evangelium spiegelt noch die damalige Lage wieder, indem es die Geschichten überliefert, welche der Gemeinde in Jerusalem als Fingerzeig dienten für den folgeschweren Entschluß, den sie damals faßten. Am Gleichnis vom barmherzigen Samariter, der besser handelte als der Priester und der Levit vom Tempel in Jerusalem, machte man sich deutlich, daß in Jesu Augen der völkische Unterschied verschwinde, und von den zehn Aussätzigen, die Jesus geheilt hatte, war wiederum der eine Samariter dankbarer gewesen als die neun Juden. Sie waren also nicht auszuschließen von der neuen Botschaft. An der Hand der Worte Jesu durchbrach man die engsten völkischen Schranken. Immerhin konnten die Strenggläubigen ihr Gewissen damit beschwichtigen, daß sie lediglich an die Stelle des pharisäischen Begriffs vom Volks Israel einen weiteren gesetzt hätten, und daß man im ganzen dabei geblieben wäre, nur den Kindern vom Hause das Heil anzubieten.

Sobald aber die Mission die Grenzen des Heiligen Landes überschritt und ins Reich kam, ergaben sich neue Verhältnisse, die eine Prüfung der Missionsregel forderten. Man stieß auf die große jüdische Diaspora.

Von den Säulen des Herkules bis über Mesopotamien hinaus, bis tief in das Herz des Partherreiches hinein, von unsern Rheinstädten an bis in die afrikanische Wüste, von den griechischen Städten in Südrußland bis nach Äthiopien hin war die damalige Welt überzogen

mit einem Netz jüdischer Niederlassungen. Wenn wir uns dieselben auf einer Karte vergegenwärtigen, bemerken wir, daß die östliche Hälfte des Mittelmeeres stärker besetzt war als die westliche, und nirgends waren die Judenschaften zahlreicher als in den Landschaften Kleinasiens, Griechenlands, Italiens und vor allem Ägyptens. In Ägypten belief sich die Anzahl der Juden auf eine Million; es soll der siebente Teil der Gesamtbevölkerung gewesen sein; von den fünf Stadtteilen Alexandriens gehörten zwei den Juden. Sie waren von Alexander dem Großen und seinen Nachfolgern veranlaßt worden auszuwandern, um die neuen Griechenstädte füllen zu helfen; bald hatten sie den Vorteil erkannt, den der Orientale über den Westeuropäer in Handel und Wandel so leicht davonträgt: sie brachten es zu Wohlstand und Ansehen. Den ersten Ansiedlern folgten neue Scharen aus der Heimat, zumal die Lage des Judentums in Palästina gedrückter wurde. Damals ist aus den Juden das Handelsvolk geworden, das sich am wohlsten unter Fremden fühlt.

Die Regierung war in der Regel den jüdischen Kolonien günstig gesinnt, und stattete sie mit manchen Vorrechten aus. Die Gemeinden besaßen alle in irgendeiner Form die staatliche Anerkennung, sie verwalteten selbständig ihr Vermögen; ihr Gottesdienst war überall gestattet und wurde nötigenfalls polizeilich geschützt. Es war den Gemeinden zugestanden, ihre Mitglieder bei gegebenem Fall vor ein jüdisches Gericht zu ziehen und sie dort nach dem Recht ihrer Väter zu richten. Auf die religiösen Eigentümlichkeiten der Juden nahm der Staat weitgehende Rücksicht, indem er das Sabbatgesetz anerkannte und sogar alle Juden vom Militärdienst befreite, um einen Widerstreit ihres Gewissens mit den Pflichten des soldatischen Gehorsams zu vermeiden. Alles das zeigt noch einmal die Bedeutung und die Größe der Diaspora. Mit einem minderwertigen Bestandteil der Bevölkerung hätte der römische Staat nicht so viel Umstände gemacht.

Das Judentum der Diaspora erwiderte das Entgegenkommen des Staates, indem es sich der griechischen Kultur öffnete. Aus den Juden wurden Griechen, zunächst in der Sprache, allmählich auch in Gesinnung und Weltanschauung. Die Verfassung der Synagogengemeinden lehnte sich an die Stadtverfassung der griechischen Städte an; die Heilige Schrift wurde ins Griechische übersetzt, die Gottesdienste wurden in griechischer Sprache gehalten. In jüdischen Gräbern und Synagogen

finden wir Beispiele der antiken Wandmalerei und Mosaikkunst, sogar mancherlei figürliche Darstellungen, die doch im Gesetz verboten waren.

In der Grabkammer der Vigna Randanini in Rom (Taf. 3, 1) sieht man an den Wänden und Decken allerlei Vögel, besonders Pfauen und Hähne gemalt, auch einen Widder mit dem Stabe des Merkur (so ist auf dem Original deutlich zu sehen) und an der Decke Amor und Psyche. Man würde die Kammern für heidnisch oder christlich halten, wenn die Inschriften und die übrige Anlage nicht den jüdischen Charakter unzweifelhaft machten.

Andrerseits bemerken wir in der griechisch-römischen Kultur zuweilen einen jüdischen Bestandteil, der uns zeigt, daß man sich auch auf jener Seite von den Juden Beiträge zum Besten der Allgemeinheit liefern ließ. Die Stadt Apameia Kibotos in Phrygien, wo die Flutsage zu Hause war, prägte im dritten Jahrhundert Münzen mit dem Bilde des Noah in der Arche. In Pompeji sieht man in einem heidnischen Hause ein Wandbild, das das Urteil Salomos darstellt und eine pompejanische Konservenfabrik stellte koschere Fischsaucen für den Gebrauch der Juden her. Es war doch in der Diaspora ein Judentum ganz andern Schlages entstanden, als es in Palästina möglich gewesen wäre, wo das Heilige Land das Volk an seine eigenen Überlieferungen erinnerte und zu einem Widerstand gegen alles Fremde aufzufordern schien. In der vielgemischten Bevölkerung des römischen Reiches bildete das Judentum einen Einschlag, der sich von andern Fäden des bunten Gewebes nicht wesentlich unterschied und mit ihnen in vollem Einklang zu stehen schien.



Münze der Stadt Apameia Kibotos mit der Arche Noah.

Das pompejanische Bild (Taf. 3, 2) ist eine Parodie, wie man schon daran sieht, daß sämtliche Personen Zwerge mit großen Köpfen sind. Man wird anzunehmen haben, daß in hellenistischer Zeit ein Künstler ein Urteil Salomos auf einem Gemälde dargestellt hat, das hier in entstellter Kopie erhalten ist.

Und doch wahrte das Judentum auch in der Fremde seinen Charakter und seine Selbständigkeit, da es seiner Religion treu blieb und die Verbindung mit Jerusalem nicht löste. So kamen die vielfachen Beziehungen, in denen es zu der umgebenden Welt stand, schließlich wieder seiner Religion zugute.

Die Schätzung, deren sich das Judentum in weiten Kreisen der Bevölkerung erfreute, beruhte zum großen Teil auf seinen religiösen

Überlieferungen. Die jüdische Religion verstand es, sich den Einheimischen in einer Form vorzustellen, die des allgemeinen Beifalls sicher war. Die Fremdenkolonie schloß ihre Synagogen nicht ängstlich vor der Welt zu, wie sie es später getan hat, sondern machte die Pforten weit auf, um möglichst viele Anhänger zu gewinnen. Was an der Religion der Väter Auffallendes und Abstoßendes war, das wußte man zurückzustellen; was aber dem religiösen Verlangen der damaligen Menschheit Nahrung bot: die bildlose Gottesverehrung, den Monotheismus, die strenge Sittlichkeit, das stellte man in den Vordergrund. Um den Übertritt zum Judentum zu erleichtern, gaben die Synagogen Gelegenheit, ihrer Gemeinschaft beizutreten, ohne daß sich der Grieche der Beschneidung und andern drückenden Zeremonien zu unterwerfen brauchte. Man veranlaßte niemand, ein ganzer Jude zu werden, wenn er sich an dem Gottesdienst und an den Heiligen Schriften erfreuen wollte. Bei der weitherzigen Mission konnten die Erfolge nicht ausbleiben. Besonders unter den Frauen muß die bildlose Gottesverehrung viele Anhänger gefunden haben. Eine Kaiserin selbst, Poppaea Sabina, die Gemahlin Neros, war eine Proselytin, die sich oft bereit finden ließ, jüdische Bittgesuche beim Kaiser zu befürworten. Ihr Einfluß war zuzeiten sehr groß; sie ist nach jüdischem Brauch beerdigt worden. Mochten auch die Menschen nicht aussterben, denen die Juden unangenehm waren; es gab vielleicht keine andere Religion des Ostens, die sich im römischen Reich gleich großer Erfolge rühmen konnte wie das Judentum. Die meisten Heiden, die sich zur Synagoge hielten, nahmen an deren Gottesdiensten teil und befolgten einige rituelle und sittliche Gebote, ließen sich aber sonst in ihre Lebenshaltung nicht hineinreden. Die Juden nannten sie die „gottesfürchtigen" Heiden. Die wenigen, die wirklich durch Beschneidung, Taufe und Opfer sich in das Bundesvolk aufnehmen ließen, hießen Proselyten und sie wurden wenigstens in ihren Nachkommen vollberechtigte Glieder Israels. Um den Kern der jüdischen Gemeinden im Reich gruppierte sich also überall ein engerer und weiterer Kreis von ganz oder halb gewonnenen Heiden. Die Schranke, die Israel von den Ungerechten absonderte, war erheblich niedriger als in Palästina, und es gab viele, die ein Interesse daran hatten, sie nach Möglichkeit zu entfernen oder wenigstens sie zu übersehen.

Einem christlichen Missionar, der aus Palästina kam, war somit der Weg vorgeschrieben, den er in der Diaspora einzuschlagen hatte.



JÜDISCHE GRABKAMMER
IN DER VIGNA RANDANINI / ROM



DAS URTEIL SALOMOS
WANDGEMÄLDE AUS POMPEJI

Er trat in den Synagogen auf und wandte sich an das Publikum, das er dort in den Gottesdiensten anzutreffen pflegte. Es bestand vielleicht größtenteils aus geborenen Hellenen, aber alle hatten sich dem religiösen Gedankenkreis des Judentums angenähert. Hatte der Apostel Erfolg, so gewann er Juden, Proselyten und „Gottesfürchtige"; und es lag nicht an ihm, wenn damit das Evangelium zu den Heiden kam; die Grenze der Synagoge war gewahrt worden. So sind die Apostel in den Grenzländern Palästinas, in Phönizien, Zypern und Antiochien verfahren. Sie werden dabei gelegentlich sich gesagt haben, daß ihre Praxis engherziger war als die der Pharisäer. Denn jene suchten Heiden zu gewinnen, die Apostel aber nur die Anhänger der Synagogen. War das im Sinne Jesu gehandelt? Es mag manche gegeben haben, die sich diese Frage nicht zu bejahen wagten. Er hatte den Worten des kananäischen Weibes Folge gegeben, daß auch die Hündlein von den Brosamen essen, die von der Herren Tische fallen, und hatte ihre kranke Tochter geheilt. Der Sohn, der sich zuerst weigerte, im Weinberg des Vaters zu arbeiten, aber später gehorchte, war von ihm höhergestellt worden, als der andere, der zunächst bereit schien, und dann das Vertrauen täuschte. In einem weiteren Gleichnis war der Weinberg Gottes den undankbaren Weingärtnern genommen und andern gegeben worden. Auch die Gäste, die zur Hochzeit des Königssohnes geladen waren, hatten Entschuldigungen, um nicht zu kommen; darum gingen die Boten des Königs aus und brachten zusammen, was sie fanden. „Die ersten werden die letzten sein, und die letzten die ersten"[48], war ein bekanntes Wort Jesu, und vom Hauptmann in Kapernaum hatte er gesagt: „Wahrlich ich sage euch, bei keinem in Israel habe ich solchen Glauben gefunden. Ich sage euch aber, es werden viele kommen von Morgen und Abend und mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische sitzen im Himmelreich"[49]. Der Bann wurde gebrochen durch Juden der Diaspora. Einige Apostel aus Zypern und der Kyrenaika sind die ersten Heidenmissionare gewesen. Sie waren von ihrer Heimat her gewohnt, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Heiden und Juden stärker zu betonen als die nationale Vorzugsstellung Israels, und sie taten den großen Schritt, den Griechen das Evangelium zu predigen. Es war ein Übergang, der nach der ganzen Lage früher oder später von selbst erfolgen mußte und doch war er von weltgeschichtlicher Bedeutung. Das junge Christentum ging den Weg, den ihm das Judentum vorangegangen war. Die Apostel

folgten, zunächst in bescheidenen Grenzen, der riesengroßen jüdischen Mission.

Sehr bald stand neben Jerusalem ein zweites Zentrum des Christentums in Antiochien. Antiochien war die Hauptstadt Syriens, zugleich eine der wenigen Großstädte der Welt. Die alte Residenz der Seleukiden vereinigte in sich starke griechische und syrische Elemente der Bevölkerung. Eine Judengemeinde war vorhanden, machte aber trotz ihrer Größe doch nur einen geringen Bruchteil der Einwohner aus. Mit dem Meer war Antiochien durch die Seestadt Seleukia verbunden, große Handelsstraßen gingen von ihr nach Osten in das Zweiströmeland; die Stadt war eins der wichtigsten Handelsmittelpunkte des Reichs, dessen Verbindungen überall hin liefen. Das Christentum hat hier sehr früh Fuß gefaßt. Etwa zehn Jahre nach Jesu Tod können wir eine tätige Gemeinde in Antiochien feststellen. Sie war von jenen Diasporajuden aus Zypern und Kyrene begründet worden, denen es gleich zu Anfang gelungen war, eine Anzahl Griechen für den neuen Glauben zu gewinnen. Mit der Gemeinde in Jerusalem hatte man die Verbindung hergestellt, indem Apostel und Propheten von dort herübergekommen waren. Wir hören die Namen des Agabus und des Barnabas, der sich als geborener Zyprier in Antiochien heimischer fühlen mochte als in Jerusalem. Man versäumte nicht, der Verbindung mit der Stammburg des Christentums eine feste Form zu geben, indem Antiochien an Jerusalem eine Abgabe entrichtete. Wir wissen die Namen ihrer Führer: es waren neben Barnabas, der dauernd übersiedelte, Symeon Niger, Lucius aus Kyrene und Manaen, der von Herodes Agrippa mit dem Ehrennamen Milchbruder des Königs ausgezeichnet worden war.

Mit dieser Gemeinde verband sich der größte Missionar des Christentums, der Apostel Paulus. Sein Entwicklungsgang ist jedem Bibelleser bekannt. Auch er war von Geburt ein Diasporajude; in Tarsus, der Hauptstadt Kilikiens geboren. Als junger Mann war er nach Jerusalem gekommen, um bei den Rabbinen Theologie zu studieren. Er erfreute sich eines besonderen Vertrauens beim Hohen Rat, und war von diesem mit einer Botschaft nach Damaskus geschickt worden, um eine Verfolgung der dortigen Christengemeinde einzuleiten. Vor den Toren von Damaskus aber ereilte ihn sein Geschick. Christus erschien ihm, und machte ihn in einem erschütterndem Augenblick aus einem Verfolger zum Apostel. Paulus brach mit den Überlieferungen der Schule und suchte fortan Seelen für Christus zu gewinnen. Zuerst

hatte er versucht, in Damaskus selbst Fuß zu fassen, was ihm aber durch jüdische Verfolgung vereitelt worden war. Einmal war er heimlich in Jerusalem gewesen, um die Apostel kennen zu lernen; aber in der Hauptstadt des Judentums war er seines Lebens noch weniger sicher. Da schloß er sich der Gemeinde in Antiochien an.

Er hat vierzehn Jahre lang dort gewirkt, während der besten Jahre seines Mannesalters. Er wird die heidenchristliche Gemeinde zur Blüte gebracht haben, hat auch bald dabei geholfen, das Evangelium hinauszutragen in die Gegenden von „Syrien und Zilizien". Die Apostelgeschichte erzählt nur von einer Reise, die er in Gemeinschaft mit Barnabas und Johannes Markus unternahm, nach Zypern und in die benachbarten Landschaften Kleinasiens. Ähnliche Reisen in der näheren und ferneren Umgebung mögen noch manche unternommen sein. In diese Zeit fallen die ersten größeren Erfolge des Apostels, die er als Missionar von Antiochien errang. Die Christusboten machten auf den römischen Prokonsul von Zypern, Sergius Paulus, Eindruck. Der Apostel legte auf diese Beziehung solchen Wert, daß er sich den Namen des Prokurators als eigenen beilegte: seitdem nennt sich Saulus Paulus. Und daß er auch die Augen der Christenheit auf sich gezogen hatte, zeigen die Verhandlungen auf dem Apostelkonzil in Jerusalem.

VII. DAS APOSTELKONZIL

Es handelte sich beim Apostelkonzil um die Grundfragen der christlichen Mission, die durch die verschiedene Praxis der Apostel entstanden waren. Die jerusalemischen Apostel waren im ganzen dem alten Grundsatz treu geblieben, nur den Juden den Messias Jesus zu verkündigen. Die Antiochener hatten diese Schranke beseitigt; sie hatten den Heiden ebenso gepredigt wie den Juden, und im Verlauf ihrer Arbeit hatten sie gerade unter den Heiden ihre augenscheinlichsten Erfolge gehabt. Die Verschiedenheit der Praxis wäre erträglich gewesen, wenn sie nicht zu ständigen Zusammenstößen geführt hätte, sobald ein Heidenchrist und ein Judenchrist sich begegneten. Sie konnten ihre Häuser nicht betreten und keine Mahlzeit miteinander einnehmen, ohne daß der Judenchrist seine religiösen Grundsätze verletzte. Gerade in den gemeinsamen Mahlzeiten aber fand der Brudersinn der Christenheit seinen greifbarsten Ausdruck. Wollte man nicht einen dauernden Zwiespalt zwischen den beiden

Missionsmittelpunkten entstehen lassen, mußte man sich über die Missionsregel zu einigen suchen. Um das Jahr 48 haben in Jerusalem dahin zielende Verhandlungen stattgefunden. Antiochien war vertreten durch Paulus und Barnabas, und Paulus hatte es sich nicht nehmen lassen, einen lebendigen Beweis seiner Erfolge mitzubringen, den Heidenchristen Titus, seinen späteren Gehilfen. Es war schon ein Nachgeben der Antiochener, daß sie nicht einen dritten Ort als Treffpunkt vorgeschlagen hatten, sondern stillschweigend Jerusalem als die christliche Mutterstadt anerkannten. Ihre Missionare verhandelten mit den Häuptern der Gemeinde in Jerusalem, mit Jakobus dem Bruder des Herrn, den Aposteln Petrus und Johannes, zunächst persönlich, dann in der Versammlung der Gemeinde. Dabei stellte sich heraus, daß es in der Gemeinde Jerusalem eine Radikalpartei gab, ehemalige Pharisäer, die auch als Christen den Eifer um das väterliche Gesetz sich bewahrt hatten. Sie forderten, daß jeder Heide, der Christ werden wollte, dem jüdischen Ritus beizutreten habe. Hätten sie ihre Forderungen durchgesetzt, dann wäre wahrscheinlich die ganze bisherige Arbeit der Antiochener vergebens gewesen. Es handelte sich nicht um die persönliche Stellung der Apostel zur jüdischen Lebensweise; Paulus wie Barnabas waren geborene Juden, keiner von ihnen hatte einen Widerwillen gegen die Beschneidung; Paulus nennt selbst Jesus einen Diener der Beschneidung[50]. Er hat auch immer einen Vorzug Israels behauptet; daß den Juden vornehmlich, darnach den Griechen das Heil gehöre, hat er oft gesagt. Hier aber wurde eine grundsätzliche Frage aufgeworfen, die er in der Praxis längst entschieden hatte. Es handelte sich um den Bestand der antiochenischen Mission. Die Stationen, die sie in vieljähriger Arbeit gegründet hatten, wären auf ein hartes Gesetz zu verpflichten gewesen, das die meisten Heidenchristen schwerlich angenommen hätten; die Apostel selbst wären in den Augen der Gemeinden herabgesetzt worden, wenn sie nach so langer Zeit mit einer neuen Grundlage des Glaubens hervorgetreten wären. Was wäre aber aus dem Christentum geworden, wenn sein hoffnungsvollster Zweig, das Heidenchristentum, in seinem zarten Alter so stark zurückgeschnitten worden wäre? Paulus stritt nicht nur für seine Person und seine Sache; man kann sagen: das Schicksal des Christentums war in seine Hände gegeben. Ein Bewußtsein von der unvergleichlichen Wichtigkeit des Moments mag sein Haupt umschwebt

haben, auch wenn er die ungeheuren Folgen seiner damaligen Haltung nicht zu ahnen imstande war. Sein Auftreten hat Eindruck gemacht, auf die Radikalpartei und auf die großen Apostel. Wer aus Überzeugung für die Freiheit gegen eine Knechtschaft streitet, dem pflegen die Worte nicht zu fehlen. So schlug er durch. Die alten Apostel gaben seinen Forderungen nach: sein Evangelium sollte keinen Zusatz erhalten. Die Gemeinden der antiochenischen Mission blieben von dem Judentum verschont, das in der jerusalemischen Gemeinde erhalten war. Neben dem palästinensischen Christentum jüdischer Ordnung gab es fortan ein gleichberechtigtes Heidenchristentum, das von den Satzungen befreit war. Das Evangelium des Paulus konnte ungehindert seine Bahn gehen. Man vertrug sich schiedlich friedlich: Petrus sollte wie bisher unter den Juden arbeiten, und Paulus nach wie vor unter den Heiden, und jeder sollte die Einrichtungen in seinen Gemeinden treffen, wie sie seiner Überzeugung entsprachen und wie er es bisher gewohnt war. Die bestehenden Gemeinden aber sollten von allen Neuerungen verschont bleiben.

Die großen Apostel haben viel Verständnis für den Geist Christi gezeigt, wenn sie den neuen Bund über den alten stellten, und die väterlichen Überlieferungen, in denen sie aufgewachsen waren, nicht als eine Fessel um die neu gewonnenen Heiden legen wollten. Ihre Entscheidung war aber nicht minder ein Segen für die Ausbreitung des Christentums. Sie hatten eine Form des Evangeliums als gültig anerkannt, die in den richtigen Händen von großer Wirkung sein konnte. In dem Moment, als sie den Antiochenern ihre Zustimmung gaben, öffneten sie das Tor für eine reiche Ernte und die beträchtlichen Erstlinge derselben lagen schon zu ihren Füßen. Was die antiochenischen Apostel in Syrien, auf Zypern und in den südöstlichen Landschaften Kleinasiens gewonnen hatten, war in Verbindung mit Jerusalem gesetzt. Paulus hat es sich gefallen lassen, daß der Vereinigung eine dauernde Form gegeben wurde, eine Form, die zugleich den Vorrang Jerusalems anerkannte. In den neuen christlichen Gemeinden sollte eine Steuer gesammelt werden, die von Zeit zu Zeit nach Jerusalem abzuliefern war, sowie es die Gemeinde in Antiochien seit dem Anfang ihres Bestehens tat. In den Kreisen der jüdischen Diaspora konnte man über den Charakter der Maßregel nicht im unklaren sein. Wie alle Juden der Welt in jedem Jahr zwei Drachmen an den Tempel in Jerusalem zahlten und damit der Hei-

ligen Stadt als ihrer religiösen Heimat huldigten, so standen die Christen der Diaspora unter Jakobus, dem Bruder des Herrn, und unter dem Kollegium der zwölf Apostel. Für die Jünger Christi war eine äußere Einheit geschaffen, und zugleich war dem Kollegium in Jerusalem die Möglichkeit gegeben, seinen Einfluß gelegentlich geltend zu machen, wenn Paulus oder seine Abgesandten zur Ablieferung der Steuer in Jerusalem erschienen. Das war der Preis, mit dem Paulus bezahlt hat: er gab die äußere Abhängigkeit für die innere Freiheit. Wir wissen, mit welcher Gewissenhaftigkeit Paulus auf die Durchführung dieser Maßregel achtete. Wir lesen in seinen Briefen, wie er eine Gemeinde nach der anderen ermahnt, die Kollekte aufzubringen[51], und als es ihm gelungen war, eine Summe zu sammeln, die seinen Wünschen entsprach, führte er sie selbst in feierlichem Zug nach Jerusalem, begleitet von den Abgeordneten seiner Missionsgebiete. Wie er darauf achtete, daß man die Zugeständnisse aufrecht erhielt, die man ihm gemacht hatte, so wußte er auch die Bedingung, die er zugestanden hatte, innezuhalten, unter Verhältnissen, die für ihn wahrscheinlich nicht leicht waren.

Paulus hat das Übergewicht des Apostelkollegiums in Jerusalem willig anerkannt. Er war sich wohl bewußt, daß dessen Autorität auf Rechtstiteln beruhte, denen er nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hatte, weder den Geist, der im Apostel lebendig ist, noch seine großen Erfolge. Es waren Jesu Freunde und Blutsverwandte, die dort das Regiment führten, und sie saßen an der altgeheiligten Stätte, in Jerusalem. Ihnen war jeder selbstverständlich Gehorsam und Ehrfurcht schuldig. Das hat Paulus nie vergessen. Selbst in der Zeit der Spannung, als ihm die Missionare von Jerusalem das Leben schwer machten, hat er kein Wort gegen die Apostel gesagt, obwohl er wußte, daß seine Gegner von da ausgeschickt und mit Empfehlungsschreiben versehen waren. Gegen ihre Boten schleudert er seine Vorwürfe, die Apostel aber nennt er die Führer oder die Säulen[52], wobei ihm das Bild der Gemeinde als des Tempels Gottes vorschwebt: die Apostel in Jerusalem sind die Säulen der christlichen Kirche. Die Seele des Kollegiums war damals Jakobus, der Bruder Jesu; und wir werden es zum guten Teil seiner Persönlichkeit zuzuschreiben haben, wenn wir die Leitung der Kirche in dieser Zeit bewundern.

ZWEITES KAPITEL

DIE HEIDENCHRISTLICHEN GEMEINDEN

I. DIE MISSION DES APOSTELS PAULUS

Wir sind in der glücklichen Lage, den größten Missionar des Christentums ganz genau zu kennen, so genau, daß man wohl gesagt hat, er wäre der bestbekannte Mensch aus dem Altertum. Wir kennen ihn durch seine Briefe, die uns an seinen Sorgen teilnehmen lassen, und uns den Hochflug seiner Gedanken bewahrt haben. Wir kennen ihn nicht weniger durch die Apostelgeschichte, der ein Tagebuch seiner Missionsreisen zugrunde liegt, das einer seiner Gefährten, der Arzt Lukas, verfaßt hat. Wir können uns also von seiner Missionspraxis ein deutliches Bild machen.

Vor der Reise sammelte er eine kleine Gesellschaft um sich. Es waren darunter alte Christen, wie Silas, der schon der Gemeinde in Jerusalem als Prophet gedient hatte; meistens waren es junge Leute, die Paulus sich persönlich geworben hatte. Frauen scheint er von seiner Reisegesellschaft ausgeschlossen zu haben. Die Ausrüstung war bescheiden oder gar ärmlich. Man marschierte zu Fuß auf den Landstraßen, noch lieber fuhr man zu Schiff, wo es sich machen ließ. Paulus benutzte die Schiffsverbindungen, die er zufällig antraf: in den Ländern des Mittelmeers war das die bequemste und schnellste Art zu reisen. Als Zielpunkte wählte er sich die großen Städte, die Mittelpunkte des Verkehrs und des geistigen Lebens; Philippi, Thessalonich, Athen, Korinth und Ephesus sind die Stätten seiner Wirksamkeit. Die einzige Ausnahme, von der wir wissen, die galatische Mission, ist ihm wider Willen durch die Umstände aufgedrängt worden. Eine Krankheit zwang ihn, bei der ländlichen und kleinstädtischen Bevölkerung Galatiens haltzumachen, und in der unfreiwilligen Muße hatte er begonnen, ihnen das Evangelium zu ver-

kündigen. Sonst ging der Sohn der Großstadt nur in die Hauptstädte, um dann von da aus, wenn es sich machte, die Provinz zu erobern.

Langte er an dem Ort seiner Bestimmung an, so kehrte er in der Regel bei jüdischen Gastfreunden ein und suchte mit deren Hilfe bei den Juden der Stadt nach religiöser Anknüpfung. Er wählte seine Reisegesellschaft so aus, daß sie keinen Anstoß bieten konnte; auf der sogenannten ersten Missionsreise war er mit Barnabas und Markus gezogen, die beide geborene Juden waren; auf der zweiten hatte er sich mit Silas vereinigt, der ebenfalls jüdischer Abkunft war; und als er in Lystra sich den Timotheus beigesellte, der der Sohn einer gemischten Ehe und unbeschnitten war, hielt Paulus es für notwendig, an dem Jüngling persönlich die Beschneidung zu vollziehen.

Die gegebene Stätte seiner Wirksamkeit war die Synagoge. Dort fand er am Sabbat die frommen Juden der Stadt versammelt, die einer Botschaft vom Messias zugänglich waren; und die heidnischen Kreise, die sich der Synagogengemeinde angeschlossen hatten, bestanden aus solchen Menschen, die durch ihre religiösen Bedürfnisse und durch ihre sittlichen Überzeugungen der Predigt von Christus am nächsten standen. Daneben wird Paulus keine Gelegenheit zum Missionieren, die sich ihm sonst bot, verschmäht haben. In der Handwerkerstube, auf dem Markt und auf der Straße wird er nach persönlicher Anknüpfung gesucht haben. In erster Linie aber ging er auf den gebahnten Wegen der jüdischen Mission, die ihn überall in den Mittelpunkt der Erörterungen brachten und ihn vor dem schlimmsten Schicksal des Missionars bewahrten, das darin besteht, daß er übersehen wird.

Durch seinen Übertritt in die Christengemeinde hatte Paulus nach seiner Überzeugung sich keineswegs das Recht verwirkt, als Schriftgelehrter in der Synagoge zu sprechen. Er war nichts weniger als ein verächtlicher Verleugner, der sich am wohlsten fühlt, wenn kein andrer Jude in der Nähe ist, und froh ist, wenn ihn niemand an seine Abstammung erinnert. Paulus ist zeitlebens stolz darauf gewesen, ein Jude zu sein. Er hebt es auch Heiden gegenüber hervor, daß er ein Israelit ist, aus dem Samen Abrahams, aus reinem Blut von väterlicher und mütterlicher Seite[1]. Denn er war tief überzeugt von den theokratischen Vorzügen der Juden. Gott hat ihnen in

der Heiligen Schrift seinen Willen geoffenbart, ihnen seine Offenbarung anvertraut und einen Bund mit ihnen geschlossen; sie haben der Welt den Messias geschenkt[2]. Er teilte die ganze Menschheit noch immer in zwei Klassen ein, in Juden und Nichtjuden, Beschneidung und Vorhaut, in solche, die unter dem Gesetz stehen, und solche, die ohne Gesetz leben[3]. An Zions Tempel scheiden sich die Völker, so ungeheuerlich das Mißverhältnis zwischen dem kleinen Volk der Juden und der übrigen Bevölkerung des römischen Reiches auch sein mag: Israel ist der Geliebte Gottes, die Heiden sind ihm die Ungerechten[4], sie sind geborene Sünder[5]. Den sittlichen Lastern der damaligen Gesellschaft stand er mit wildem Abscheu gegenüber; es graut ihm vor der Unsittlichkeit, und er begreift sie nicht ganz[6]. In der Betrachtung der Antike als Religion zeigt er die innere Überlegenheit des Juden, der die wahre Gottesverehrung besitzt. Er fühlt sich den Heiden gegenüber als ein Führer der Blinden, als ein Licht in der Finsternis, ein Erzieher der Unverständigen, ein Lehrer der Unmündigen[7]. Aber nicht mit Achselzucken, sondern voll Zorn trat er ihnen gegenüber. Sie wissen, meint er, ganz gut, wie Gott angebetet sein will. Gott hat sein unsichtbares Wesen von der Schöpfung an den Menschen geoffenbart, so daß sie ihn mit ihrem Verstand wahrzunehmen vermochten. Wenn sie trotzdem ihn in irdischen Gestalten verehrten, in Bildern von Menschen oder gar Vögeln, Vierfüßlern und Würmern, so handeln sie gegen besseres Wissen. Ihr Herz ist verfinstert und ihr Verstand ist töricht geworden: darum straft sie Gott mit ihren eigenen Lüsten[8].

Paulus konnte so sprechen, weil er die Erfahrung gemacht hatte, daß der Bilderdienst sich überlebt hatte. Die althergebrachten Formen der Gottesverehrung genügten der damaligen Zeit nicht mehr. Sie stammten aus einer früheren Stufe der Religionsgeschichte, waren durch die Kunst verklärt und in ihrer Art vollendet, und gaben den Städten ihr Gepräge durch die Masse ihrer Tempel, Bildsäulen und Altäre. Wer aber seinem Herzen nachging und dessen Sehnen genugtun wollte, der besuchte nicht die alten Tempel, sondern verlangte nach dem unsichtbaren Gott im Himmel.

Die Aufgabe, die das Judentum an der Menschheit zu erfüllen hatte, war nach der Meinung des Paulus noch keineswegs erfüllt; sie war vielmehr nie größer und dringlicher als jetzt, wo es die Predigt vom Messias galt. Um so unbegreiflicher war es ihm freilich, daß das

jüdische Volk selbst in seiner Mehrzahl von dem Messias sich fernhielt. Er konnte sich der Tatsache nicht verschließen, und das Herz wollte ihm brechen, indem er sie sich vor Augen stellte. „Ich sage die Wahrheit in Christo, ich lüge nicht, mein Gewissen bezeugt es mir im Heiligen Geist: ich habe große Trauer und unaufhörlichen Kummer in meinem Herzen. Ich wünschte mit meiner Person ein Opfer zu sein für meine Brüder, meine natürlichen Blutsverwandten, auch wenn ich dadurch von Christus entfernt würde“[9]. „Das Verlangen meines Herzens und mein Gebet zu Gott ergeht für ihre Seligkeit“[10]. Ihre Verstocktheit erscheint ihm als ein göttliches Geheimnis, und er ist im Grunde des Herzens gewiß, daß Gott auch dies Rätsel in überschwenglicher Weise lösen werde. Noch vor der Vollendung der Zeiten werde ganz Israel gerettet werden. Nur für den Augenblick ist es verhärtet, damit inzwischen die Heiden in das Reich Gottes einziehen könnten. Israel ist der edle Ölbaum, auf dem Gottes Auge mit Wohlgefallen ruht, dem er seine Verheißungen gegeben hat. Er hat viele Zweige von ihm abschneiden müssen, weil sie nichts taugten, und er hat wilde Reiser an ihrer Stelle eingepfropft. Aber alles, was abgeschnitten ist, wird einst wieder dem alten Baum einverleibt werden[11]. Paulus merkt nicht, daß das Bild selbst so unmöglich ist wie seine eigene Hoffnung. Sein Herz wurde nicht müde, immer aufs neue zu erglühen für sein Volk; die schweren Enttäuschungen, die er erlebte, scheinen seine Phantasie nur um so mehr beflügelt zu haben zu kühnen Flügen, die sich unendlich weit von der Wirklichkeit der Gegenwart entfernten.

In seinem Auftreten gab sich Paulus als jüdischen Rabbi; er hatte sogar die Grundsätze über die äußere Gestaltung seines Lebens aus seiner pharisäischen Zeit beibehalten. Nach jüdischer Überlieferung sollte der Unterricht im Worte Gottes umsonst erteilt werden, und Paulus hat selbst auf seinen Reisen daran festgehalten, sich durch seiner Hände Arbeit den notwendigen Unterhalt zu beschaffen. Er hatte das Handwerk eines Zeltmachers erlernt, eine Besonderheit seiner zilizischen Heimat: man kann sich denken, daß es nicht leicht für ihn war, Arbeit zu finden, und daß der Lohn nur kärglich ausfiel. Er hatte freilich als christlicher Apostel Anspruch darauf, sich von den Gemeinden unterhalten zu lassen. Er war sich dessen bewußt, und weiß von diesem apostolischen Recht mit Beredsamkeit zu sprechen. Er verzichtete aber für seine Person darauf, um

sich die Missionsarbeit zu erleichtern. Man wußte seine Haltung nicht immer zu würdigen; in Korinth scheint man es ihm geradezu verdacht zu haben, daß er keine Geschenke von der Gemeinde annahm. Er war in diesem Punkt mehr Rabbi als die judenchristlichen Missionare, und folgte den guten alten Traditionen des Schriftgelehrtentums strenger als viele der Rabbinen selbst. Außer ihm war Barnabas der einzige, der ebenso verfuhr; aber Barnabas war ein vermögender Mann, und Paulus war arm. Die äußere Unabhängigkeit war ihm besonders wertvoll, wenn er eine Gemeinde gründete; er mied dadurch den Schein, als ob er mit dem Evangelium Geld verdienen wollte. Gewiß hat er sich damit sein Leben erschwert; ein bitterer Zug mag dadurch in seine Arbeit hineingekommen sein. Aber er sicherte sich um diesen Preis die Freiheit seines Evangeliums. Nur seinen allernächsten geistlichen Kindern erlaubte er, ihm bei der Sorge für sein leibliches Wohl behilflich zu sein. Von den mazedonischen Gemeinden nahm er Geschenke an, solange er dort war und auch später in Korinth und in Rom.

Auch im übrigen kann man nicht sagen, daß Paulus in seiner persönlichen Haltung dem Judentum abgesagt hätte. Er nennt den Tempel in Jerusalem unbefangen den Tempel Gottes[12]. Wenn er sich in Jerusalem aufhielt, suchte er ihn auf, um anzubeten, und er erlebte an der alten heiligen Stätte Augenblicke der seligsten Gemeinschaft mit Gott. Jesus war ihm dort erschienen und hatte ihm die Weisung gegeben, zu den Heiden zu gehen[13]. Er trug noch am Schluß seiner Missionstätigkeit kein Bedenken, die Kosten eines Nasiräatsgelübdes auf sich zu nehmen, als es ihm die Apostel rieten[14]. Es war das ein beliebtes Mittel, sich als Anhänger des Tempels bekannt zu machen. Das geschah auf seiner letzten Reise nach Jerusalem. Es scheint, als wenn er vorher mit seiner Gemeinde in Korinth das Passahfest gefeiert hätte und Bedenken getragen hätte, während der Tage der ungesäuerten Brote seine Reise anzutreten. Und er hatte die Route so bemessen, daß er zur Zeit des Pfingstfestes in Jerusalem angelangt war. Er wollte nicht während der Festtage unterwegs sein. Wieweit er die Sabbatgebote und die Reinheitsvorschriften während der verschiedenen Perioden seines Lebens beobachtet, wird uns freilich nicht berichtet. Man wird schwerlich fehlgehen mit der Annahme, daß er sich dabei in weitgehendem Maße nach seiner Umgebung gerichtet hat. Es wird keine Phrase sein, wenn er sagt, daß er den Juden ge-

worden wäre wie ein Jude, um die Juden zu gewinnen[15]; und kein Verständiger wird ihm daraus einen Vorwurf machen wollen. Er konnte so handeln, ohne sich etwas zu vergeben; und es war die Bedingung des Erfolges.

Seine Art zu lehren bewegte sich in den Formen, die in der Synagoge üblich waren. Was er sagte, schloß sich an die Vorlesung von Abschnitten des Alten Testamentes an und war aus den biblischen Worten herausgedeutet. Er gebrauchte den griechischen Text, der in der jüdischen Diaspora üblich war; seine Exegese aber stammt aus der Rabbinenschule in Jerusalem. Sie hat zur Voraussetzung den Satz, daß die ganze Heilige Schrift von Gott gegeben ist und sich auf den Menschen der Gegenwart bezieht. Man darf alles auf sich selbst anwenden. In dem Dreschochsen, dem das Maul nicht zugebunden werden darf, sah Paulus den Apostel, der das Recht hat, sich von der Gemeinde unterhalten zu lassen[16]; der Felsen, der auf Geheiß des Moses den Israeliten in der Wüste Wasser spendete, ist Christus gewesen[17]; die Deutung paßte um so mehr, als Paulus aus jüdischen Überlieferungen zu berichten weiß, daß der Felsen die Juden auf dem Wüstenzuge fortwährend begleitet habe. Alles aber, was das Volk Israel in der Wüste erlebte, sein Murren, seine Versuchungen und seine Strafen — es ist für die Gegenwart geschrieben, damit sich die Gemeinde Gottes dadurch warnen läßt[18]. Es sind mitunter merkwürdige Produkte jüdischen Denkens, die uns Paulus mitten in dem Fluß der Rede vorwirft, und die Gründe, mit denen er seine Gegner zu zwingen hofft, stammen häufig aus der Methode einer Schule, mit der wir nichts mehr gemein haben.

Seinen rabbinischen Eigentümlichkeiten wird die Wage gehalten durch einen weltmännischen Zug in seiner Bildung und seinem Auftreten — für seine Wirksamkeit im römischen Reich mag dieser Umstand der entscheidende gewesen sein. In den Augen von Griechen und Römern kam die Persönlichkeit des Paulus in ganz anderer Weise in Betracht als die des Simon Petrus oder die des Herrnbruders Jakobus. Er war im römischen Reich aufgewachsen, in einer griechischen Stadt, als Sohn eines angesehenen Hauses, kannte die Verfassung und Verwaltung des Reiches und der Städte, und wußte mit den Menschen, die ihm begegneten, umzugehen. Es war das Bewußtsein der Kulturgemeinschaft, das ihn mit den mittleren Schichten der Bevölkerung verband, in allen Städten, in die er

gelangte. Das sprach sich in seinem öffentlichen Auftreten aus. Das Griechische war seine Muttersprache, und er handhabte sie wie ein gewandter Mann. Er war gewohnt in Versammlungen zu reden, und war imstande, eine wirksame Beredsamkeit zu entwickeln, die den durchschnittlichen Ansprüchen seiner Zeit genügt haben wird. Die Gedanken und die Worte, die der bestimmten Situation angemessen sind, stellen sich ihm von selbst ein, nicht selten in so erdrückender Fülle, daß er Mühe hat, des Stromes Herr zu werden. Trotz einiger Schwerfälligkeiten, die wir bei ihm finden, ist er ein geborener Redner, und der gedankenreichsten und geistvollsten einer. Er liebt in echt rhetorischer Weise das Spiel mit Worten und Begriffen. Ist ihm einmal ein Bild in die Feder gekommen, so wendet er es hin und her wie einen geschliffenen Kristall und weiß ihm immer neue Lichter und Blitze zu entlocken. Schöne und stimmungsvolle Bilder stehen ihm zur Verfügung, wo der begeisterte Prediger der Religion ihrer am meisten bedarf: wenn die Anschauung versagt, weil er von überirdischen Dingen spricht. Paulus ist niemals um die Ausdrucksweise verlegen, selbst nicht, wenn es sich um so diffizile Dinge handelt, wie die Leiblichkeit des auferstandenen Menschen, die er am Tage Christi tragen wird. Er gebraucht den Vergleich von Samen und Ernte, vom Haus und seinem Bewohner, von Kleid und Mensch. In allen ist das Leibliche als das Vergängliche gekennzeichnet, die Seele als das Wesentliche. Wenn er zuletzt vom Kleiden und Umkleiden spricht, ist der Übergangsprozeß vom gegenwärtigen in den künftigen Leib leicht und als selbstverständlich vor Augen geführt. Auf den Höhepunkten seiner Beweisführung verfällt er von selbst in eine stark rhetorisch gefärbte Sprache, die von wundervoller Wirkung ist. Das Resultat von dem allen steht vor unsern Augen: Paulus wußte Eindruck zu machen. Er konnte eine Haltung annehmen und eine Wirkung hervorrufen, die einem ungebildeten Manne nie gelungen wäre. Die Apostelgeschichte erzählt mehrfach von Episoden, wo Paulus vor höchstgestellten Persönlichkeiten sein Evangelium verkündet, vor dem Prokonsul Sergius Paulus auf Zypern, vor dem Prokurator Festus und dem König Herodes Agrippa II.; niemals ohne einen gewissen Erfolg. Dasselbe hob die römische Gemeinde später bei ihm hervor, wenn sie schrieb, daß er vor Fürsten Zeugnis abgelegt hätte.
Das waren die Mittel, die Paulus zur Verfügung standen, als er in den Synagogen des Reichs mit der Botschaft auftrat, daß in Jesus

von Nazareth der Messias erschienen sei und daß er in Kürze wiederkommen werde, um alles zu erfüllen, was von ihm gesagt war. Man kann sich die Wirkung seiner Predigt vorstellen: es war eine Kunde, die alles in Aufruhr brachte. Es wird zu heftigen Auseinandersetzungen, zu begeisterten Kundgebungen und wildem Aufruhr gekommen sein. Wie leicht es kommen konnte, daß die entfesselten Geister eine Richtung nahmen, die Paulus selbst gefährdete, sehen wir an seiner Nachricht, daß nicht weniger als fünfmal die schwere Prügelstrafe der Synagoge an ihm vollstreckt worden ist. Und das Resultat war überall das gleiche: Paulus war genötigt, mit der kleinen Schar der Anhänger, die er gewonnen hatte, aus der Synagoge auszuwandern und sich einen andern Ort zur Unterkunft zu suchen. In der Regel wird einer der Gläubigen seine Wohnung als Zufluchtsstätte und Versammlungsort für die abgesplitterte Gemeinde angeboten haben; von Korinth ist es ausdrücklich bezeugt, daß Paulus aus der Synagoge in das benachbarte Haus des Gottesfürchtigen Titius Justus übersiedelte. Mit der räumlichen Trennung wird Hand in Hand gegangen sein eine Absage von beiden Seiten. Die Juden behandelten die Christen als Abgefallene und als Irrlehrer, und die Christen sahen die Juden als hoffnungslos verstockt an. Sobald es zu Feindseligkeiten kam, waren die Juden als alteingesessene, staatlich geschützte Religionsgemeinschaft in offenbarem Vorteil. Sie brachten die Apostel und ihre Anhänger vor die Gerichte, um sie als Störer des jüdischen Gottesdienstes zu belangen, und mancher römische Richter gab ihren Anzeigen Gehör. Die Möglichkeiten, den abgefallenen Anhängern der Synagoge Schwierigkeiten zu bereiten, waren zahlreich. Mit dem Übertritt zur Kirche begann für die Christen das Leiden in der Nachfolge Christi.

Von den eigentlichen Mitgliedern der Synagogengemeinde vermochte Paulus stets nur eine geringe Anzahl zu sich herüberzuziehen, und es war eine Seltenheit, wenn sich darunter einer der Vorsteher befand, wie in Korinth der Archisynagoge Crispus. Er wirkte viel mehr auf den weiteren Kreis der gottesfürchtigen Griechen, die zur Synagoge hielten, und unter ihnen scheinen die Frauen häufig überwogen zu haben. Dann bahnte sich das Evangelium seinen weiteren Weg durch seine eigenen Kräfte. Die christlichen Hellenen fanden die Wege zu andern Griechen, und so vollzog sich eine Verschiebung in der Zusammensetzung der paulinischen Gemeinden. Der jüdische Bestand-

teil trat zurück, der griechische überwog und war im Anwachsen. Durch die veränderte Zusammensetzung tat das Christentum den größten Schritt, den es im Laufe seiner Entwicklung vollzogen hat: aus den abgesplitterten Teilen der Synagogen wurden heidenchristliche Gemeinden. Wir wundern uns nicht darüber, wenn wir feststellen müssen, daß dieser Übergang in eine neue Lebensluft von dem Apostel unbewußt vollzogen wurde, gedrängt und geschoben durch übermächtige Verhältnisse. Das Christentum folgte damit seiner inneren Bestimmung.

Den neu gewonnenen Gemeindegliedern fehlten alle die Kenntnisse und Vorbedingungen religiöser Art, welche der christlichen Predigt bis dahin eine leichte Anknüpfung geboten hatten. Dem christlichen Apostel waren damit neue Aufgaben gestellt. Er mußte sich in seiner Predigt dem heidnischen Publikum anpassen. Statt sogleich von Christus zu reden und dem Ende aller Dinge, das bevorstände, mußte er zunächst die Weise eines jüdischen Missionars annehmen und von der bildlosen Gottesverehrung, dem Monotheismus und der überlegenen Sittlichkeit des Judentums sprechen, um dann in allmählichem Übergang seine Zuhörer an die Dramatik des Zukunftbildes zu gewöhnen.

Für die Mission der Synagogen entstand damit ein Wettbewerb, der sich mit der Zeit stark fühlbar machen mußte. Auch wenn man von dem Inhalt der Predigt des Paulus und ihrer erschütternden Wirkung ganz absieht, sprach für das Christentum ein gewichtiges äußeres Moment. Die Synagoge erkannte die Griechen, die sie zu sich herüberzog, nicht als vollbürtige Mitglieder an. Selbst der Heide, der durch Beschneidung ein wirklicher Proselyt geworden war, wurde nicht in vollem Sinn zum Volke Gottes gerechnet; obgleich auf das ganze Gesetz verpflichtet, mußte er bei manchen Gelegenheiten empfinden, daß er als Jude zweiten Ranges angesehen wurde. Die sogenannten Gottesfürchtigen und die Frauen galten vollends als Anhang. Für die Christengemeinde gab es diese Unterschiede nicht. „Da ist nicht Jude noch Grieche, nicht Sklave noch Freier, nicht Mann noch Weib; denn ihr seid alle eins in Christus Jesus. Seid ihr aber Christi, so seid ihr folglich Abrahams Samen, Erben nach der Verheißung“[19]. Die positiven Momente, die der Synagoge bisher so viele Griechen gewonnen hatten, waren im Christentum ebenfalls vorhanden: der Monotheismus, die Sittlichkeit, die Gottesdienste mit Schriftlesung und Anbe-

tung, die trauliche Gemeinschaft der kleinen Gemeinde. Es fehlten aber die Momente, die das Judentum verächtlich gemacht hatten, die mit der Eigenart einer völkischen Religion gegeben waren, und die auch von der Diaspora nicht völlig hatten abgestreift werden können. Das Christentum, so wie es Paulus verkündigte, genoß den Vorteil, von der Last einer tausendjährigen Überlieferung befreit zu sein.

Die augenscheinlichen Erfolge unter den Griechen führten Paulus weiter auf der Bahn des Heidenmissionars. Wir hören, daß er in Ephesus von einem Privatmann einen Hörsaal mietete[20] und dort eine Zeitlang täglich fünf Stunden, in der Mittagszeit von 11 bis 4 Uhr, öffentliche Vorträge hielt; in Athen hatte er Zusammenstöße mit Philosophen der epikureischen Schule und der Stoa. Er mengte sich also unter die Philosophen und suchte als öffentlicher Lehrer Anhänger zu werben. Er scheint aber auf diesemWege bald seine Grenze erreicht zu haben. Er liebt gelegentliche Seitenhiebe auf die Griechen, die sich so weise vorkämen und doch in den wichtigsten Angelegenheiten des Menschen immer so töricht wären[21]; ja, das Wort weise hat in seinem Mund leicht einen ironischen Klang. Als junger Pharisäer hatte er sich um die Bücher der Heiden niemals viel gekümmert; eine philosophische Bildung hatte er nicht genossen, auch die jüdische Philosophie eines Philo war ihm unbekannt geblieben. Damit war für seine Wirksamkeit eine Grenze bezeichnet: von den philosophisch gebildeten Griechen hat er nur wenige gewonnen. Er war durch seine Herkunft wie durch seine Persönlichkeit nicht zum akademischen Lehrer, sondern zum Gründer und Leiter von religiösen Gemeinschaften bestimmt.

Er verschmähte mit seiner Predigt den Geringsten nicht; vielmehr fühlte er sich als ein Schuldner der Griechen und der Barbaren, der Weisen und der Unweisen. In der korinthischen Gemeinde waren einige reiche Leute: ein städtischer Beamter wird mit Namen genannt, vornehme Frauen waren noch häufiger, in Thessalonich hören wir von kleinen Geschäftsleuten — im ganzen haben die Armen und Ärmsten in den Gemeinden stark überwogen. Für Paulus war das kein Unterschied. Er kümmerte sich um jeden einzelnen wie ein Vater um seine Kinder, suchte auf ihr Leben einzuwirken und sie auf den rechten Weg zu bringen.

Er bemühte sich, seine Gemeinde möglichst häufig zu versammeln, zu religiösen Mahlzeiten und zu erbaulichen Zusammenkünften, um



DIE FRAUEN AM GRABE / HIMMELFAHRT CHRISTI
ELFENBEINTAFEL IN MÜNCHEN



sie in seine Gedankenkreise einzuführen und alle miteinander zu vereinen. In den Versammlungen wußte er einen Sturm des Enthusiasmus zu entfachen, aber er sorgte von Anfang an dafür, daß die Kräfte nicht verpufften, vielmehr sogleich verwandt wurden zur Festigung der Gemeinde. Von Verzückungen hielt er nicht viel, desto mehr von andern Gaben des Heiligen Geistes, von Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Treue, Sanftmut und Keuschheit. Er schätzte die Bruderliebe in allen ihren Äußerungen am höchsten, wußte aber zu verhindern, daß sich einige auf Kosten der Gemeinde ernährten, die dessen nicht bedurften.

Er hatte einen guten praktischen Blick für das, was nottat. Die vielfachen Geschäfte, die der neue Verein nötig machte, wurden von freiwilligen Kräften übernommen, die ihr Amt gewiß nicht ohne Billigung des Apostels antraten. Sie mußten das Werk der Aufsicht und Ermahnung fortsetzen, wenn Paulus selbst weiter zu reisen genötigt war, und er sorgte noch aus der Ferne dafür, daß sie ihr Ansehen behielten. Die Anfänge der Rechtspflege waren ebenfalls vorhanden. Wer sein Leben nicht nach den Vorschriften des Evangeliums einrichten wollte, wurde stillschweigend ausgeschlossen; die Gemeinde verkehrte nicht mehr mit ihm, bis er sich gebessert hatte. In schweren Fällen griff er persönlich ein und wies den Sünder zur Tür hinaus. Um Verfehlungen vorzubeugen, suchte er die persönlichen Verhältnisse der Christen zu ordnen, soweit es ihm möglich war. Jeder mußte seinem Beruf nachgehen und ihn in tüchtiger Weise ausführen. Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen, sagte er[22]. Er hielt darauf, daß im allgemeinen jeder in einer ordentlichen Ehe lebe, um vor den Versuchungen des täglichen Lebens bewahrt zu sein. Dieser praktischen Erwägung gegenüber wußte er seine persönliche Neigung zur Ehelosigkeit zurücktreten zu lassen; aber die kleinen Kreise von Ehelosen, die sich in seinen Gemeinden bildeten, erfreuten sich doch seines besonderen Wohlwollens.

Den Bräuchen der jüdischen Gemeinden stand er mit innerer Freiheit gegenüber, indem er für seine Gemeinden herübernahm, was ihm notwendig erschien, und das übrige fallen ließ. Er forderte von keinem Heiden die Beschneidung; aber die Taufe wandte er an, auf den Namen Christi, als Zeichen des Eintritts in die Gemeinde, und er vollzog sie mitunter selbst. Jüdische Speiseregeln und Reinigungsvorschriften waren ihm gleichgültig; Enthaltsamkeit in Speise und Trank

schien ihm nicht wertvoll. Seine harten Worte über jüdische Festzeiten sind bekannt[23]. Und doch scheute er sich nicht, sich an jüdische Gewohnheiten anzulehnen, wo es ihm gut schien, weil er ein lebendiges Gefühl dafür hatte, daß religiöse Gemeinschaften fester Einrichtungen bedürfen. Er versammelte seine Gemeinde an einem bestimmten Tage, dem Sonntag; er hat allem Anschein nach Ostern und Pfingsten feiern lassen. In glücklicher Weise vereinigte er jüdische Überlieferungen mit griechischen Anschauungen und wußte den jeweiligen Anforderungen ohne Vorurteil zu entsprechen.

In seinen Gemeinden schaltete Paulus mit einem unvergleichlichen Ansehen, wie es sich aus seiner göttlichen Sendung ergab. Er hat nie daran gezweifelt, daß Gott selbst ihn zum Apostel berufen und ihn dazu ausgerüstet habe mit seinem Geiste. Durch den Geist verkehrte er mit Gott, hatte eine Kenntnis seiner Ratschlüsse; was er sagte und tat, geschah im Namen des Herrn Jesus. Zu seinen Reisen wurde er durch göttliche Offenbarung aufgefordert; in schweren Augenblicken erschienen ihm Engel und eröffneten ihm die Zukunft; als er auf der zweiten Missionsreise an den Dardanellen angekommen war, kam nachts ein Mann in mazedonischer Kleidung zu ihm und rief ihm zu: Komm nach Mazedonien und hilf uns: daraufhin betrat Paulus den europäischen Boden, der ihm den ersten großen Erfolg brachte. Von den außerordentlichen Wirkungen des Geistes war ihm keine fremd: er hatte die Gabe der Krankenheilung und machte zuweilen von ihr Gebrauch; er erlebte wirkliche Visionen, wobei er ins Paradies entrückt wurde und unaussprechliche Stimmen hörte; er vermochte in verzücktem Zustand mit Zungen zu reden. Das alles unterschied ihn nicht von andern Aposteln; es unterschied nicht einmal das Christentum von andern Religionen. Paulus legte deshalb mehr Wert auf die Ethik als auf den Enthusiasmus. Daß in den Gemeinden Christus gepredigt würde und daß sie lebten nach den Geboten Christi — das war das Ziel, dem er zustrebte.

Die Gemeinden wurden zusammengehalten durch seine Persönlichkeit. Er gehörte zu den Christen mit dem großen Herzen, deren Optimismus siegreich bleibt gegenüber allen Widerständen. Er hatte die schöne Gabe, in allen Menschen das Beste zu sehen. Mit welchen Worten weiß er seine jungen Freunde und Gefährten zu empfehlen! Tychicus ist ihm der teure Bruder und treue Gehilfe und Mitknecht im Herrn[24]; von Timotheus schreibt er: „Seine erprobte Treue ist

euch bekannt; er hat doch wie ein Kind seinem Vater mir gedient für das Evangelium"[25]. Die Geschicke der Gemeinden machten sein Lebensglück aus. Dabei dachte er nicht an sich selbst, an ihre Teilnahme mit seinem Schicksal, ihre Verehrung und seine Ehre. Es kam ihm darauf an, daß sie in den Bahnen blieben, in die er sie hineingesetzt hatte. Hörte er von ihnen Gutes, so konnte er vor Freude überströmen; sein eigenes Geschick war ihm demgegenüber gleichgültig. Wie wahrhaftig er aber auch in seiner Liebe war, sieht man daran, daß er Unterschiede unter seinen geistlichen Kindern macht. Am nächsten stand seinem Herzen die Gemeinde von Philippi, sein ältestes Kind: solche Zeichen des Vertrauens und der innigen Gemeinschaft, wie er ihr gesandt, konnte keine andre Gemeinde aufweisen.

War Paulus genötigt, eine Gemeinde zu verlassen, so suchte er mit ihr in Verbindung zu bleiben durch Briefe und Botschaften, die er durch seine jungen Gehilfen überbringen ließ. Sie richteten seine Aufträge aus, sahen nach dem Rechten und suchten durch persönliche Wirksamkeit seine schriftlichen Worte zu unterstützen. Die enge Wohnung des Paulus mag oft einem Hauptquartier geglichen haben, von dem aus die Geschicke von Gemeinden in der halben Welt geleitet wurden. Er hatte einen Stab von Mitarbeitern um sich, oft fünf oder sechs zur Zeit, dazu gewiß noch Sklaven, die ihm zur Verfügung gestellt waren, zum Vorlesen und Schreiben und zur persönlichen Bedienung. Boten kamen und gingen, sie berichteten und holten sich Rat, brachten und empfingen Briefe. Durch Paulus, ihren lebendigen Mittelpunkt, kamen die Gemeinden auch in Beziehungen zueinander, und so mag man zu Lebzeiten des Paulus von einem Kreis paulinischer Gemeinden sprechen, die durch die Einrichtungen, die er getroffen hatte, gleichartig waren und sich in der Verehrung für ihren Stifter eins wußten. Die Fäden, welche diese Gemeinden mit den Mutterstädten des Christentums verbanden, waren nur lose geknüpft und sie lagen ebenfalls in der Hand des Paulus. Er stellte von Zeit zu Zeit eine Beziehung zur Gemeinde in Antiochien her, indem er dort persönlich über seine Schöpfungen berichtete, und die Verbindung mit Jerusalem hielt er dadurch aufrecht, daß er die Steuer, zu der er sich verpflichtet hatte, in den Gemeinden einsammeln ließ und sie persönlich überbrachte.

Auf diese Weise ist es ihm gelungen, in dem kurzen Zeitraum von sechs bis sieben Jahren in drei römischen Provinzen Mittelpunkte für

die christliche Mission zu schaffen: in Mazedonien mit der Hauptstadt Thessalonich, in Griechenland mit Korinth und in Kleinasien mit Ephesus. Er hatte die Arbeit dort abgeschlossen und strebte nach weiteren Taten. Schon hatte er sich bei der Gemeinde in Rom als Gast angemeldet und hatte den Plan gefaßt, nach Spanien zu fahren. Da setzte eine Reise nach Jerusalem seiner Tätigkeit ein Ziel. Als er Pfingsten 55 die Sammlung überbrachte, zu der er sich auf dem Apostelkonzil verpflichtet hatte, wurde er ein Opfer des jüdischen Hasses, der ihn noch immer verfolgte. Juden aus Kleinasien sahen ihn im Tempel und erregten einen Aufstand, so daß er verhaftet wurde. Er wurde nach Cäsarea, der römischen Regierungshauptstadt gebracht, dort lange gefangen gehalten und schließlich nach Rom befördert, weil er sich auf das Gericht des Kaisers berufen hatte, wozu er als römischer Bürger das Recht hatte. Die letzten Kapitel der Apostelgeschichte erzählen diese Ereignisse ganz ausführlich. Leider bricht sie ab vor dem Ende des Prozesses und läßt uns darüber im Unklaren, wie das Leben des Paulus geendet hat. Es ist trotzdem kein Zweifel, daß er in Rom hingerichtet worden ist oder — nach christlichem Sprachgebrauche — ein Märtyrer wurde. Über seinem Grabe erhebt sich seit den Zeiten Konstantins der Altar der Paulskirche vor den Mauern Roms.

Auf Taf. 20 kann man sehen, wie sich ein christlicher Bildhauer im Jahre 359 den Vorgang vorstellte. Paulus steht aufrecht vor seinem Scharfrichter, die Hände auf dem Rücken gefesselt; ein Soldat steht hinter ihm und hält ihn fest. Der andere Soldat reißt sein Schwert aus der Scheide, um dem Apostel den Hals zu durchschlagen Im Hintergrund deuten Schilfstauden den Tiber an, der ganz nahe bei S. Paolo vorüberfließt.

II. DIE GEMEINDEVORSTEHER

Die Apostel und Propheten

In derselben Weise wie Paulus zogen damals viele Männer durch die Welt, um die Menschen für den neuen Glauben zu gewinnen. Sie bezeichneten sich als Apostel, als Gesandte Jesu Christi, ihre Predigt hießen sie das Evangelium, die frohe Botschaft. Sie alle lebten in dem Gedanken, ganz mit Christus vereint zu sein und weihten ihm ihr Leben und alle ihre Kräfte. Gott selbst hatte sie erwählt zu ihrem Beruf, den sie als die höchste Würde ansahen. Jeder von ihnen wird sein Damaskus gehabt haben wie Paulus, wo Christus ihm erschien

und ihn in einer erschütternden Stunde in seinen Dienst stellte. Es war eine selbstverständliche Voraussetzung, daß nur in einem schlichten und redlichen Menschen der Geist wohnen könne; „wessen Herz nicht rechtschaffen ist vor Gott“[26], kann seine Pläne an der Menschheit nicht ausführen. Dem echten Geistesträger aber bezeugte sich Christus immerfort durch das selige Bewußtsein der Gemeinschaft mit ihm und durch wunderbare Taten, die er in seinem Namen vollbrachte. Sie suchten ihrem „Herrn“ neue Seelen zu gewinnen, und durchstreiften dazu Länder und Meere, auf immer neuen Wegen. Dieselben Leute sind bald an diesem, bald an jenem Punkte der Welt tätig, umhergeworfen von den wechselnden Aussichten ihrer Missionstätigkeit. Das dem Paulus befreundete Ehepaar, Aquila und Priscilla, stammte aus Pontus; wir treffen sie nacheinander lehrend in Korinth, Ephesus und Rom; wer weiß, wo sie noch sonst überall gewesen sind! Apollos kam aus Alexandrien; er war tätig in Ephesus und in Korinth; im Titusbrief[27] befindet er sich auf einer Reise nach Kreta. Der Evangelist Philippus war noch ein Mitglied der ältesten Gemeinde gewesen, einer der Siebenmänner, die dort zur Armenpflege gewählt wurden; er hatte sich auf Missionswegen nach Samarien begeben; war dann längere Zeit in den griechischen Küstenstädten Palästinas tätig gewesen, vor allem in der Hauptstadt Cäsarea; endlich ist er mit seinen Töchtern nach Phrygien gelangt und dort in Hierapolis gestorben.
Das Tempo, in dem diese Mission betrieben wurde, war sehr lebhaft; man erwartete die Wiederkunft Christi und damit das Ende der Zeiten in kurzer Frist; es wird keinen Apostel gegeben haben, dessen seligste Hoffnung nicht darin bestanden hätte, daß er noch selbst „den Herrn“ von Angesicht zu Angesicht schauen werde. Da galt es möglichst viel Weizen in die Scheuern zu bringen, ehe der Herr der Ernte erschien. Wir haben noch aus verhältnismäßig später Zeit Zeugnisse für eine Rastlosigkeit der Mission, die sich nur erklärt durch die Lebhaftigkeit, mit der man sich die selige Zukunft vor Augen stellte. Die Apostellehre berücksichtigt den Fall, daß ein Apostel in eine Christengemeinde kommt, die schon längere Zeit besteht. Sie ermahnt ihre Leser dazu, den Fremdling, der im Namen Jesu kommt, aufzunehmen wie den Herrn selbst; ihn zu verpflegen und zu beköstigen, so gut sie es vermöchten — aber nur zwei Tage lang. Wer länger bleibe, sei ein falscher Prophet[28]. Es war ein heroisches Zeitalter, in dem das Übermenschliche verlangt und das Außerordentliche geleistet

wurde, wo man das natürliche Bedürfnis nach Ausruhen verachten zu müssen glaubte.
Wohl selten ist eine Mission von so vielen Stellen aus mit solchem Feuereifer ins Werk gesetzt worden wie es damals im Namen Jesu geschah. Zu vermissen war nur, was wir für das erste Erfordernis halten würden, die einheitliche Leitung aller dieser Kräfte, die sich ungestüm auf ihre Aufgaben stürzten. Denn eine solche fehlte so gut wie ganz, und der Mangel ist bezeichnend für diese Zeit. Jeder Missionar verfuhr nach seinem Ermessen, nach dem, was der Geist ihm eingab, ebenso wie es Paulus getan hatte. Jede einzelne Strecke ihres Weges wurde ihnen vom Geist vorgeschrieben, jedes Wort auf die Zunge gegeben; gegen solche göttliche Leitung gab es keine irdische Instanz.
Die damaligen Zeitverhältnisse waren der Mission ungewöhnlich günstig. Wenn heute um das Becken des Mittelmeers ein Dutzend oder mehr Nationen angesessen sind und ebensoviele Sprachen gesprochen werden, so war damals alles in der Hand des römischen Kaisers vereinigt. Die Apostel fanden überall Verhältnisse vor, die ihnen einigermaßen bekannt waren. Sie zogen auf den vortrefflichen Römerstraßen dahin, deren Überreste noch heute unser Staunen erregen, oder sie bedienten sich der vielen Schiffsverbindungen, die der blühende Handel des Reiches hervorgerufen hatte. Gab es ihnen der Geist ein, so blieben sie an einem Orte und suchten Verbindung mit der Bevölkerung. Überall verstand und sprach man die griechische Sprache. War schon damit ein gewisser gemeinsamer geistiger Besitz gegeben, an den man anknüpfen konnte, so fand man auch an den meisten Orten eine Schicht der Bevölkerung vor, die lebhafte religiöse Bedürfnisse hatte. Waren die Verhältnisse schon den Sendboten des Judentums entgegengekommen, so waren sie für die christliche Mission nicht minder günstig. In den Versammlungen, die bald in einem gastlichen Privathaus zusammenkamen, werden die Apostel ein kräftiges Zeugnis ihres Glaubens abgelegt haben, und sie werden nicht selten nachhaltigen Eindruck gemacht haben. Dann sammelten sie einen Kreis von Christusgläubigen, den sie in wiederholten Zusammenkünften in ihre Gedankenkreise einführten und zu gemeinsamem Leben veranlaßten, so weit das die Lebensumstände der einzelnen zuließen. Es scheint aber, als wenn auch gerade die Rolle, die der Apostel selbst spielte, viele zur Nachfolge angeregt hätte. Durch einen Prozeß von geistiger Ansteckung pflanzte sich die Begeisterung auf die Hörer

fort; sie wurden hingerissen vom Hören zum Reden, der Geist fiel auf sie. Wir vernehmen fast von keiner Gemeinde der ältesten Zeit, in der nicht Geistesträger vorhanden waren, die sich je nach der Art ihrer Gabe Propheten, Lehrer oder Evangelisten nennen ließen. Man darf zwischen ihnen nicht klassenweise unterscheiden; es war derselbe Geist Christi, der in ihnen wirkte und sich betätigte. Hatte einer Visionen, durch die er in die Zukunft zu schauen vermochte, so war er ein Prophet; war er imstande, die Schrift auszulegen und zusammenhängend über den christlichen Glauben zu reden, so war er ein Lehrer; trieb der Geist ihn auf die Reise, um das Evangelium zu verkünden, so war er ein Evangelist oder Apostel. Ein Prophet konnte aber jederzeit ein Apostel werden, und die Apostel werden meistens zugleich Propheten gewesen sein; es war nur der innere Trieb und die persönliche Anlage, die jeden in seine Rolle verwies. In der Regel werden Propheten die geistliche Leitung der Gemeinde in die Hand genommen haben, sobald die wandernden Apostel die neue Gründung verlassen hatten. Von ihnen hören wir verhältnismäßig am meisten. Sie waren die lebendigen Zeugen des Geistes, der in der Gemeinde mächtig war. Durch anhaltendes Gebet und Fasten, in Einsamkeit und Enthaltsamkeit bereiteten sie sich auf ihre Visionen vor, und war ihnen ein Gesicht geworden, so trugen sie es der Gemeinde im Gottesdienst vor. Sie sprachen von dem allmächtigen Gott und von Jesus Christus, von den Schrecken der Endzeit und der seligen Zukunft des Volkes Gottes, von der Gesamtheit der Gemeinde und den einzelnen Gliedern in Bildern und Gleichnissen, zu denen alte Überlieferungen ihnen die Stoffe lieferten. Wer dazu imstande war, hatte einen unbestrittenen Ehrenplatz in der Kirche, alles übrige war gleichgültig. Mochte der Prophet jung oder alt, gebildet oder ungebildet, ein Sklave oder Freigelassener sein, — sein Recht zu reden und zu gebieten konnte ihm nicht bestritten werden, da es auf göttlicher Verleihung beruhte.

Prophetinnen

Auch Frauen waren von der höchsten Gabe nicht ausgeschlossen. So traten schon zur Zeit des Paulus in Korinth Prophetinnen auf; in Cäsarea weissagten die vier Töchter des Evangelisten Philippus, in Philadelphia wirkte später die Prophetin Ammia. Sie scheinen ohne Bedenken selbständig Mission getrieben zu haben, die Kirche von

Iberien leitete sich von einer Prophetin Nino her. Manche Frauen der ältesten Zeit, deren Namen wir gelegentlich erfahren, werden wir uns in dieser Würde zu denken haben, und wenn noch Jahrhunderte später einige Sekten den Frauen dieselbe Stellung einräumten, so ging das auf eine Sitte der ältesten Heidenkirche zurück. Das Christentum stellte in dieser Zeit die Geschlechter völlig gleich. Frauen sprachen im Gottesdienst ebenso wie die Männer, wenn der Geist über sie kam, und sie traten als Prophetinnen an die Spitze der Gemeinden, falls sie auf die Dauer dazu tüchtig waren. Die Rolle, welche die Frauen im Leben Jesu gespielt hatten, setzte sich im Heidenchristentum in andrer Weise fort. Er war auf seinen Wanderungen in Galiläa von Jüngerinnen wie von Jüngern begleitet gewesen, Frauen hatten für seinen Unterhalt Sorge getragen und waren mit ihm nach Jerusalem gezogen. Bei den Schwestern in Bethanien hatte er freundschaftlich verkehrt, die Marien gehörten zu den ersten Zeugen seiner Auferstehung. Frauen haben immer den besten Boden abgegeben für religiöse Bewegungen. Das Christentum stellte ihre Gemütstiefe und ihre Werbekraft alsbald in seinen Dienst.

Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir in der Gleichstellung der Geschlechter eine Eigentümlichkeit des Heidenchristentums sehen. Dem Judentum der damaligen Zeit war es wenig entsprechend, den Frauen eine solche Stelle in der Öffentlichkeit einzuräumen. Wir hören nirgends, daß in der ältesten Gemeinde in Jerusalem sich Frauen hervorgetan hätten. Nach jüdischer Weise war die Wirksamkeit in der Gemeinde den Männern, den Aposteln und Presbytern, vorbehalten. Maria, die Mutter Jesu, scheint sich dauernd in Jerusalem aufgehalten zu haben, aber nichts gibt uns Veranlassung, in ihr eine Vorsteherin der Gemeinde oder eine Beraterin des Apostelkollegiums zu sehen. Das Eintreten der Frauen in die religiöse Bewegung setzt eine Höhe der Kultur voraus, die schon in anderer Weise die Frau dem Manne gleichgestellt hatte, so wie das auf griechischem Boden der Fall war. In der Geschichte der christlichen Kirche ist niemals eine Zeit wiedergekehrt, die so ideal war wie diese. So weit es irgend denkbar war, war man frei von irdischen Rücksichten. Wer Gott am nächsten stand, der hatte die größte Vollmacht. Wer am wenigsten eingedrungen war in die Geheimnisse des Glaubens, der hatte am wenigsten zu sagen. Den Geistbegabten ordnete sich alles willig unter und ließ sich von ihnen geistig speisen. Von ihnen sagte man mit einem Worte der

Schrift, daß Ströme des lebendigen Wassers von ihrem Leibe fließen[29]. Man fühlte sich als die Gemeinde der Heiligen der letzten Tage, in der die alte Weissagung der Heiligen Schrift sich erfüllte. Der Prophet Joel hatte gesagt: „Und es wird sein in den letzten Tagen, spricht Gott, da werde ich ausgießen von meinem Geist über alles Fleisch. Und eure Söhne und eure Töchter werden weissagen, und eure Jünglinge werden Gesichte sehen, und eure Greise werden Träume haben; und über meine Knechte und über meine Mägde werde ich in jenen Tagen ausgießen meinen Geist, und sie werden weissagen"[30]. Das schien jetzt alles wörtlich einzutreffen. War Jesus entrückt in den Wolken des Himmels, so war er doch in seiner Kraft bei den Seinen. Der Geist war eine Fortsetzung seines irdischen Wirkens.

Die Beamten

Diese geistbegabten Männer und Frauen, Apostel und Propheten, waren die Führer der Gemeinden, die Prediger und Liturgen bei den Gottesdiensten, die Spender der Sakramente, sie gaben den Ausschlag in allen Dingen. Ihnen standen von Anfang an zur Seite freiwillige Hilfskräfte aus der Gemeinde, die für das Alltägliche zu sorgen hatten. Ein Hausbesitzer war nötig, in dessen Räumen sich die Bruderschaft versammeln konnte; es mußte eine Kasse begründet, Beiträge gesammelt und verteilt werden; Arme und Kranke erforderten Pflege, und auch im Gottesdienst war viel mehr Handreichung notwendig, als wir uns vorzustellen pflegen, da zum Gottesdienst auch gemeinsame Mahlzeiten gehörten.
Man hatte für diese Gemeindebeamten verschiedene Namen. Paulus nennt sie im Philipperbrief Bischöfe und Diakonen, in anderen Schriften werden sie Presbyter genannt. Auch unter ihnen waren Frauen so gut wie Männer: sie wurden als Witwen oder Diakonissen bezeichnet. In jeder alten Christengemeinde, von der wir wissen, stand neben den Aposteln und Propheten eine Anzahl von Beamten. Auf dem Zusammenwirken dieser beiden Klassen von Führern beruhte die Stärke des Christentums. Die Apostel und Propheten stellten die vorwärtsdrängende Kraft dar, die Bischöfe und die Diakonen die Macht der Ordnung. Den Geistbegabten verdankte man die gewaltige Mission, die vielen neuen Gemeinden; die Beamten hatten die nicht minder wichtige Aufgabe, das Gewonnene zu erhalten. Man kann von einem

männlichen und von einem weiblichen Prinzip in der Organisation der Gemeinde sprechen; beide schienen, gerade durch ihre Verschiedenheit, gleich notwendig zu sein, und sie wurden im Gleichgewicht gehalten durch eine dritte Autorität, von der sie schließlich beide abhängig waren, von der Gesamtheit der Gemeinde.

Die Stellung der Beamten war aber anfangs recht schwierig. Ihnen fehlte ein Moment, das in jedem Augenblick Autorität verleiht, wie es den Trägern des Geistes zur Seite stand. Die Bischöfe und Diakonen hatten ihr Amt in der Regel durch die Gemeinde erhalten, und es lag der Gedanke nahe, daß sie es nur so lange ausüben durften, wie die Gemeinde ihnen wohlwollte. Sie waren daher bei allen Maßnahmen an den guten Willen der Gesamtheit gebunden. Die Apostel, die sie eingesetzt hatten, suchten sie mit ihrem Ansehen zu schützen. Sie ermahnten die Gemeinden, den Presbytern die nötige Achtung zu erweisen. An die Korinther richtete Paulus die Mahnung: „Ich ermahne euch Brüder, ihr kennt das Haus des Stephanas, daß es der Erstling ist in Achaja und wie sie sich zum Dienst für die Heiligen gewidmet haben — so mögt ihr auch ihnen untertan sein sowie jedem, der da arbeitet und die Mühewaltung auf sich nimmt"[31]. Ebenso an die Thessalonicher: „Wir bitten euch aber, Brüder, daß ihr anerkennt diejenigen, welche bei euch die Geschäfte besorgen und euch vorstehen im Herrn und euch ermahnen, und sie recht hochhaltet in Liebe um ihrer Arbeit willen. Lebet in Frieden miteinander"[32]. Ganz ähnlich der Hebräerbrief: „Folgt euren Vorstehern und fügt euch, denn sie wachen für eure Seelen als die da Rechenschaft geben werden, damit sie es mit Freuden tun und nicht mit Seufzen; denn so wird es euch unnütze"[33]. Und ebenso schreibt noch die Apostellehre von den Bischöfen und Diakonen: „Verachtet sie nicht; denn sie sind die Geehrten unter euch, zusammen mit den Propheten und Lehrern"[34]. Es war in der ersten Zeit nicht zweifelhaft, daß die Gemeinde, welche die Vorsteher gewählt hatte, sie auch wieder absetzen durfte, wenn man nicht mehr mit ihnen zufrieden war, oder wenn man bessere Leute an ihre Stelle setzen zu können meinte. Die Gemeinde in Korinth war mit ihren Presbytern so verfahren, als die römische Gemeinde mit ihr im Jahre 95 korrespondierte[35]. Wenn aber die Presbyter bei jeder Gelegenheit abzusetzen waren, dann war die einzige Einrichtung, die eine Gewähr gab für die beständige Entwicklung der Gemeinde, gefährdet. Es wäre auch hier ein ewiger Wechsel, ein ständiges Gehen

und Kommen gewesen wie bei den Aposteln und Propheten. Es lag auf der Hand, daß das nicht wünschenswert war, und so werden die weitblickenden Glieder der Gemeinde darauf hingewirkt haben, daß das Amt möglichst lange in denselben Händen blieb, die es einmal übernommen hatten; wenn irgend angängig, auf Lebenszeit.
Die tüchtigen Presbyter werden sich aber auch selbst eine Stellung zu verschaffen gewußt haben, durch die sie gegen den Wechsel der Volksgunst gewappnet waren. Ihr Amt war, wenn auch zunächst bescheiden und abhängig, doch schließlich so wichtig, daß sich viele um ihre Gunst bemühten. Wer regelmäßig Geld und Naturalien zu verteilen hat, muß in einer Gemeinde, die zum größten Teil unterstützungsbedürftig ist, sich Respekt verschaffen können. Er kann nicht übersehen werden, und hat täglich Gelegenheit, seine Herzensgüte im besten Licht zu zeigen. Durch die Gaben der Gemeinde erobert er sich dankbare Herzen und es muß schon schlimm kommen, ehe diese ihm mit Undank lohnen. Die Stellung der Beamten war dazu geschaffen, bei geschickter Handhabung fester zu werden. Es machte sich von selbst, daß die Vorsteher die Geschäfte der Gemeinde allmählich ohne Ausnahme in die Hand bekamen. Sie waren die ältesten Glieder der Gemeinde, vielleicht die gewandtesten und angesehensten, die deren Interessen am besten vertreten konnten. Wenn eine Gesandtschaft abzuordnen war, war es in vielen Fällen das Nächstliegende, daß man die Vorsteher mit dieser Aufgabe betraute; so reist Stephanas aus Korinth nach Ephesus, um im Namen seiner Gemeinde mit dem Apostel Paulus zu unterhandeln. Kam ein Streit vor oder sonst ein Fall, der nach der allgemeinen Anschauung eine Schlichtung oder ein Gericht erforderte, so werden die Ältesten das Wort geführt haben oder vielleicht mit den Aposteln zusammen sich beraten haben. Sie waren die Männer, die sich des allgemeinen Vertrauens erfreuten, auf die sich aller Augen zunächst richteten. Die Briefe, die Paulus an die Gemeinden schreibt, werden in die Hände der Vorsteher ausgehändigt worden sein; sonst hat es keinen Sinn, daß er schreibt: „Ich beschwöre euch in dem Herrn, diese Briefe den Brüdern allen vorlesen zu lassen“[36]. Der Philipperbrief ist sichtlich an Bischöfe und Diakonen gegangen, die in der Adresse mitgenannt werden; aber er ist nicht ohne eine gewisse Absichtlichkeit gerichtet „an alle die Heiligen in Christus Jesus in Philippi“[37]. Ebenso entwarfen die Beamten wohl in den meisten Fällen die Briefe der Gemeinde. Der erste Kle-

mensbrief ist nach einer glaubwürdigen Überlieferung von einem Römer Klemens verfaßt, dessen Name in der alten Bischofsliste Roms steht, der also ein Ältester gewesen sein wird. Die Abgangsstelle ist die Gemeinde in Rom, und der Empfänger ist die Gemeinde in Korinth; Klemens nennt sich nicht, aber er ist doch der Verfasser. Das waren alles Leistungen, die ursprünglich außerhalb des Amtes der Presbyter gelegen hatten, die ihnen aber allmählich zufielen.

Ihr Amt hatte seine eigentliche Stätte im Gottesdienst, und es wird nicht lange gewährt haben, bis sie dort die meisten Handlungen ausübten, die ursprünglich ein Vorrecht der Geistesträger gewesen waren. Sie leisteten, wie die Apostellehre[38] sagt, „den Dienst der Propheten und Lehrer". Sie traten ein in das geistliche Amt durch eine natürliche Entwicklung der Verhältnisse, vielleicht zuerst als Stellvertreter der Geistesträger, bald als ebenbürtige Wettbewerber, zuerst als Vorsitzende, dann als Prediger. Damit war aber eine Reibungsfläche zwischen beiden Klassen gegeben; es entstand ein Kampf zwischen Amt und Geist, der überall spielt, wo das Prophetentum vertreten war. Beide beanspruchten die Führung der Gemeinde und besaßen Rechtsansprüche, die sich nicht anfechten ließen, wenn sie auch verschiedener Herkunft waren. Die Beamten sorgten für die Armen; und sie hatten sich allmählich eine gute Personal- und Sachkenntnis erworben. Wie sie von Anfang an Vertrauensmänner der Gemeinden gewesen waren, so hatten sie durch verständige Verwaltung in jahrelanger Übung ihr Ansehen befestigt und ihre Rechte ausgedehnt. Nun sollten sie es über sich ergehen lassen, daß ihnen gerade in den wichtigsten Dingen hineingeredet wurde. Es traten neue Persönlichkeiten auf, die sich durch Visionen als Propheten bezeugten. Ihnen mußte man das erste und letzte Wort lassen, auch wenn es junge Leute waren, die gar eine befleckte Vergangenheit hatten; sie verlangten den Vorsitz bei den Gottesdiensten, nahmen sich heraus, Mitglieder aus der Gemeinde bloßzustellen und Sünder wieder aufzunehmen. Natürlich ließ man sich solche Eingriffe nicht von allen gefallen. Man sah sich die neuen Propheten näher an, prüfte ihr Leben und ihre Reden und wies sie ab, wenn es gelang, sie als Heuchler zu entlarven oder wenn ihre Botschaft gar zu abenteuerlich klang. Sie werden oft Wasser in den Wein der Begeisterung gegossen haben. Auf der andern Seite sah der Geistbegabte noch immer auf den Beamten herab wie auf eine niedere Stufe im Reiche Gottes. Er hatte den Geist

und jene nicht. Wo also immer beide Klassen von Führern vertreten waren, war eine Quelle zu Reibereien vorhanden, deren Lebhaftigkeit man sich vorstellen kann. Denn welche furchtbare Strafe drohte dem, der den Geist versuchte oder ihn gar entfernte. Und wie sehr mag auf der andern Seite ein ergrauter Hausherr der Gemeinde auf einen jungen Sklaven herabgesehen haben, über den plötzlich der Geist kam, der ihn zu weitgehenden Forderungen und erstaunlichen Offenbarungen veranlaßte und der darauf den Anspruch gründete, als Prophet von der Gemeinde unterhalten zu werden.

Der Gegensatz muß von Anfang an vorhanden gewesen sein und mit der Zeit an Schärfe zugenommen haben, je mehr sich die Rechte der Beamten erweiterten. Das Ergebnis hat natürlich geschwankt, je nach den Männern, die im Vordergrund standen. Große apostolische Persönlichkeiten mögen eine Zeitlang jeden Widerstand in ihrem Bereich niedergeschlagen haben, sie konnten aber die Entwicklung im ganzen nicht aufhalten. Schließlich ist das Ergebnis überall dasselbe gewesen, daß das Amt siegreich blieb über den Geist. Denn die Beamten befestigten ihre Stellung in demselben Maße, wie die Propheten die ihre herabwürdigten. Eine weitverzweigte Gemeinschaft, wie die christliche Kirche damals schon war, war auf die Dauer nicht ohne Beamten zu regieren, konnte aber den „Geist" entbehren, wenn man die größten Apostel hochhielt, deren Schriften man besaß, und so das geschriebene Wort an Stelle des lebendigen setzte.

Die ideale Einheit der Gemeinden

Die Gemeinden standen in lebhaftem Verkehr miteinander, und vielleicht ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Christen miteinander niemals so stark gewesen wie in der ältesten Zeit. Die Verbindung unter den Gemeinden herzustellen war aber den Zufälligkeiten der persönlichen Beziehungen überlassen. Es bestand kein regelmäßiger Austausch, und eine Ordnung der gegenseitigen Beziehungen ist erst allmählich aus den Bedürfnissen der Verhältnisse entstanden. Im ersten Jahrhundert waren vor allem die Apostel das verbindende Element. Wenn sie eine neue Gemeinde gründeten, erzählten sie von ihren Reisen und ihren bisherigen Erfolgen, berichteten von andern Gemeinden und ihren Erfahrungen, die sie dort gemacht hatten, von den Persönlichkeiten, die da von sich reden machten, und den Zu-

ständen innerhalb und außerhalb der Gemeinschaft. Sie erregten Interesse und Teilnahme für die andern und bahnten nähere Beziehungen mit ihnen an. Noch immer standen sie mit ihren Gründungen in brieflichem Verkehr, ließen sich von den Fortschritten und Rückschritten des Gemeindelebens berichten und griffen ein, wo es nötig war. Die Persönlichkeit des einen Mannes verband die Gemeinden, die über viele Provinzen verstreut waren, zu einer Einheit, und noch lange nach seinem Tode wird die gemeinsame Erinnerung an ihn ein Band zwischen ihnen gewesen sein. Ein solches apostolisches Haupt lernen wir in Johannes, dem Verfasser der Offenbarung, kennen. Er richtet seine Schrift von der Insel Patmos aus an sieben Gemeinden, die im Westen Kleinasiens zerstreut lagen. Er ist über ihre Zustände genau unterrichtet und er gebraucht sein apostolisches Ansehen, um mit Lob und Tafel in ihre Verhältnisse einzugreifen. Noch hundert Jahre später sprach man von ihm als „einem Priester, der das Stirnband trug"[39], d. h. einem christlichen Hohenpriester; es ist derselbe Ausdruck, mit dem man Jakobus den Gerechten geschmückt hatte. Mit dem Glanz des großen Namens blieb an den Gemeinden ein Schimmer haften, und es konnte nicht ausbleiben, daß gelegentlich die eine Gemeinde ihren Apostel gegen eine andere ins Feld führte, um auf die Erinnerung an ihn Rechte und Vorrechte zu gründen. Das sind die echten Wurzeln der apostolischen Überlieferung, die später zu einem Dogma auswuchs.

Durch die Apostel wurden Gruppen von Gemeinden zusammengefaßt innerhalb des großen Körpers der Kirche. Der Apostel, Prophet oder Lehrer redete die Christen als Kinder an, als Söhne und Töchter, und er wurde von ihnen Vater genannt. Die Mitglieder der Gemeinde nannten sich Brüder und Schwestern, und der Name wurde auf alle Verehrer Christi in der ganzen Welt ausgedehnt. Damit erkannte man sich gegenseitig an als Genossen im Glauben, in Liebe und Hoffnung; es war der Gemeinschaftsname, der auch in andern Religionen üblich war. Der Zusammenhang wurde dadurch gefördert, daß für die Mitglieder der Gemeinden ein gemeinsamer Name aufkam, der der Christen. Nach der Apostelgeschichte soll er in Antiochien entstanden sein[40]. Der Name bezeichnet die Christen als Verehrer des Christus, ebenso wie man von Verehrern des Mithras oder der Isis sprach.

Die Verbindung zwischen einander überließ man den vielen Fäden des Weltverkehrs, den wir uns im ersten Jahrhundert noch als be-

sonders lebhaft vorstellen müssen. Durch die hundertfachen Beziehungen der Städte und Provinzen hörten auch die Gemeinden gelegentlich voneinander. Wenn irgendwo eine neue Gemeinde gegründet war, freuten sich die ältern Schwestern in weitem Umkreis. Von Thessalonich wußte man alsbald in ganz Mazedonien und Achaja und darüber hinaus zu erzählen, so daß Paulus nicht nötig hatte, darüber zu berichten. Hörte man, daß irgendwo Not war, so schickte man Liebesgaben, und war stets bereit, durch besondere Gesandtschaften in das Leben der benachbarten Gemeinde einzugreifen. Man ordnete dazu in der Regel drei Männer ab, was einer allgemeinen Gewohnheit entsprach und praktische Gründe für sich hatte. Es war üblich, ihnen ein Beglaubigungsschreiben mitzugeben, das entweder von einem Apostel oder von der Gemeinde ausgestellt war. Es ist bekannt, wie im Jahre 95 die römische Gemeinde eine Gesandtschaft nach Korinth abordnete, weil dort Unruhen ausgebrochen waren, weit über das Meer, auf wochenlange Reise; wie es scheint, ohne Veranlassung oder Beziehung, nur weil man von Unstimmigkeiten gehört hatte. Die Gemeinde von Korinth hat den Eingriff in ihre Angelegenheiten mit Dankbarkeit aufgenommen: das sehr ausführliche Begleitschreiben der römischen Gesandtschaft, der erste Klemensbrief, ist noch viele Jahrzehnte lang im Gottesdienst in Korinth verlesen worden. Am merkwürdigsten sind die Dinge, die wir durch die Briefe des Ignatius erfahren. Gehören sie auch eigentlich dem folgenden Zeitraum an, so zeugen sie doch von dem Fortwirken des Geistes der ältesten Zeit und dürfen deswegen hier angeführt werden. Es war gewiß ein außerordentliches Ereignis, daß der Bischof von Antiochien durch Kleinasien transportiert wurde, um in Rom als Märtyrer zu sterben. Aber welche Bewegung verursachte dieser Transport in allen Gemeinden, die an seinem Wege lagen! Von Syrien folgte ihm ein Rheus Agathopus, um dem Ignatius unterwegs Handreichung zu tun, in Zilizien schloß sich ein Diakon Philo an. Als Ignatius in Smyrna angekommen war, schickten ihm die Gemeinden von Ephesus, Magnesia und Tralles Gesandtschaften, ihre Bischöfe samt Presbytern und Diakonen, wofür ihnen Ignatius später in besonderen Schreiben Dank sagt. Ein Diakon Burrhus aus Ephesus blieb bei ihm bis Troas, von wo aus er zurückgeschickt wurde. Als dem Gefangenen dort die Nachricht zukam, daß die Verfolgung in Antiochien, deren Opfer er selbst geworden war, ein Ende erreicht hatte, bat er die Gemeinden

von Smyrna und Philadelphia, in denen er sich auf der Reise aufgehalten hatte, sie möchten je einen Boten mit einem Brief nach Antiochien senden, damit sie an deren Freude ihr Teil hätten. Und damit nicht genug: er ersuchte den Bischof Polykarp von Smyrna, mit dem er Freundschaft geschlossen, er möge noch weitere Gemeinden veranlassen, Boten und Briefe nach Antiochien zu schicken. Er wird nicht vergebens gebeten haben. Denn noch andere, entferntere Gemeinden schlossen sich den Sendungen nach Antiochien an. Die Gemeinde in Philippi bat Polykarp, von ihr einen Brief mitzunehmen, was Polykarp ihr zusagte. Welch eine Bewegung! Wir sehen Dutzende von Menschen weite Reisen unternehmen, eine Menge Gemeinden, die doch gewiß nicht begütert waren, sich in große Unkosten begeben. Mag man dies in dem einen Fall, als sie Polykarp selbst zu sehen wünschten, auf begreifliche Motive menschlicher Teilnahme mit dem berühmten Mann zurückführen, so zeugt doch die Mitfreude an dem Geschick der Antiochener von einem starken Gefühl der Zusammengehörigkeit, das alle Gemeinden verband.
Ein nicht minder wichtiges Bindemittel wurde die entstehende christliche Literatur, auf deren größtmögliche Verbreitung man bedacht war. Als der Prophet Hermas in Rom eine Vision gehabt hatte, bekam er zugleich den Befehl, sie in einer Abschrift dem Presbyter Klemens zu übergeben, damit dieser sie an auswärtige Gemeinden schicke[41]. Selbst die persönlichen Briefe, die ein Apostel an eine Gemeinde schrieb, waren nicht nur für den Adressaten bestimmt. Paulus hatte gelegentlich selbst die Weiterverbreitung seiner Sendschreiben, wenn auch in engerem Kreise, angeregt, als er der Gemeinde in Kolossä schrieb, sie möge seinen Brief, wenn sie ihn gelesen, nach Laodicea weitergeben, und einen andern Brief, den er an jene geschrieben, sich ihrerseits geben lassen[42]. Den Galaterbrief schreibt Paulus an alle Gemeinden in Galatien. Vermutlich waren die Christen dort auf dem Lande zerstreut, abseits von den wenigen Städten dieser Landschaft, so daß der Apostel sie in seiner Adresse zusammenfassen mußte. Der erste Korintherbrief, noch deutlicher der zweite, ist zugleich au die Gemeinden von Achaja gerichtet, als deren Hauptstadt Korinth angesehen wurde. Nach dem Tode des Paulus, und gewiß schon zu seinen Lebzeiten, werden die Briefe weiter von Hand zu Hand gewandert sein. Die Gemeinden bewahrten auch Abschriften ihrer eigenen Briefe auf, um sie gelegentlich wieder zur eigenen Er-



GRABSTEIN DER FLAVIA
DOMITILLA-KATAKOMBE / ROM



CHRISTLICHER VORLESER
GRABSTEIN IM LATERANMUSEUM / ROM
(AUSSCHNITT)

bauung zu verwerten. So muß es dem Klemensbrief gegangen sein, den man ein Jahrhundert später sogar noch ins Lateinische übersetzt hat, als in Rom die Kenntnis des Griechischen auszusterben begann. Man verwahrte und sammelte sorgfältig alles, was irgendwie im Gottesdienst zu verwenden war. Polykarp schickte eine Anzahl von Briefen des Ignatius aus Smyrna nach Philippi auf Bitten der dortigen Gemeinde, nachdem Ignatius auf seiner Reise nach Rom eben Philippi passiert hatte. Er hat damals schon für eine Sammlung der Ignatiusbriefe Sorge getragen. Die katholischen Briefe, die bald üblich wurden, waren vollends für die ganze Kirche bestimmt. Sie mieden alles Persönliche, sprachen weder vom Schreiber noch von dem Adressaten, vielmehr von allgemeinen ethischen und religiösen Wahrheiten, die jede Gemeinde sich aneignen konnte.

So waren die Fäden, die zwischen den Gemeinden hin und her liefen, vielfacher Art; die Beziehungen, die einmal angeknüpft waren, wurden, wenn möglich, gepflegt und unterhalten. Man benutzte innere und äußere Veranlassungen, um neue Verbindungen herzustellen. Man fühlte sich eben nicht nur als eine ideale Gemeinschaft, sondern hatte eine höchst reale gemeinsame Zukunft vor Augen: in kurzem wird der Herr erscheinen und den Seinen ein herrliches Los bereiten. Die Welt wird vergehen und die Christen werden Genossen des Reiches Gottes sein. Das war eine Kette, die alle irdischen Beziehungen an Festigkeit und an Dauer übertraf. Man kannte sich als Genossen der künftigen Herrlichkeit, und ließ die arme Gegenwart warm werden in deren Glanz. Was die Christen auf Erden hatten, war ihnen gemeinsam; denn die irdischen Werte werden bald vergehen. So oft man des Herrn gedachte und seiner Zukunft, dachte man auch der einen Kirche, die sein Leib ist, und sich bald auf ewig mit ihrem Haupte vereinen wird.

III. DIE EINRICHTUNGEN DER GEMEINDE

Die Festzeiten

Die christliche Mission hatte ihren Weg genommen von Palästina aus in die Synagogen der Juden, die im ganzen römischen Reich zerstreut waren. Von dort aus waren die christlichen Gemeinden gegründet worden, die dann in fortschreitendem Maße heidenchristlich wurden.

Diese Entwicklung brachte es mit sich, daß die Gemeinden ihre wesentlichen Einrichtungen aus dem Judentum herübernahmen, und so ist es gekommen, daß die jüdische Jahreseinteilung und Tageseinteilung, die Feste und die Fasten, der Gottesdienst und die heiligen Handlungen, die Frömmigkeitsübungen des täglichen Lebens und die Art der Totenbestattung in der Kirche ihre Fortsetzung erfahren hat.
Das Judentum hatte das Jahr in Wochen eingeteilt und der letzte Tag der Woche war der heilige Tag, an dem man Gottesdienste feierte. Mit den Juden ist die siebentägige Woche zuerst in das römische Reich gekommen, wo sie bis dahin unbekannt war. Die Herkunft der christlichen Woche aus der jüdischen läßt sich leicht erkennen an den Namen der christlichen Wochentage. In den meisten Kultursprachen führt der letzte Wochentag noch heute den Namen des jüdischen Sabbats. Auch das deutsche Samstag ist aus Sabbattag entstanden. In der alten Christenheit hat man aber auch die ganze Woche als Sabbat im Singular oder im Plural bezeichnet, ebenso wie die Juden es taten, und die Tage in der Weise benannt, daß man sie zählte: am zweiten, dritten, vierten der Woche, wie das die offizielle Bezeichnung in der griechischen und lateinischen Kirchensprache bis heute ist. Und ebenfalls alle sieben Tage hatten die Christen ihren Festtag, den Sonntag. Sie belasteten ihn nicht mit den jüdischen Sabbatgeboten, begingen ihn aber als Feiertag, als Tag des Gottesdienstes. So setzt schon Paulus im ersten Korintherbrief voraus[43], so auch die Apostelgeschichte in dem alten Reisebericht[44]. Der Sonntag geht also mindestens in die fünfziger Jahre des ersten Jahrhunderts zurück. Nicht viel jünger wird der christliche Name des Feiertags sein, der Name Herrntag; denn der Sonntag war dem Herrn geweiht, er war der Tag der Auferstehung Jesu. Nach dem Bericht unsrer Evangelien ist Jesus an einem Freitag gestorben und seine Auferstehung am dritten Tage hat daher am Sonntag stattgefunden. Die grundlegende Heilstatsache feierte man allwöchentlich. Die Anlehnung und der Gegensatz gegen das Judentum ist dabei in gleicher Weise deutlich. Auf beiden Seiten heiligte man einen Wochentag, aber nicht denselben. Der Sonntag hatte in den Augen der Christen eine Bedeutung, die für die Juden ein Ärgernis war, und in der Kirche des Westens verunehrte man geradezu den jüdischen Sabbat dadurch, daß man ihn zum Fasten bestimmte. Der Sonntag ist der Herrntag. Weil er der

Auferstehungstag war, feierte man ihn als Freudentag und vermied alles, was als Zeichen der Trauer galt: das Knien beim Gebet und das Fasten.

Die Juden hatten zwei Tage der Woche sich als Fasttage ausersehen, den Montag und den Donnerstag. Es war kein allgemeines Gebot, an ihnen zu fasten, aber wenn man fasten wollte, war man an diese Tage gebunden. Der Pharisäer, der vor Gott bekannte, daß er in jeder Woche zweimal faste[45], wollte sich damit als einen besonders gesetzeseifrigen Juden hinstellen. Das Christentum hat ebenfalls schon früh zwei Fasttage in der Woche festgesetzt, den Mittwoch und den Freitag. Die christlichen Schriftsteller wissen das Gebot aus der Heiligen Schrift zu belegen. Der Freitag ist Jesu Todestag. Beim Mittwoch schwankt man mit der Begründung, geht aber auch meist auf die Leidensgeschichte Jesu zurück, nur daß es schwer war, einen zwingenden Anlaß zum Fasten gerade für diesen Tag ausfindig zu machen. Man sieht es den abweichenden und gezwungenen Herleitungen aus der Leidensgeschichte an, daß sie nachherige Rechtfertigungen eines vorher feststehenden Termins sind. Die christlichen Fasttage stehen in demselben Verhältnis zu ihrem jüdischen Vorbild wie der Sonntag zum Sabbat. Es ist eine Nachahmung, die sich in einem Gegensatz offenbart. Die Art der Beobachtung war in den ersten Jahrhunderten ebenfalls die jüdische: kein Christ brauchte zu fasten, wer aber das innere Bedürfnis dazu empfand, war an den Mittwoch und den Freitag gebunden.

Das Osterfest ist ebenfalls schon in alter Zeit gefeiert worden, wenn auch manche Überlegungen veranlassen könnten, die Frage aufzuwerfen, ob es stets und überall in den heidenchristlichen Gemeinden begangen worden ist. Wo man es kannte, setzte man es auf den 14. (15.) Nisan. Das Datum setzt voraus, daß man die jüdischen Monate angenommen hatte, wie es gewiß in weiten Kreisen der Kirche der Fall war, oder daß man wenigstens von der eigentümlichen jüdischen Zeitrechnung wußte. Um das christliche Ostern richtig zu feiern, mußte man entweder selbst den jüdischen Kalender gebrauchen oder doch genau über ihn unterrichtet sein. Der Name des Osterfestes war der jüdische, es hieß Passah; in der syrischen Kirche hat sich auch der andere jüdische Festname „Woche der ungesäuerten Brote“ erhalten. Auf das Wortspiel zwischen Pascha und paschein (leiden) ist man bald gekommen, und damit schien das Überkommene einen neuen Sinn zu

erhalten. Man feierte das jüdische Fest weiter in einer Beziehung auf den Tod und auf die Auferstehung des Herrn; war doch Jesus in den Tagen des Passahfestes gestorben. Wie das Wochenfest, der Sonntag, so war auch das Jahresfest ein Christusfest. Später hat man eine Beziehung zwischen beiden Terminen hergestellt, indem man den Sonntag nach dem 14. (15.). Nisan als Datum des christlichen Passah festlegte und dadurch wiederum einen Gegensatz gegen die Synagoge schuf, der doch nur die Abhängigkeit bemäntelte. Dagegen scheint das Osterfasten erst im zweiten Jahrhundert üblich geworden zu sein, in Anlehnung an antike Gewohnheiten; und wenn ältere Schriftsteller meinten, daß man in der christlichen Kirche lange Zeit auch noch das Osterlamm gegessen hätte, so beruht das möglicherweise auf einem Irrtum, vielleicht mangeln uns aber lediglich die Nachrichten. Die Äußerungen des Paulus im ersten Korintherbrief setzen voraus, daß man dort über die jüdischen Gebräuche bei der Passahfeier unterrichtet war[46], so daß wir uns nicht zu wundern brauchten, wenn wir einmal erführen, daß die Christen der ältesten Zeit das Passahritual übernommen hätten. Bei der Art der Feier liegt die Annahme ohnehin nicht fern: man beging das Osterfest nämlich in nächtlicher Stunde mit einer gemeinsamen Mahlzeit der ganzen Gemeinde. Ebenso ist das Passahfest seit alter Zeit gefeiert worden, wenn auch im häuslichen Kreise. Die Stunde des Passah brach an am Abend des 14. Nisan um 6 Uhr, wenn nach jüdischer Rechnung der 15. begann. Dann setzte man sich nieder zum Genuß des Osterlammes. Wenn aber die christlichen Gemeinden in ihrem Osterfest die jüdische Passahmahlzeit fortsetzten, dann ist es leicht denkbar, daß sie auch manche Gebete und Riten von dort herübernahmen, die dann allmählich mit der Zeit verschwunden wären.

Sieben Wochen nach dem Passah fand bei den Juden das Wochenfest statt, nach seinem Datum Pentekoste genannt. Aus der Pentekoste stammt das christliche Pfingsten, dem Worte wie dem Inhalt nach. So viel ist gewiß; nur sind nicht alle Einzelheiten klar. Aus dem ersten Korintherbrief folgt zwar[47], daß der Name und der Termin der Pentekoste in den Kreisen des Paulus bekannt war; man nimmt am einfachsten an, daß das Fest dort begangen wurde; aber sonst ist in der ältesten Kirche nicht eigentlich der Pfingsttag, sondern die fünfzigtägige Zeit bis Pfingsten gefeiert worden. Es war verboten, in den sieben Wochen zu fasten und auf den Knien zu beten; denn beides

war ein Zeichen der Trauer. Wir können meines Wissens bis jetzt die fünfzigtägige Freudenzeit im damaligen Judentum nicht nachweisen und die Zeugnisse für den christlichen Pfingsttag reichen nur bis ins dritte Jahrhundert zurück. Vielleicht werden uns neue Funde einmal unser Wissen vervollständigen.

Das Osterfest bestimmt das Kirchenjahr; der Ostermonat war bei den Juden der erste des Jahres. Ebenso regelten die Christen ihre Jahreseinteilung, und setzten sich damit den römischen wie den griechischen Kalendern entgegen.

Die Frömmigkeitsübungen

Der fromme Jude war verpflichtet, morgens und abends ein bestimmtes Gebet zu verrichten; ein anderes Gebet, dessen Wortlaut ebenfalls bestimmt war, wurde dreimal am Tage gesprochen. Wir besitzen die Texte dieser langen Formeln, das Schma und Schmone Esre, das Achtzehnbittengebet. Wie sie noch heute von den Juden gebraucht werden, so werden sie in ähnlicher Weise zur Zeit Jesu gesprochen worden sein, das eine zweimal, das andere dreimal am Tage. Das sind dieselben fünf Gebetsstunden, die wir bei den christlichen Schriftstellern erwähnt finden. Sie machen einen Unterschied zwischen dem dreimaligen Tagesgebet und zwischen dem Morgen- und Abendsegen, und zeigen damit aufs neue die Herleitung von verschiedenen jüdischen Sitten. An die Stelle der jüdischen Formeln trat von Anfang an das Vaterunser. Als sechste Gebetsstunde kommt im dritten Jahrhundert das Gebet um Mitternacht auf, und die Mönche haben die Gebetsstunden auf die Siebenzahl gebracht. Aber nicht sie erst haben die Horen erfunden; man führte in ihnen seit alter Zeit die heilige Tageseinteilung des Judentums fort.

Der Jude wandte sich, wenn er betete, nach der Richtung, in der er die Heilige Stadt wußte, und es ist anzunehmen, daß die Christen der ältesten Zeit dieselbe Sitte beobachteten, solange ihnen Jerusalem als Heilige Stadt galt. Mit der Stellung zum Judentum mußte sich freilich die Sitte ändern. Die Heidenchristen nahmen ihre Gebetsrichtung nach Osten und schlossen sich damit einer in andern Religionen weitverbreiteten Sitte an. Es ist indes schwerlich anzunehmen, daß die heidenchristlichen Gemeinden in ihrer Gesamtheit gerade in der Gebetssitte einem heidnischen Einfluß unterlagen, den sie sonst in jeder

Weise abwiesen. Sie hatten ihre eigene Begründung, wenn sie sich dem Sonnenaufgang zukehrten. Im Osten lag nach christlicher Überlieferung das Paradies und von dorther erwarteten sie die Wiederkunft des Herrn. Es ist bezeichnend für die Ewigkeitsstimmung der ersten Gemeinden, daß sie bei jedem Gebet sich dem Lande ihrer Hoffnung zuwandten.

Die merkwürdige Gewohnheit, sich vor dem Gebet die Hände zu waschen, war ebenfalls weiter verbreitet. Der Jude übte sie, wie noch heute der Muhamedaner; man baute daher die Synagogen mit Vorliebe an das Wasser, damit man dort die übliche Reinigung vornehmen konnte. Es ist schwer zu sagen, ob das Christentum gerade der jüdischen Sitte nachgab, wenn es denselben Grundsatz aufstellte und demnach am Eingang der Kirche einen Wasserbrunnen errichtete, der mit der Zeit zu dem Weihwasserbecken der katholischen Kirche zusammengeschrumpft ist. Die Herleitung der Sitte aus dem Judentum ist aber überwiegend wahrscheinlich. Man wollte, wenn man betete, unbefleckte Hände zum Herrn emporstrecken.

Noch deutlicher ist die jüdische Herkunft bei dem christlichen Tischgebet. Es entsprach der antiken Gewohnheit, vor jeder Mahlzeit eine Spende auszugießen, während Christen und Juden Gott zu danken pflegten für Speise und Trank. Ihr Gebet trat auch hier an die Stelle des Opfers.

Wenn das Judentum somit bis in die Gewohnheiten des häuslichen Lebens hineinreichte, so dürfen wir uns nicht wundern, daß es seinen Einfluß auch auf die Kleidung geltend machte. Die jüdischen Frauen fielen im Altertum dadurch auf, daß sie sich mit einem Schleier verhüllten. Der Apostel Paulus hielt darauf, daß die Frauen seiner Gemeinden ihre Kopfbedeckung auch während des Gottesdienstes nicht ablegten[48], und die Sitte ist allgemein christlich geworden.

Soweit unsere Nachrichten zurückreichen, können wir feststellen, daß die Christen ihre Toten zu begraben pflegten. Sie fielen damit auf und hatten Schwierigkeiten, ihren Sondergebrauch durchzuführen; denn in der Kaiserzeit war bei den Römern der Leichenbrand allgemein üblich geworden. Die Juden aber waren der heimischen Sitte der Totenbestattung stets treu geblieben, auch wenn sie damit alleinstanden. Die Sitte der Totenbestattung pflegt ihren Grund zu haben in den Anschauungen, die man über das Schicksal nach dem Tode hat, und in diesem Fall ist der Zusammenhang unverkennbar. Juden wie

Christen verkündigten die Auferstehung, und sie vertraten den Glauben in der Form der Fleischesauferstehung. Bei ihren Anschauungen wäre es ein Frevel gewesen, den Leib der Gläubigen zu zerstören; die Feuerbestattung erinnerte sie ohnehin an das ewige Feuer, das Schicksal der Gottlosen. Der Einfluß der Synagoge erstreckt sich bis auf die Grabschrift. Das jüdische *In pace* ist die ständig wiederkehrende Formel auf christlichen Grabsteinen.

Die Taufe

Endlich dürfte es höchstwahrscheinlich sein, daß die christliche Taufe einem jüdischen Vorbild folgt. Die Herleitung aus der Synagoge ist viel bestritten worden; früher geschah es in der Absicht, der Taufe ihre christliche Herkunft zu wahren; neuerdings ist uns die Frage nähergerückt, ob in ihr nicht eine sakrale Gewohnheit der Antike fortlebt. Denn auch außerhalb des Judentums waren Reinigungen üblich, die durch dreimaliges Untertauchen in Wasser vollzogen wurden. Trotzdem ist die Abkunft der christlichen Taufe von der jüdischen sehr wahrscheinlich. Es war im Judentum üblich geworden, an den Proselyten außer der Beschneidung auch die Taufe zu vollziehen, und zwar scheint man mit der Zeit dem Tauchbad größeres Gewicht beigelegt zu haben als der Beschneidung. Die Taufe wurde an allen Proselyten vollzogen, die Beschneidung galt aber nur den Männern, während die Synagoge unter den Frauen größere und augenscheinlichere Erfolge aufzuweisen hatte. Das Heidenchristentum hat seit dem Apostelkonzil die Beschneidung verworfen, aber es hat die Taufe übernommen; auch im Christentum hat sie von Anfang an den Eintritt in die Gemeinde und in die Gemeinschaft Christi bedeutet. Später hat die Gnosis die Taufe wiederholen wollen nach jeder sittlichen Verfehlung und selbst in Krankheitsfällen, damit der Dämon der Sünde und des Übels vom Menschen weiche durch die Kraft des Gottesgeistes, der in der Taufe mitgeteilt wird. Die Kirche hat die Wiederholung stets verworfen und sie wahrte damit der Taufe ihren Charakter als Eintrittsakt. Allerdings ist gerade bei den Sakramenten ein Einfluß antiker Anschauungen festzustellen, der schon sehr früh eingetreten ist. Wenn man darauf hielt, die Taufe nur in fließendem Wasser vorzunehmen, und wenn man das Meereswasser allem andern vorzog, so folgte man einer uralten heiligen Vorschrift, nach der nur

das lebendige Wasser den Menschen rituell zu reinigen vermöge; und wenn es bald zur Regel wurde, den Täufling dreimal unterzutauchen, so war das ebenfalls ein heiliger Brauch von den Urzeiten her: dreimal ist die heilige Zahl. So flossen also in der Taufe jüdische Herkunft mit antiken Überlieferungen zusammen, und sie galt doch als speziell christliches Sakrament. Schon in frühester Zeit verband man mit dem Tauchbad die Handauflegung durch einen geistlichen Führer der Gemeinde, damit der Täufling den Geist Christi erhielte. Man sprach von einer mystischen Einigung mit Christus, die in der Taufe vor sich gehe. Der Täufling zog Christus an wie ein neues Gewand; er starb seinen Tod, indem er sein früheres Sündenleben von sich warf, und er lebte fortan in Christus, indem er ein Leben im Geiste führte. Das war symbolisiert durch das Eintauchen in das Wasser. Buße, Taufe und Geistesempfang war in dem einen Akt vereint. Darum nennt man die Taufe das Bad der Erleuchtung — nämlich mit dem Geist — und der Wiedergeburt — zu neuem Leben; es war alles durch die Einigung mit Christus bewirkt. Die Formel war daher „taufen in Christus“ oder „auf den Namen Jesu Christi“: der Täufling wurde Christus als Eigentum übergeben.

Auf Taf. 15, 2 wird eine christliche Taufe vor Augen geführt. Der taufende Presbyter ist nur mit einem Lendenschurz bekleidet, weil er mit dem Täufling in das offene Wasser steigen mußte. Den Täufling braucht man sich nicht als Knaben zu denken. Es war antike Kunstgewohnheit, Personen, an denen eine Handlung vorgenommen wird, in kleiner Figur wiederzugeben. So kann der Täufling auch in diesem Fall ein Erwachsener sein.

Zur Taufe verlangte man von dem Novizen kein sittenreines Vorleben; man möchte fast sagen, daß das Gegenteil der Fall war. „Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken“ — Jesus war nicht gekommen, Gerechte zu rufen, sondern Sünder zur Buße. Man hielt es aber für selbstverständlich, daß, wer einmal getauft war, ein Leben im Geiste führe und sich aller offenbaren Sünden enthalte. Von der Seelen bezwingenden Macht des christlichen Geistes war man tief überzeugt, so daß man selbst das Unmögliche für leicht denkbar hielt. Man hatte manche Mitglieder mit zweifelhafter Vergangenheit in den Reihen der Gemeinden. Jesus hatte mit Zöllnern und Sündern verkehrt, und Magdalenen in seiner Umgebung geduldet. Auf den nüchternen Gedanken, bestimmte anrüchige Gewerbe auszuschließen, weil sie den Menschen gar zu sehr in die Sünde ver-

strickten, kam man erst in späterer Zeit. Man ließ aber den Täufling nicht im unklaren darüber, wie er fortan sein Leben zu gestalten habe. In den christlichen Versammlungen war gewiß viel von der notwendigen und gänzlichen Sinnesänderung die Rede, sobald Heiden zugegen waren; persönliche Unterweisungen aller Art waren vielfach üblich und gern gesehen; und schließlich war es Sitte, dem Täufling seine Pflichten noch einmal im einzelnen vor Augen zu stellen, ehe man die Taufe vollzog.

Man stellte dem Täufling sein früheres Leben und sein zukünftiges vor als zwei Wege, die der Mensch gehen kann, als den Weg des Lebens und den Weg des Todes. Man sprach in einem andern Bilde von zwei Engeln, die den Menschen durchs Leben begleiten, dem Engel der Gerechtigkeit und dem der Bosheit. Denn man vergaß nicht, daß das Leben für den Getauften ein steter Kampf sei mit der Sünde und dem Teufel. Man stellte das Christenleben gern als ein Soldatenleben dar, das in jedem Moment gespannte Anstrengung verlangt. Es überwog aber die triumphierende Stimmung, daß man durch Christus ein neues Leben erreicht hatte. „Hatten wir früher an der Unzucht Gefallen — schreibt Justin in seiner Eingabe an den Kaiser Antoninus Pius[49] — so huldigen wir jetzt der Keuschheit; gaben wir uns einst mit Zauberkünsten ab, so haben wir uns jetzt dem guten, ungezeugten Gott übergeben; schätzten wir den Erwerb von Geld und Gut höher als alles, so stellen wir jetzt, was wir haben, in den Dienst der Allgemeinheit und teilen es mit jedem Bedürftigen; haßten und mordeten wir einander und gönnten wir dem Fremden, weil er andre Bräuche hat, nicht einmal unsere Herdgemeinschaft, so leben wir jetzt, seit Christus erschienen ist, als Tischgenossen zusammen, beten für unsere Feinde und suchen, die uns ungerechterweise hassen, zu überreden, daß auch sie nach Christi schönen Weissagungen leben und dadurch zu der frohen Hoffnung gelangen, einmal dieselben Güter wie wir von Gott, dem Herrn über alles, zu empfangen.“

Der Gottesdienst

Die stärksten Anlehnungen an die Gewohnheiten der Synagoge fanden vermutlich im Gottesdienst statt. Der christliche Gottesdienst war der jüdische, wie er in der Synagoge üblich war: wie jener bestand er in Verlesung und Auslegung der Heiligen Schrift. Die Bibel der Juden

war die Heilige Schrift der Christen, und zwar in jener Übersetzung, welche das Judentum der ägyptischen Diaspora der Welt geschenkt hatte, der sogenannten Septuaginta. Das griechische Alte Testament wurde in jeder Versammlung der Christen gebraucht; der Gottesdienst bestand zum guten Teil in seiner Verlesung und Auslegung, in der Kirche ebenso wie in der Synagoge, und die Methode, nach der man die Heilige Schrift verstand und auslegte, war ebenfalls dem jüdischen Geiste entsprungen. Mit der Bibel der Juden und ihrem Verständnis war in der Kirche eine ständig fließende Quelle für jüdische Einflüsse vorhanden. Man sang die griechischen Psalmen, gewiß nach denselben Melodien, die in der Synagoge gesungen wurden. Die christlichen Gebete werden nach Form und Inhalt dort ihre Muster haben. Was man an liturgischen Formeln besaß, ist von daher herübergenommen. Die Christen vermieden es ebenso wie die Juden, Gott mit einem Namen zu benennen — was in der damaligen Welt mehr auffiel, als wir uns vorzustellen pflegen —; wo man zu einer näheren Bezeichnung genötigt war, pries man ihn als den Weltschöpfer. Es kommen aber auch die jüdischen Umschreibungen des Gottesnamens vor: er heißt der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Höchste, oder gar mit hebräischem Ausdruck der Adonai, der über den Cherubim und Seraphim sitzt. Man blieb der jüdischen Sitte treu, eine solche ausführlichere Bezeichnung Gottes mit einer Doxologie zu beschließen: der allein ist und bleibt, ihm sei Preis und Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen. Jede christliche Ansprache pflegte mit einem Preise Gottes zu schließen. Liturgische Formeln in hebräischer Sprache haben sich in den christlichen Gottesdiensten bis auf den heutigen Tag erhalten: man denke an Amen, Maranatha, Hallelujah, Hosianna. Sie halten die Erinnerung fest an jene engen Beziehungen, welche in der ältesten Zeit des Heidenchristentums zwischen Kirche und Synagoge bestanden, trotz aller Feindschaft und gegenseitigen Absage. Die Abhängigkeit erstreckte sich bis auf den Ritus des Abendmahls. Die heiligen Mahlzeiten der Christen sind jüdischen Mahlzeiten nachgebildet; auch dort pflegte man einen Kelch und ein Brot zu segnen und zu genießen, und die ältesten eucharistischen Gebete, welche uns die Apostellehre überliefert, sind nach dem Muster bekannter jüdischer Formulare entworfen. Wenn die Gemeinde bei dieser Gelegenheit ihre Einigkeit durch den Friedenskuß bezeugte, so folgte sie wahrscheinlich einem Brauch der Synagoge.

Bestehen diese Nachweise über die Entstehung der christlichen Ordnungen zu Recht, so kann man zusammenfassend sagen, daß der ganze Rahmen für das religiöse Leben des einzelnen Christen und der Gemeinde von der Synagoge überkommen war. Allerdings wird die Gleichheit der beiderseitigen Einrichtungen mehr für unsre Augen bestehen als sie im Bewußtsein der alten Kirche vorhanden war: man wird damals vielleicht im Gegenteil überzeugt gewesen sein, daß man alles anders eingerichtet habe, und manche Abweichungen in Einzelheiten konnten als Grund für diese Anschauung gelten. Die Anlehnung an die Synagoge fand aber ihre Grenze an dem Punkt, wo die Eigenart der neuen Religion begann, beim Enthusiasmus. Die Verfassung der jüdischen Diasporagemeinden ist in der Kirche nicht nachgeahmt worden, weil die Christen Autoritäten ganz anderer Art aufzuweisen hatten, die Apostel und Propheten, die Träger des Geistes Christi. Ihnen gegenüber konnte keine allzu feste Verfassung der Einzelgemeinde bestehen; nur die notwendigen Liebesdienste wurden geleistet, die sich dann allerdings im Laufe der Zeit zu Ämtern auswuchsen, und schließlich sogar die Geistesträger zum Schweigen brachten.

Andrerseits darf nicht vergessen werden, daß nur ein kleiner Teil der jüdischen Ordnungen und Gebräuche von der Kirche übernommen worden ist; den größeren Teil ließ man fallen. Die Christen feierten das Passah und die Pentekoste, aber nicht die Neumondsfeste, den großen Versöhnungstag, das Purimfest und die Tempelweihe. Die christlichen Reinigungsgebräuche sind ein kleiner Teil der ausgebildeten jüdischen Kathartik. Man behielt nur das bei, was in der neuen Religion einen neuen Sinn bekommen konnte. Man setzte im Sonntag den Sabbat fort, weil man am Tage des Herrn seine Auferstehung feierte; dieselbe Bedeutung hatte das christliche Passah und gewiß auch die fünfzigtägige Freudenzeit bis zur Pentekoste. Die jüdischen Riten bei der Aufnahme eines Proselyten bestanden in drei Dingen: der Beschneidung, der Taufe und einem Opfer im Tempel von Jerusalem. Das Opfer fiel bei Heidenchristen selbstverständlich fort, die Beschneidung hat Paulus abgewiesen, aber die Taufe behielt man bei, weil man ihr eine neue Bedeutung gab, das Einswerden mit Christus, den Empfang des Geistes. Die Geschichte aller Feste zeigt, daß nichts so wandelbar ist wie ihr Inhalt, und nichts so fest wie Datum und Riten.

Die Engel

Auch der Engelglaube gehört zu der Erbschaft, die das Christentum aus der Synagoge erhielt. Es hängt mit dieser Herkunft zusammen, daß die Vorstellungen in der ältesten Zeit am kräftigsten sind und allmählich abnehmen. Der Glaube an die freundlichen Helfer, die Gott dem Gläubigen sendet, ist niemals ganz verschwunden, aber er hat die Phantasie der Christen auch nie in solchem Umfang beschäftigt, wie die der Juden. Man dachte sich den Thron Gottes im Himmel umstanden von verschiedenen Engelklassen, und die Offenbarung des Johannes hat später wesentlich dazu beigetragen, diesen Glauben lebendig zu erhalten. Man hört noch gelegentlich sprechen von „himmlischen Mächten und der Herrlichkeit der Engel, und den sichtbaren und unsichtbaren Fürstentümern“[50]; aber die Erinnerung an die einzelnen Rangklassen der Erzengel und der Engel, ihre Namen und Eigenschaften sind verloren gegangen, soweit sie nicht in der Bibel standen und später in der Heiligenverehrung wieder aufgelebt sind. Der Glaube an den Schutzengel jedes einzelnen Christen hat sich lebendig erhalten. Wo der Gläubige in Gefahr ist, sucht sein Engel für ihn einzutreten, und wenn jemand in einem wunderbaren Erlebnis die Hilfe Gottes erfahren hat, dankt er es dem Beistand des Engels. Ist aber ein Christ im Begriff, ein Unrecht zu begehen, so wird er durch eine nächtliche Erscheinung von strafenden Engeln in deutlicher Weise auf den rechten Weg verwiesen. Der Schutzengel übernimmt nach dem Tode des Christen den Schutz seines Grabes. Er bewahrt den Leichnam vor Schändung und behütet die Grabstätte vor neuer Benutzung. „Ich beschwöre euch bei dem hier stehenden Engel, daß niemand es wage, hier noch jemand beizusetzen“, schreibt ein Christ auf die Kalkwand der Katakomben von Melos[51]. Engel sind es auch, die die Seele des Christen aus seinem Körper ins Paradies geleiten.

Das sind etwa die wichtigsten Stücke des christlichen Engelglaubens, den wir im Heidenchristentum allgemein voraussetzen dürfen. Die Kirche sorgte von Anfang an dafür, daß der Glaube vor Auswüchsen bewahrt blieb: sie ließ keine Engelverehrung aufkommen und vermied damit eine Gefahr, der das Judentum nicht völlig entgangen zu sein scheint. Die Engel blieben die Gehilfen Gottes, dem allein die Ehre gebührt, und man betonte, daß beim letzten Endgericht die Anhänger

Christi auch die Engel richten würden, daß sie also über ihnen ständen. Wie sehr sich der christliche Glaube griechischem Vorstellungsvermögen angepaßt hat, sieht man an dem Bilde, das man sich von der äußeren Erscheinung der Engel machte. Sie haben nichts mehr von jener wilden Gestalt an sich, die ihnen auf orientalischen Boden anhaftet; es sind schöne Jünglinge in strahlendem Gewand, die einen Lichtglanz um sich verbreiten, wenn sie einmal sichtbar werden.

Ein solcher Engel verkündet auf Taf. 4 den Frauen am Grabe die Auferstehung Jesu. Er trägt halblanges Haar, wie Christus bei der Himmelfahrt rechts oben, und er hat keine Flügel, worauf ausdrücklich hingewiesen sei.

Die Teufel

Von weit größerer Bedeutung war der Glaube an die bösen Geister, die Dämonen. Man kann vielleicht sagen, daß das praktisch religiöse Denken der ersten christlichen Generationen von keinem andern Gedankenkomplex derartig beeinflußt worden ist wie durch die Vorstellungen von den Dämonen, die den Christen auf Schritt und Tritt umgeben, ihn umlauern und ihn zu schädigen suchen. Es handelt sich hier um einen weitverbreiteten Glauben, den das Judentum mit vielen andern orientalischen Religionen teilte. Manche charakteristische Züge sind durchgehend; andrerseits zeigt jede Form der Dämonologie ihre Besonderheiten, und der christliche Dämonenglaube dürfte aus dem Judentum stammen. Die jüdische Herkunft ist zunächst deutlich bei der monarchischen Organisation der bösen Geisterwelt, unter einem Obersten der Teufel. Auch die neutestamentlichen Schriften werden wesentlich dazu beigetragen haben, den Glauben an den „Herrn dieser Welt" lebendig zu erhalten. Die Persönlichkeit des Satans stand jenen Generationen in voller Plastik vor Augen. Man dachte ihn sich in möglichst schrecklicher Gestalt, als „einen schwarzen Mann, die Lenden von zwei Schlangen umringelt, einen Kranz von Nattern auf seinem Haupt, seine Augen wie feurige Kohlen, Flammen ausgehend aus seinem Mund, rings um ihn Dampf, zur Rechten und zur Linken Scharen schwarzer Gestalten"[52]; er wird deshalb auch einfach als „der Schwarze" bezeichnet[53].

Unter seiner Herrschaft steht das ganze, unendliche Heer der Dämonen, die aber Freiheit genug besitzen, um jeder auf eigene Faust Unheil auszuhecken. Ihr Aussehen wird gern als äthiopisch bezeichnet;

denn sie sind schwarz und häßlich, dabei von ungeheurer Größe. Natürlich würden sie sich verraten, wenn sie in ihrer wahren Gestalt auf Erden auftreten würden. Sie nehmen daher harmlose Verkleidungen an, wenn sie unter die Menschen gehen und treten als Hunde, als Soldaten, aber auch als Engel auf. Sie haben übernatürliche Fähigkeiten, können fliegen, in kurzer Zeit an allen Orten sein, sind daher imstande, viel zu beobachten, Kenntnisse aufzuschnappen, die sie dann in ihrem Sinn verwerten. Andrerseits haben sie körperliche Fähigkeiten, sind zumal imstande, geschlechtliche Funktionen auszuüben. In der Regel sind sie männlichen Geschlechts und treiben daher mit menschlichen Frauen ihren tollen Spuk. Aber es kommen auch weibliche Teufel vor. Der Dämon, der Simon den Magier beherrschte, wird beschrieben, als „ein sehr häßliches Weib, ihrem Ansehen nach eine Äthiopierin, keine Ägypterin, sondern ganz schwarz, in schmutzige Lumpen gehüllt, um den Hals eine eiserne Kette, und an Händen und Füßen eine Kette; sie tanzte“[54].

Auf der Erde haben die Dämonen ihre Wohnstätte in Gegenden, die der Mensch meidet, in der Wüste, in Gräbern oder Ruinen; ihr Bestreben ist aber, sich mit einem lebenden Menschen zu verbinden. Sie wollen in ihn fahren und ihn besessen machen. Sie gehen in den Körper durch den Mund ein, gewöhnlich beim Essen. Wer sich den Genüssen der Tafel hingibt, ist daher von den Dämonen besonders heimgesucht, und Fasten gehört zu den sichersten Mitteln, durch die man ihrer Herr wird. Ihr Einfluß auf den Menschen, den sie besessen haben, zeigt sich auf sehr verschiedene Weise. Sie können ihm in mancherlei Beziehung nützlich sein, indem sie ihm übernatürliche Kenntnisse verleihen, die sein Ansehen unter den Menschen heben; wer einen Pythonsgeist besitzt, ist ein Wahrsager und kann mit den Propheten in Wettbewerb treten. Aber das ist nur dann der Fall, wenn sich ein verworfener Mensch mit einem Teufel verbunden hat, der ihm zu Diensten steht. Im allgemeinen äußert sich die Wirkung eines Dämons auf den Menschen in krankhaften Zuständen, besonders in allen Formen der Geisteskrankheit.

Viele dieser Vorstellungen werden die Christen mit der sie umgebenden Welt gemeinsam gehabt haben; eigentümlich christlich und jüdisch ist es jedoch, daß man den Dämonenglauben mit dem antiken Kultus in Verbindung brachte: die heidnischen Götter sind die Teufel. Man meinte, nur durch den Satan selbst hätte die Menschheit auf den Ge-

danken gebracht werden können, statt des einen Gottes im Himmel Steine anzubeten. Nun verstand man die Mythen, die von dem Verkehr der Götter mit irdischen Weibern erzählten: Juppiter, Apollo und Dionysos waren eben Teufel, die auf Erden ihren Lüsten nachgegangen waren. An den prächtigen Tempeln mit den majestätischen Marmorbildern ging der Christ mit dem Bewußtsein vorüber, eine bessere Kenntnis Gottes zu haben; ihn quälte aber nicht weniger die Angst vor den Dämonen, die hinter den nackten Marmorleibern auf ihn lauerten. Denn die Tempel waren die Wohnstätten der bösen Geister; sie fordern von den Menschen den Weihrauch und haben an den Opfergaben, dem Brot, dem Wein und vor allem dem Opferblut ihre Nahrung. Sie befördern jeden Kultus, je unsittlicher er sich abspielt, desto lieber, und rächen sich an seinen Gegnern. Darum benutzen sie jede Gelegenheit, den Christen mit Krankheit zu schlagen; die christlichen Geisteskranken sind ihnen zum Opfer gefallen; sie vermögen unter Umständen den Tod des Kranken herbeizuführen. Sie veranlassen die Behörden, die Christen zu verfolgen; der Genius des Kaisers, dessen Verehrung man fordert, ist selbst ein Dämon; sie stecken in den heidnischen Richtern, so gerecht und milde diese auftreten mögen, und an dem vergossenen Christenblut haben sie ihren wollüstigen Genuß. Sie greifen aber auch die Kirche auf ihrem eigenen Gebiet an. Die Ketzer, die den Frieden der Kirche stören, sind von Dämonen angestiftet; Marcion, der schlimmste Häretiker, heißt der Erstgeborene des Satans. Die Teufel achten auf die christlichen Sakramente, suchen Brot und Wein bei der Eucharistie zu erhaschen, und äffen in andern Religionen die christlichen Gebräuche nach. Wenn die Religion des Mithra eine Taufe und ein Abendmahl kennt, so bedeutet das eine teufliche Verhöhnung des Christentums. Auf diese Weise sind die Dämonen tätig, den Christen auf ihr Gebiet zu locken. Sie lauern in Bädern und in Theatern mit der Augenlust, sind die Erfinder von Halsketten, prunkenden Kleiderstoffen und Haarfärbemitteln, um die Frauen zur Eitelkeit zu verführen, und die Männer locken sie auf ihre eigentliche Domäne, die Unsittlichkeit.

Der Kampf der Christen mit den Dämonen

So war also die Welt des Teufels. Trotzdem offenbarte sich gerade auf diesem Gebiet das Bewußtsein von der Überlegenheit des Christentums. Denn Christus war gekommen, um das Reich des Satans und seiner

Engel zu vernichten; vor seinem Namen erzittern alle Dämonen. Jeder Christ gebot über eine Fülle von Mitteln, um sich den Teufel vom Leibe zu halten. Zum guten Teil waren es solche, die schon eine uralte Überlieferung als apotropäisch bezeichnete.

Dem Wasser hat man wohl immer eine Wirkung gegen die Dämonen zugeschrieben. Man war es im Altertum gewohnt, jeden, der in ein Heiligtum eintrat, mit nassen Zweigen zu besprengen, und die Heilkraft einer Behandlung mit Wasser hatte man ebenfalls längst erkannt. Uraltes gottesdienstliches Ritual geht hier mit medizinischen Erfahrungen zusammen. Derartige Gebräuche sind von der ältesten Zeit an im Christentum üblich gewesen; schließlich leitete auch der Taufritus auf den Wasserglauben zurück. Den Kranken gab man Wasser zu trinken, das man durch Gebet geweiht hatte, oder man versuchte die Heilung durch Wassersprengen. Die eine Sitte war hier, die andere dort üblich. Allgemein ist es geworden, vor den heiligen Handlungen eine Reinigung mit Wasser vorzunehmen. Der Christ wusch sich die Hände, ehe er betete; vor der Osterfeier nahm man ein Bad; und wenn der Bischof einen Kleriker ordinieren wollte, so pflegte er an manchen Orten ebenfalls vorher zu baden. Im Vorhof der Basilika stand ein Brunnen, damit die Eintretenden, ehe sie sich zum Gebet versammelten, sich von den Einflüssen des Bösen reinigten. Im Fest der Wasserweihe am 6. Januar gedenkt die griechische Kirche noch heute aller der Segnungen, die sie dem Wasser verdankt.

Ebenso allgemein war der Glaube an die heilige Kraft des Öls. Juden und Heiden gebrauchten es wie die Christen zu exorzistischen Zwecken. Seit es im Markus-Evangelium von den Aposteln heißt: „Sie trieben viele Dämonen aus und salbten viele Kranke mit Öl und heilten sie“[55] und seit der Jakobusbrief die bestimmte Anweisung erteilte: „Ist jemand krank unter euch, dann rufe er die Ältesten der Gemeinde, daß sie über ihn beten und ihn salben mit Öl im Namen des Herrn“[56], ist das geweihte Öl in der Kirche nicht verschwunden; das Gebetsöl der griechischen Kirche hat noch immer den Zweck, Kranke zu heilen. Es ist schon früh üblich gewesen, in der Kirche ein Quantum Öl für diesen Gebrauch aufzubewahren, das man mit besonderem Ritus geweiht hatte und in die Zeremonien der Taufe ist die Ölsalbung seit dem zweiten Jahrhundert — wenn nicht noch früher — eingedrungen.

Natürlich gehört auch das Salz zu diesen geistlich-körperlichen Präservativmitteln, und es ist daher wohl zufällig, daß wir es nur in juden-

SELIGE IM PARADIES / WANDBILD DER KALLIST-KATAKOMBE / ROM (AUSSCHNITT)

christlichen Kreisen nachweisen können. Die katholische Kirche pflegt noch heute dem Weihwasser etwas Salz zuzusetzen, und das Kind bei der Taufe Salz kosten zu lassen.

Andere Stoffe waren in der ältesten Zeit der Kirche verpönt, weil sie im heidnischen Kultus gebraucht wurden. Sie mögen hier aber kurz erwähnt werden, weil sie nach dem Siege des Christentums aufgenommen und anerkannt worden sind. Vor allem der Weihrauch, der noch jetzt so vielfache Anwendung findet. Mit ihm wurden die Dämonen ausgeräuchert. Im Buch Tobias[57] weist der Engel Raphael den jungen Tobias an, den Dämon Asmodi durch Rauchwerk zu vertreiben. Man findet den Weihrauch in kirchlichem Gebrauch seit dem vierten Jahrhundert; die Weihrauchfässer scheinen direkt aus der Antike übernommen zu sein.

Lampen und Lichter wehren ebenfalls die Geister ab. Darum steckt man heute noch eine Kerze an bei der Taufe, bei der Firmung und der letzter Ölung: darum stellt man Lichter auf den Altar und brennt im Chor eine ewige Lampe. Die Lichterprozession am 2. Februar, Mariä Lichtmeß, ist das Fest der Kerzenweihe. Es hatte denselben Sinn, wenn man vor den Bildern der Götter Lichter ansteckte, wie man es noch heute zu Ehren der Heiligen tut. Die Leiche des Verstorbenen schützte man schon im Altertum vor den Dämonen, indem man sie mit brennenden Lichtern umgab.

Ich vermag nicht zu sagen, wann man sich zuerst in der Kirche des Schellengeläuts als Abwehrmittels bedient hat. Vielleicht ist man darin zurückhaltend gewesen, weil man es so oft bei Reinigungsbräuchen angewandt sah und darum als heidnisch betrachtete. Vielleicht ist es aber nur ein Zufall, daß die Zeugnisse so spät sind. „Erzklang verscheucht die Gespenster" — das wußte jeder; es wäre merkwürdig, wenn kein Christ das sichere Mittel angewandt hätte. Ich zweifle auch nicht, daß, wie überhaupt der Gebrauch der Schelle im Gottesdienst, so vor allem die Erfindung der Kirchenglocken im letzten Grunde diesem Glauben ihren Ursprung verdankt. Durch Glockengeläut glaubte man die Stadt und die Gemeinde vor Unwetter schützen zu können, das ebenfalls von den Dämonen herbeigeführt wurde.

Dem Glauben an die Heilkraft des menschlichen Speichels ist im Christentum von jeher unbedenklich Folge gegeben worden. Nach dem Markus-Evangelium heilt selbst Jesus den Taubstummen mit Speichel[58], ebenso den Blinden in Bethsaida[59]. Paulus erwartet, daß Jesus

bei seiner Wiederkunft den Antichristen töten werde mit dem Hauch seines Mundes[60]. Wie hoch man in der Kirche von diesen Mitteln dachte, sieht man daran, daß sie in die Sakramente eingedrungen sind. In der griechischen wie in der römischen Kirche haucht der Geistliche bei der Taufe in das Gesicht des Kindes, um die bösen Geister zu vertreiben.

Eine große Rolle spielte bei den Beschwörungen von jeher das Fasten. Da die Dämonen in den Körper des Menschen mit dem Essen gelangen, hält man sich von ihrer Einwirkung am besten fern, wenn man längere Zeit keine Speise zu sich nimmt. Wer mit Gott in Verkehr treten will, muß fasten, um ein reines Gefäß des Geistes zu werden. Darum bereitet sich der Prophet durch Fasten auf göttliche Offenbarungen vor. Vom Austreiben der Teufel heißt es bei Matthäus: „Diese Art geht nicht aus außer mit Beten und Fasten“[61]. Die Wirksamkeit des Teufels im Menschen zeigt sich in der Sünde; in der Sündenvergebung wird ihm aufs neue der Heilige Geist geschenkt; daher hat der öffentlichen Sündenvergebung ein Fasten vorauszugehen, beim Sünder und bei dem, der die Sünde vergibt. Sobald eine Ordination in der Gemeinde üblich war, wurde sie durch ein Fasten eingeleitet; wie sich noch jetzt in der katholischen Kirche dieser Brauch bei der Bischofsweihe erhalten hat. Schon die Apostellehre läßt vor der Taufe den Täufer und den Täufling fasten[62]. Das Abendmahl nüchtern zu genießen, ist bis zum heutigen Tage noch in manchen Kreisen des Protestantismus üblich, obwohl man sich des ursprünglichen Grundes nicht bewußt ist. Der katholische Geistliche darf vor der Messe keine Speise zu sich nehmen. Aus denselben Erwägungen ist das Fasten vor Ostern entstanden, das sich seit dem zweiten Jahrhundert in der Kirche nachweisen läßt. Das Fest der Auferstehung Jesu wollte man mit reinem Körper und in Heiligem Geist begehen.

Man sollte denken, dies Arsenal von heiligen Waffen möchte genügen, um die bösen Geister fernzuhalten und zu vertreiben. Und doch hat das Christentum selbst erst aus seinem eigenen Material die wirkungskräftigsten Mittel zu Abwehr und Angriff geschmiedet. Die heiligen Handlungen, die man später Sakramente nannte, boten dazu den Stoff dar. In welchem Umfang man Wasser verwandte, gesegnetes und ungesegnetes, haben wir gesehen. Das Brot der Eucharistie gebrauchte man in derselben Weise. Um sich den Segen der heiligen Speise in möglichst großem Umfang zu verschaffen, nahm man Stückchen der-

selben mit nach Hause, und genoß sie morgens früh, ehe man etwas anderes zu sich nahm. Später ist für jene Brocken der Name Eulogien aufgekommen, deren Gebrauch sich in der griechischen Kirche bis heute erhalten hat.

Als die Schriften der christlichen Autoren Heilige Schriften in jenem besonderen Sinn geworden waren, den wir mit dem Begriff verbinden, haben sie gelegentlich als Amulette gedient. Chrysostomus erzählt, daß christliche Frauen und Kinder vielfach Evangelienbücher wie einen Schmuck um den Hals gehängt trugen[63]. Wir haben dabei an sehr kleine, feingeschriebene Exemplare zu denken, die also an die Stelle der heidnischen *bullae* traten. Ähnliches mag in der Kirche von Anfang an vorgekommen sein. Schon Julius Africanus empfiehlt ein Rezept, um Wein vor dem Sauerwerden zu bewahren. Man schreibe auf das Faß das Psalmwort: „Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist“, oder man ritze das Wort auf einen Apfel, den man in den Wein hineinlegt[64]. Die Dämonen machten also auch den Wein sauer, um den Christen zu strafen.

Alles aber wurde in den Schatten gestellt durch das Kreuzeszeichen, das bald als das Symbol des Christentums gelten konnte und galt. Die ausdrücklichen Zeugnisse über den Brauch, sich die Stirn mit dem Kreuz zu bezeichnen, gehen bis ans Ende des zweiten Jahrhunderts zurück; im Laufe desselben wird die Sitte entstanden sein. Schon Tertullian beschreibt die Gewohnheit: „bei jedem Schritt und Tritt, bei jedem Kommen und Gehen, beim Ankleiden, beim Schuhanziehen, beim Baden, wenn wir zu Tische gehen, die Lichter anzünden, wenn wir uns hinsetzen oder schlafen gehen, bei aller und jeder Lebensäußerung, bezeichnen wir die Stirn mit dem Zeichen des Kreuzes“[65]. Das Kreuzschlagen wurde alsbald unter die christlichen Handlungen aufgenommen, die man nirgends missen mochte; bei der Taufe wurde der Täufling, bei der Ordination der Ordinand damit bezeichnet; es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß es auch sonst im Gottesdienst häufig verwandt wurde, vielleicht schon damals, wenn man den Namen Gottes oder den des Satans in den Mund nahm. Man muß sich das abergläubische Geschlecht jener Tage vorstellen, wenn man die Bedeutung ermessen will, die das Kreuzeszeichen für die Christen hatte. Der Glaube an seine Kraft wird nicht am wenigsten dazu beigetragen haben, weitere Volkskreise auf die Kirche hinzuweisen. Denn der Ruf eines wirksamen Wunderzeichens verbreitete sich rasch über die ganze Welt; und

es gab nach christlicher Überzeugung keinen Zauber auf Erden, der vor dem Kreuz standgehalten hätte. Die Dämonen hatten keine Ahnung von ihm; darum war es ihnen so gefährlich. Das Kreuz feierte auch in diesem Sinne Triumphe über Triumphe in der Welt. Als Kaiser Konstantin zum Christentum übertrat, konnte man von einem Sieg des Kreuzeszeichens reden, denn der Kaiser trieb schon einen Kultus mit dem Kreuz, lange bevor er Christ war. Er wollte sich seiner Hilfe versichern, und der Eindruck der Taten, die er mit dem geheimnisvollen Zeichen vollbrachte, hat ihn schließlich selbst zur Religion des Kreuzes geführt. Auf dem Feldzug gegen Maxentius sah er das Kreuz am Himmel stehen, mit der Beischrift: In diesem Zeichen siege! Sein ganzes Heer war Zeuge des Wunders. Zur Verdeutlichung erschien ihm dann Christus im Traum, und befahl ihm, das Kreuz in den Dienst seiner Unternehmungen zu stellen. Am nächsten Morgen ließ er Goldarbeiter kommen, und gab ihnen den Auftrag, das geschaute Bild in Gold und Edelsteinen nachzubilden. Die Kreuzfahne wurde das Heiligtum des Heeres. Als er jenen erstaunlichen Sieg am *Ponte Molle* davongetragen hatte, stellte er in Rom seine Bildsäule auf, „das heilbringende Zeichen des Kreuzes in der rechten Hand"; darunter stand die Inschrift: „Durch dies heilbringende Zeichen, das wahre Zeichen des Mutes, habe ich eure Stadt von dem Joch des Tyrannen errettet und befreit, und dem römischen Senat und Volk mit der Freiheit seinen alten Glanz und die Herrlichkeit zurückgegeben"[66]. Im letzten Entscheidungskampfe gegen Licinius zog das Kreuz wieder voran. Wo es erschien, war der Sieg gewiß. Es hatte eine auserwählte Leibwache von fünfzig Mann, die es abwechselnd tragen durften. Wer es auf der Schulter hatte, konnte sicher sein, von keinem feindlichen Geschoß getroffen zu werden, während der Schaft der Fahne die Pfeile anzuziehen schien — so pflegte der Kaiser selbst zu erzählen. Wenn das Heer lagerte, war für das Labarum ein besonderes Zelt aufgeschlagen, weit entfernt von den übrigen Zelten. Dort widmete der Kaiser seinem Idol einen eigenen Dienst. Er pflegte die wichtigsten Entschlüsse dort zu fassen, mit dem Labarum ganz allein, auf Grund der Eingebungen, die das heilige Zeichen auf die Erde herabzuziehen schien. Im feindlichen Heer verbreitete sich der Glaube an seine Kraft nicht minder wie im eigenen; wie es der einen Partei schon vor der Schlacht Siegesbewußtsein einflößte, so vermehrte es Schrecken und Furcht auf der andern. Licinius gab den Befehl, die heilige Fahne nicht anzugreifen, ja, sie

nicht einmal anzusehen — da mußte das Kreuz wohl siegen. Der Kaiser wußte, was er ihm dankte und vergaß es sein ganzes Leben nicht, sich unter den Schutz des Wunderzeichens zu stellen. Im Prunksaal seines Palastes in Konstantinopel war an der Decke ein Kreuz aus kostbaren Steinen eingelegt; am Eingang ließ der Kaiser sein Bild aufstellen, das Kreuz zu Häupten und die Schlange zu Füßen.

Eine authentische Abbildung des Labarums gibt die Münze Konstantins auf Taf. 10, 5. Das Fahnentuch ist mit drei Buckeln versehen: das sind wohl die Bilder des Kaisers und seiner beiden Söhne, die dort angebracht waren; als Fahnenspitze dient das Monogramm Christi. Zu Füßen der Fahne windet sich eine Schlange, der besiegte Teufel, das Heidentum. Die Beischrift lautet Spes publica: die Hoffnung des Staates.

Konstantin hätte sich nur schwer verteidigen können, wenn man ihm vorgeworfen hätte, daß er dem Kreuz göttliche Verehrung zolle. Den Christen ist dieser Vorwurf oft gemacht worden, was sie freilich zurückwiesen. Es läßt sich auch nicht nachweisen, daß man in den ersten Jahrhunderten an heiligen Orten Kreuze von Holz oder Stein aufgestellt hätte oder auf andre Weise dem Kreuzesglauben einen künstlerischen Ausdruck gegeben hätte. Die Sorge vor einer Vergötterung der Kreatur war zu groß. Konstantins Kreuzesverehrung hat dem gegenüber etwas Heidnisches; und es würde ihm vermutlich an Widerspruch nicht gefehlt haben aus den Kreisen der christlichen Theologen, wenn es nicht eben der von Gott und Menschen geliebte Monarch gewesen wäre, der dem Christentum auf solche Weise seine Anerkennung schenkte. So hat man denn umgekehrt seiner Anregung Folge gegeben. Seit Konstantin findet man das Kreuz und den Namenszug Christi auf den Grabsteinen und Sarkophagen. Der Kaiser hat es in die christliche Kunst eingeführt.

Seltener als das Kreuz, aber doch auch in der ganzen Kirche bekannt und beliebt war der IXΘYC, der Fisch als Wort oder als Bild, weil das Wort das Bekenntnis „Jesus Christus Gottes Sohn unser Heiland“ enthielt. Man findet es an Haustüren und Gräbern als Schutz gegen die Dämonen.

Vgl. das gnostische Amulett auf Taf. 10, 1, wo zwei Fische einander gegenüberstehen, und die Siegelsteine auf Taf. 10, 3 und 4. Auf 10, 3 ist ein kleiner Fisch an der Längsstange des Ankers zu erkennen, auf 10, 4 zwei Fische rechts und links neben der Stange; auf beiden Steinen liest man außerdem **IXΘYC**.

Natürlicherweise hatte auch das Gebet, das jeder Christ fünfmal am Tage sprach, im Kampf mit den Dämonen seine Bedeutung. Durch den Verkehr mit Gott wurde alles Widergöttliche verscheucht. Vor

allem ist das Tischgebet unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten. Wollten die Dämonen mit den Speisen in den Körper des Menschen eindringen, so wehrte der christliche Segen sie ab. Damit hängt es zusammen, daß man über jede Speise einzeln zu beten pflegte, sobald man sie zum Gebrauch heranreichte. Das Essen wurde Stück für Stück in geistlichem Sinn gereinigt. Der Christ stieg nicht in ein Bad, ohne sich durch ein Gebet geschützt zu haben gegen die Dämonen, die in den Thermen mit Vorliebe ihr Wesen trieben.

Trotzalledem sah man die Welt voll von dem verheerenden Wirken des Teufels. Alle Krankheit und alles Elend war von ihm verursacht, und man glaubte an den Kranken, vor allem den Geisteskranken, das Wüten einer fremden bösen Macht deutlich wahrzunehmen. Man suchte daher bei gegebener Gelegenheit dem Bösen seine Opfer streitig zu machen; und man hatte eine Angriffswaffe sondergleichen in dem Namen Jesu; die Dämonen waren ohnmächtig gegen seine Kraft. Man hat sich in der Kirche der ältesten Zeit keines umfangreichen Apparates zum Teufelbannen bedient, und die geheimnisvollen Formeln, die in der ganzen Welt umliefen und als Exorzismen gebraucht wurden, hat man laut verabscheut. Gewiß wird niemand feststellen können, was unerlaubterweise geschah, denn derartiges pflegt nicht in die Literatur zu gelangen. Es scheint aber, als wenn der unbedingte Glaube an die Kraft des Namens Jesu es vermocht hätte, das exorzistische Geheimwissen von der Kirche fernzuhalten. Man rühmte sich Heiden und Juden gegenüber, daß man nicht wie sie künstliche Beschwörungen, Räuchereien und Amulette verwende. Petrus heilt den Lahmen an der schönen Pforte des Tempels mit dem Wort: „Im Namen Jesu Christi des Nazoräers wandle“[67], und den gelähmten Aeneas in Lydda mit der Anrede: „Aeneas, Jesus Christus heilt dich, steh auf und mach dir dein Bett“[68]; ebenso spricht Paulus zu dem Dämon der Magd in Philippi: „Ich befehle dir im Namen Jesu Christi, von ihr auszugehen“[69]. Ähnliche Formeln gehen durch die ganze christliche Literatur; der Name Jesu genügte, um jeden Dämon zu vertreiben.

Man war lange Zeit überzeugt, daß jeder Christ zu wirklichen Beschwörungen imstande sei. Wer auf Jesu Namen getauft war, hatte den Geist, und der Geist befähigte dazu, böse Geister zu vertreiben. „Man bringe einen, von dem bekannt ist, daß ihn ein Dämon treibt, vor euern Richterstuhl — ruft Tertullian dem Statthalter von Karthago zu — sobald irgendein Christ dem Geist befiehlt zu sprechen,

wird er sich in Wahrheit als einen Dämon zu erkennen geben oder wenn er lügt, als einen Gott."[70] Damit war aber nicht gesagt, daß jedem Christen alle Geister gehorchen. Es gab schwere und leichte Fälle der Besessenheit; und die Begabung mit dem Geist war ebenfalls verschieden. Der Christ konnte durch leichtfertiges Leben der Gabe des Geistes verlustig gehen, durch Gebet und Fasten vermochte er das göttliche Geschenk in sich zu vermehren. Daher war die Krankenheilung im wesentlichen ein Vorrecht der Helden im Geiste Christi, der Apostel und Propheten. Von ihnen gingen freilich Wirkungen aus, die den größten Wundern an die Seite zu stellen waren. Es gab eine besondere feierliche Handlung, durch die der Geistesträger den Heiligen Geist übertragen konnte, wenn jemand ihm dessen bedürftig erschien, die Handauflegung. Von früher Zeit an pflegte der Apostel bei der Taufe dem Täufling die Hände aufzulegen, damit er den Heiligen Geist empfange; war durch eine Sünde der Heilige Geist geschwunden, so legte der Apostel aufs neue die Hände auf den Sünder, wenn er ihn wieder in den Gnadenstand aufnahm. Eine Art Ordination gab es schon sehr früh: wenn ein Apostel zur Missionsreise abgeordnet wurde, oder wenn ein Beamter in den Dienst der Gemeinde trat, legten die geistlichen Führer der Gemeinde die Hände auf ihn, um ihn mit Geisteskraft zu stärken für den neuen Dienst. Auf dieselbe Weise pflegte man Krankheiten zu heilen. Ananias in Damaskus legte Paulus die Hände auf, damit er das Gesicht wiederbekäme[71]. Weil man in allem Übel die Mächte des Teufels tätig sah, war dem Heiligen Geist nichts unmöglich. Wo sich Christen trafen, erzählte man sich von den erstaunlichsten Beweisen des Geistes und der Kraft, und wo man Bücher schrieb, waren sie voll von Wundern. Man lese die Apostelgeschichte, um zu sehen, was man alles für möglich hielt. Da werden von den Aposteln Lahme, Blinde und Gichtbrüchige geheilt; die Mauern der Gefängnisse und eiserne Ketten vermögen nicht, die Boten Gottes zu halten; in außerordentlichen Fällen gelingt es, Verstorbene dem Tode, der sie schon umfangen hatte, noch einmal zu entreißen. Die Berichte würden anders lauten, wenn sie von modernen Menschen aufgenommen und niedergeschrieben wären. Die damalige Zeit sah und urteilte unter andern Voraussetzungen, die Freunde sowohl wie die Feinde des Christentums. Es fehlte nicht an aufgeklärten Spöttern, die die christlichen Propheten mit den Missionaren anderer Kulte verglichen und den einen so wenig trauten wie den andern. Dem Kaiser Hadrian

wird das Wort in den Mund gelegt, daß „jeder christliche Presbyter zugleich ein Zauberer, ein Wahrsager und ein Quacksalber" sei, und dasselbe sagt er von Juden und Samaritanern[72]. Im ganzen hat man doch den Eindruck, als wenn man bis in die höchsten Kreise hinein den christlichen Wundertätern mit Verständnis entgegengekommen wäre. Ein anderer Kaiser, Septimius Severus, bewahrte einem christlichen Sklaven seine Dankbarkeit, nachdem er in einer Krankheit durch ihn mit Öl geheilt worden war, und ließ ihn bis zu seinem Tode im Palast wohnen. Der Prokonsul von Zypern, Sergius Paulus, wurde gläubig, nachdem Paulus den jüdischen Zauberer Elymas Barjesus im Geisteskampf überwunden hatte. Es wird durchaus den Tatsachen entsprechen, wenn die Apostelgeschichte von den Wundern der Apostel ihre Erfolge herleitet. Der Siegeszug des Christentums durch die Welt läßt sich nicht verstehen, wenn man dies Moment außer acht läßt. Die christlichen Missionare hatten einen unbezwingbaren Glauben an den Sieg ihrer Sache und wußten die Überzeugung von ihrer Überlegenheit auch in Kreisen zu verbreiten, die ihnen unfreundlich gegenüberstanden.
Alles was sie vollbrachten, wirkte der Geist Gottes: die Menschen waren nichts, sie waren nur Gefäße und Werkzeuge des Geistes. Eine heilige Kraft strömte von ihnen aus, und erfüllte, was mit ihnen in Berührung kam. Bei Petrus wirkte selbst der Schatten Wunder. Wenn er auf der Straße ging, legte man Kranke auf Betten und Bahren in die Sonne, damit sein Schatten auf sie fiele; und sie wurden gesund. So erzählte man sich nicht allzu lange nach seinem Tode. Die Verehrer des Paulus bemächtigten sich seiner Schweißtücher und Hemden, um mit ihnen Krankheiten zu heilen. Man wundert sich fast, daß damals noch keine Verehrung der Reliquien im Schwange war. Denn hier haben wir eine der Wurzeln, aus denen der Reliquienkult später entstanden ist. Wenn der ganze Körper heilig ist, warum nicht die Reste des toten Leibes? Wenn die Kleidungsstücke und gar der Schatten Wunder wirkt, warum nicht das Grab und die Knochen? Es war wiederum die Sorge vor dem leibhaftigen Heidentum, welche die Kirche anfangs vor diesen Folgerungen zurückhielt.

IV. DIE CHRISTLICHE ENTHALTSAMKEIT

Das Christentum fand, als es in die Welt hinaustrat, eine starke asketische Stimmung vor, die in Verbindung mit Religion und Philosophie auftrat und bei unzähligen Menschen willige Aufnahme fand. Nicht

das Christentum hat die Askese in die Welt gebracht, sondern es hat einer weitverbreiteten Richtung Zugeständnisse gemacht.
Jesus ist kein Asket gewesen, auch wenn er keine Ehe geschlossen hat. Er ist aufgefallen dadurch, daß er so wenig asketisch gesinnt war. Die Zeitgenossen vermißten bei ihm, daß er der Enthaltsamkeit keinen größeren Wert beilegte, und nannten ihn einen Prasser und Weinsäufer. Wenn er das Fasten nicht untersagt hat, so hat er doch nicht viel von ihm gehalten. Das pharisäische Judentum war sehr viel strenger als Jesus, nicht nur dem Anschein nach, sondern wirklich. Es folgte damit einer allgemeinen Stimmung, die in der Welt weit verbreitet war. Sie übte einen überwältigenden Einfluß auf alle religiösen Menschen, auf alle lebendigen Religionen aus. Selbst einige jüdische Sekten, die dem Einfluß des Hellenismus offener gegenüberstanden als das Judentum in seinem Stammland, trugen einen ausgeprägt asketischen Charakter.
Man muß übrigens die verschiedenen Gebiete unterscheiden, auf denen Askese getrieben wurde, die Enthaltung von Speise und Trank, und die von der Ehe. Dem Judentum ist es immer ein fremdartiger Gedanke gewesen, daß das eheliche Leben etwas Häßliches, und Ehelosigkeit ein Verdienst sei. Das Alte Testament denkt höchst natürlich über geschlechtliche Dinge, und im talmudischen Judentum wird die Heirat als Pflicht jedes Mannes betrachtet, der er sich nicht entziehen darf, bis er eine bestimmte Anzahl Kinder erzielt hat. Die Ehelosigkeit ist dem jüdischen Naturell besonders wenig angemessen. Wenn das Judentum trotzdem um die Wende unsrer Zeitrechnung derartigen Anschauungen sich genähert hat, so daß bestimmte Kreise, wie Therapeuten und Essener, die Ehe verachten, so zeigt auch dieser Umstand, daß man damals dem Griechentum näher stand als jemals vorher oder nachher, und natürlich dachte man in der Diaspora noch moderner als in Palästina. Es ist in dieser Hinsicht wichtig zu beobachten, daß Paulus, der Diasporajude, ein Asket war, während die übrigen Apostel, die Brüder des Herrn und Petrus, in der Ehe lebten.
Ganz anders ist die Enthaltung von Speise und Trank zu bewerten. Schon in der Urgemeinde ist viel gefastet worden; und man sah in jüdischer Weise das Fasten als ein Zeichen der frommen Gesinnung an. Man hielt sich dabei an die jüdischen Fasttage, Montag und Donnerstag, an deren Stelle in den heidenchristlichen Gemeinden Mittwoch und Freitag traten. Der Unterschied war rein äußerlich. Denn auch bei

den Heidenchristen blieb es dem einzelnen überlassen, ob er jene Tage zum Fasten benutzen wollte oder nicht. Sie werden aber von vielen dazu verwandt sein, so daß man zweifeln kann, ob Heidenchristen oder Judenchristen sich im Fasten übertrafen. Die klimatischen Verhältnisse, die es dem Südländer und dem Orientalen so erheblich leichter machen als uns, sich fester Speisen oft und lange zu enthalten, waren wesentlich die gleichen; und eine religiöse Überlieferung, die das Fasten als eine Übung der Frömmigkeit erklärte, war ebenfalls überall vorhanden. Die Christen verwiesen außerdem auf den Zusammenhang, der zwischen der Enthaltsamkeit und einem sittenreinen Leben besteht, und so kam man schon früh auf den Sprachgebrauch, die Fasttage als den Wachdienst zu bezeichnen, an denen der Christ auf Posten stehe. Man sprach davon, daß man sich durch Enthaltsamkeit Gottes Wohlgefallen erwerbe und ließ die Mahnungen zu fleißigem Fasten im Privatgespräch wie in der Öffentlichkeit nicht aufhören. Einem äußerlichen Getriebe der Andachtsübung, das auf diesem Gebiet so leicht eintritt, trat man gelegentlich mit dem Bemerken entgegen, daß ein frommes Leben wichtiger sei als häufiges Fasten.

Weit verbreitet war daneben eine vegetarische Strömung, die gewöhnlich mit der Enthaltung von Wein Hand in Hand ging. Auch sie war aus religiösen Motiven entstanden, schon vor dem Christentum vorhanden und spielte während der ersten Jahrhunderte durch den Neuplatonismus eine Rolle in der Welt. Paulus scheint derartige Neigungen in Kolossä vorauszusetzen[73], und der erste Timotheusbrief tritt demgegenüber deutlich für Fleisch- und Weingenuß ein[74]. In der römischen Gemeinde gab es in ihrer ersten Zeit eine ganze Partei, die Fleisch und Wein verabscheute, so daß das Gemeindeleben, das in den gemeinsamen Mahlzeiten seinen deutlichsten Ausdruck fand, dadurch gefährdet schien. Im ganzen hat die Strömung innerhalb des Christentums keine große Verbreitung gefunden. Es gab noch lange kleine Kreise von Christen, welche die Abneigung gegen den Wein so weit trieben, daß sie selbst das Abendmahl mit Brot und Wasser feierten; sie taten es aber unter steigendem Widerspruch der Kirche. Sonst ist die Bewegung selten aus der Schranken privater Sondermeinungen herausgetreten.

Dagegen ist die Stellung der Kirche zur geschlechtlichen Enthaltsamkeit von einer weltgeschichtlichen Bedeutung geworden. Sobald das Christentum seinen Mutterboden verläßt, bemerken wir innerhalb der

Gemeinden kleine Gruppen von Männern und Frauen, die sich das jungfräuliche Leben als das bessere erwählten und deswegen hoch angesehen wurden; daher waren es gerade die führenden Persönlichkeiten, die diesem Ideal huldigten. Es ist bezeichnend, daß derselbe Missionar, der das Evangelium zuerst über die engsten Grenzen des Judentums innerhalb Palästinas hinausgetragen hat, in seiner Familie asketische Grundsätze gepredigt hat. Der Siebenmann Philippus, der Missionar in Samarien und in den griechischen Küstenstädten Palästinas, hatte vier jungfräuliche Töchter, die Prophetinnen waren. Er lebte mit ihnen lange Zeit in Cäsarea, der politischen Hauptstadt Palästinas. Von dem Apostel Paulus war mehrfach die Rede. In seiner korinthischen Gemeinde gab es einen Kreis von Jungfrauen, der doch wohl auf seine Veranlassung sich gebildet hatte und von ihm in seinem Vorhaben bestärkt wird. In den johanneischen Gemeinden in Asien stand es nicht anders. „Du hast einige Namen in Sardes, die ihre Kleider nicht befleckt haben; und sie sollen mit mir wandeln in weißen Kleidern, denn sie sind würdig“, schreibt Johannes in der Offenbarung an die sieben Gemeinden[75]; und in seiner Vision sieht er vor dem Throne Gottes 144 000 Menschen stehen, 12 000 aus jedem Stamm Israels; „das sind die, die sich nicht befleckt haben mit Weibern; sie sind jungfräulich geblieben“[76]. Neben ihnen steht als zweite Gruppe die ungeheure Menge der übrigen Christenheit.

Es kann nicht bezweifelt werden: sobald das Christentum in die Welt hinaustrat, ist es von der asketischen Stimmung auf das stärkste erfaßt worden. Und wir dürfen uns darüber kaum wundern. Trug doch das Evangelium ein Motiv in sich, das es geradezu der Askese in die Arme führte, die Verkündigung des Weltendes. Wo man schon in der nächsten Zeit den Herrn erwartete, und mit ihm das Ende aller Dinge, da hatte man nicht das Zutrauen, eine Ehe zu schließen und eine neue Generation zu erzeugen. „Denn, siehe es kommen Tage, an denen man sagen wird: Selig sind die Unfruchtbaren und die Leiber, die nicht geboren, und die Brüste, die nicht genährt haben“[77]. Da wisperte man in allen Ecken: der Christ darf nicht heiraten, damit er auf das Ende gerüstet ist. Schon im Matthäus-Evangelium ist Jesus ein geheimnisvolles Wort in den Mund gelegt, womit er die Ehelosigkeit als die höchste Stufe der Jüngerschaft preist. „Nicht alle fassen das Wort, sondern nur die, denen es gegeben ist. Denn es gibt Verschnittene, die von Mutterleib an so geboren sind; und es gibt Verschnittene, die von

den Menschen verschnitten sind; und es gibt Verschnittene, die sich selbst verschnitten haben, um das Himmelreichs willen. Wer es zu fassen vermag, der fasse es"[78]. Der vertrauliche Ton des Wortes, das sich an einen kleinen Kreis von Auserwählten in der Gemeinde richtet, ist bezeichnend. Im zweiten Jahrhundert scheint die Enthaltsamkeit die wichtigste Forderung vieler christlicher Missionare gewesen zu sein; nicht überall und in allen Kreisen, aber doch in sehr ausgedehntem Maße.

Es konnte nicht ausbleiben, daß solche Anschauungen in die Ehe hineinwirkten. Man predigte nicht nur den Jünglingen und Jungfrauen, sondern auch den Eheleuten Enthaltsamkeit, und fand damit offenbar viel Anklang. Seit Paulus den Korinthern geschrieben hatte: „Die Zeit drängt, und hinfort gilt es, daß die da Weiber haben, seien als hätten sie keine"[79], haben ähnliche Stimmen nicht aufgehört. Es ist wieder die Literatur der Apostellegenden, die voll ist von derartigen Tendenzen. Die Apostel, wie sie dort geschildert werden, ziehen eigentlich zu dem Zweck durch die Welt, um die Frauen ihren Männern zu entfremden und sie zu einem höheren Ideal zu erziehen. Der Jesus, den sie predigen, wird gelegentlich gepriesen als der, „der das Innere reinigt, den Leib ausleert, die Geschlechtsteile vernichtet"[80]. Der Abscheu gegen den Geschlechtsverkehr ist ihnen identisch mit dem Haß gegen die Sünde. Wer das eine sich abzwingt, erreicht alles.

Nun hat jeder Stand sein Ideal, der ehelose wie der eheliche. Man kann sich auch Fälle vorstellen, wo der Entschluß, die äußere Gemeinschaft zu meiden, die Ehe zu einem Heiligtum innerer Gemeinschaft erhoben hat. Wenn nur nicht anstatt der Heiligkeit das Widernatürliche seine Triumphe feiert, und die beleidigte Natur, die ihre Rechte nicht anerkannt sieht, sich an den Gewissen der Eheleute rächt. Wie bedenklich die ganze Strömung war, sieht man an einer Einrichtung, die damals geschaffen wurde, die, eine Ehe und doch keine Ehe, die Vorzüge des ehelosen Standes und des ehelichen verbinden wollte. Es ist die geistige Ehe, die sich hohen Ansehens erfreute. Junge Leute legten ein Gelübde der Jungfräulichkeit ab und lebten miteinander wie Eheleute, nur daß sie ihrem Gelübde treu blieben. Man dachte in der Gemeinde hoch von ihnen, verehrte sie als Menschen, auf denen der Geist Gottes im besonderen ruhte, und wurde erst später inne, daß das Spielen mit dem Gelübde zu Sünde und Heuchelei verführe. Die geistigen Führer der Gemeinden gingen auf dem gefährlichen Wege voran; Apostel und

Propheten lebten gern mit gelobten Jungfrauen zusammen. Es hat merkwürdig lange gedauert, bis ein nüchternes Urteil den Nimbus, der auf der geistigen Ehe lag, zerstreute.

Hört man die asketischen Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts, so wundert man sich, daß das Christentum nicht eine Religion des Klosters geworden ist. Die Gefahr ist dadurch beschworen worden, daß die Frage der Askese in den allgemeinen Gegensatz hineingezogen wurde, der im zweiten Jahrhundert ausgefochten worden ist, in den Kampf zwischen Kirche und Gnosis. Die christlichen Prediger der Ehelosigkeit waren ihrer religiösen Herkunft gemäß auch in andrer Beziehung geneigt, dem Heidentum Zugeständnisse zu machen. Indem die Kirche dem Eindringen des Heidentums widerstand, machte sie zugleich Front gegen die überhandnehmende Askese. Daneben ist zu vermuten, daß die gnostischen Übertreibungen einem populären Widerstand begegneten. In den apokryphen Apostelgeschichten hören wir die gnostischen Prediger und achten nicht auf die Gemeinden. In jenen sozialen Schichten, in denen das Christentum seinen stärksten Rückhalt hatte, im Kleinbürgerstande, muß eine gesunde Freude am Leben noch viel zu mächtig gewesen sein, als daß sich die Menschen in großer Anzahl zu Überschwenglichkeiten hinreißen ließen. Das eigentümlich christliche Motiv zur Weltentsagung, der Glaube an den baldigen Untergang der Welt, hat auf dem Boden des Heidenchristentums von seiner ursprünglichen Wucht viel verloren. Denn wirkliche Überzeugungskraft hatte dieser Glaube doch nur für Juden, die in jener Gewitterluft vor dem Jahre 70 lebten, und deren Angst um ihre nationale Existenz sich ins Überweltliche steigerte. Im alten Heidenchristentum hielt man zwar auch diese Gedanken heilig, aber man hielt es nicht für selbstverständlich, nun auch sein ganzes Leben unter diesen Gesichtspunkt zu stellen und ihm nach allen Seiten praktische Folge zu geben. So wurde in der Kirche das ehelose Leben ein Vorzug besonders begnadeter Menschen. Man ist wohl zu allen Zeiten, auch im zweiten Jahrhundert, als diese Gefahr am größten war, den christlichen Propheten entgegengetreten, die Enthaltsamkeit von allen Christen forderten als eine Bedingung der Seligkeit, und es dauerte nicht lange, da galt die allgemeine Forderung geschlechtlicher Askese als häretisch. Der gute Christ begnügte sich mit Fasten und gelegentlichen Bußübungen und verzichtete auf den höheren Stand. Wir dürfen bei ihm im ganzen ein gutes Teil gesunder Lebenslust voraussetzen,

von Freude an Natur und Kunst, von Liebe zu Weib und Kind, nur daß wir den christlichen Schriftstellern derartiges selten entnehmen können. Aus den Bildern der römischen Katakomben, zumal den älteren, glaubt man das alles zuweilen herauslesen zu können. Eine Forderung ist freilich an alle Christen gestellt worden, daß sie nämlich nur eine Ehe im Leben schließen dürften. Wer sich nach dem Tode der Gattin zum zweiten Male verheiratete, setzte sich der allgemeinen Mißbilligung aus und wurde wohl in vielen Gemeinden gezwungen, aus der Gemeinschaft auszutreten. Zu dieser Auffassung der Ehe scheint man damals auch in andern Religionen gekommen zu sein; im Christentum wirkte dabei die Jenseitshoffnung stark mit. Man war gewiß, daß die Ehe durch den Tod nicht gelöst werde; im Himmel dachte man sich die Gatten aufs neue vereint; darum war der Christ zur Einehe verpflichtet. Das Gesetz der Monogamie ist seit dem zweiten Jahrhundert zu beobachten, und es ist, wenn auch ständig abgeschwächt, noch lange in Gültigkeit geblieben. Erst sehr spät ist die zweite Ehe der ersten an Würde gleichgestellt worden.

So sind also die Forderungen, die unter dem Druck der asketischen Weltanschauung an alle Christen gestellt wurden, geringfügig geblieben, und der größte Schaden, den die Kirche Christi davontrug, ist der geblieben, daß an dem ehelichen Leben der Schein der Minderwertigkeit hängen blieb. Man vermochte den Stand, auf den Gott seinen Segen gelegt hat wie auf keinen andern, nur unter dem niedrigen Gesichtspunkt anzusehen, daß er ein Zugeständnis an die sinnliche Natur des Menschen sei. Die Asketen und Jungfrauen standen höher als die Eheleute, und wer sich mit Gott und göttlichen Dingen eindringender beschäftigen wollte, wurde angewiesen, sich von dem Gatten zurückzuziehen oder sich ganz von ihm zu trennen. Lange Zeit, ehe man vom Kleriker die Ehelosigkeit forderte, ja, ehe es einen Klerus gab, ist die Anschauung von einer höheren Sittlichkeit in das Christentum eingedrungen, das sie ursprünglich nicht gekannt hat. Schon die heidenchristlichen Apostel und Propheten haben „im Hinblick auf das irdische Geheimnis der Kirche gehandelt", wie die Apostellehre[81] sich geheimnisvoll ausdrückt; später hielt man alle großen Männer des Alten und Neuen Testaments für Vorbilder jungfräulichen Lebens, Elias und Elisa, Johannes den Täufer und Johannes den Apostel, Paulus, Barnabas und Timotheus, und in solchen Fällen, wo das Gegenteil offenkundig war, wie bei Petrus, hat man die geschichtliche

Wahrheit nur ungern zugegeben. Das Christentum ist an der Klippe der asketischen Weltanschauung nicht vorbeigefahren, ohne ihr einen Zoll zu entrichten; wer aber beobachtet, welche Strudel sie anfangs erregte, wundert sich eher darüber, daß der Preis so gering ausgefallen ist.

V. DIE GOTTESDIENSTE

Die nächtliche Zusammenkunft

Eine neue religiöse Gemeinschaft wird immer genötigt sein, in zahlreichen Versammlungen ihren jungen Glauben zu stärken. Das wird besonders dann notwendig sein, wenn die Mitglieder der Gemeinschaft zum größten Teil aus Kreisen stammen, die geringe Voraussetzungen für die neue Botschaft mitbringen, so wie das bei den Heidenchristen der Fall war. Der geborene Jude kannte sein Altes Testament und hoffte auf den Messias. Glaubte er einem christlichen Apostel, daß Jesus der Messias sei, der bald wiederkommen werde, so war er damit nicht genötigt, seine bisherigen Lebensgewohnheiten zu ändern. Zurückhaltung gegenüber dem Heidentum lag den Juden der damaligen Zeit im Blut; es war dieselbe Haltung, welche die christlichen Missionare von ihren Zuhörern forderten. Bei den geborenen Heiden werden sie damit nicht immer leichtes Spiel gehabt haben, falls nicht etwa die Synagoge der Kirche vorgearbeitet hatte. Mancher Grieche, Römer oder Barbar wird durch die Worte der Apostel erschüttert und gewonnen worden sein, ohne eine Vorstellung davon zu haben, daß die neue Religion eine gänzliche Änderung seines Lebens von ihm fordern würde. Es handelte sich um etwas anderes als um Glaubenssätze. Die bildlose Gottesverehrung und der Glaube an den einen, unsichtbaren Gott lagen damals nicht weitab von der Überzeugung der Besten. Das Christentum verlangte aber weit mehr als die Zustimmung zu solchen Glaubenssätzen. Es brachte eine Weltanschauung mit, die alle bisherigen Werte umwertete. Die Welt mit ihrem Glanz und ihrer Lust ist dem Teufel verfallen. Das römische Reich, das über die ganze Erde gebietet, ist seinem Untergang nahe. Denn es kommt der Herr, „der König aller Könige und Herr aller Herren“, der allem ein Ende bereiten wird. Wer sich mit ihm vereint, wird das Leben haben; wer ihn nicht anerkennt, ist dem Tode verfallen — wer weiß wie bald! Darum gilt es jetzt, der Welt und ihrer Lust zu entsagen und in Demut der

Ankunft des Herrn entgegenzuharren. Es lag ein gutes Teil Lethargie in diesen Gedanken. Sie müssen wie ein fremder, ernster Ton in die damalige Welt hineingeklungen sein.
Das Christentum verlangte von den geborenen Heiden eine Änderung ihres ganzen bisherigen Lebens. Bei erwachsenen Menschen war das nur dadurch herbeizuführen, daß man ständig wiederholte Eindrücke stärkster Art auf sie wirken ließ. Das geschah in den zahlreichen Gottesdiensten der ersten Gemeinden. In ihnen vereinigte man sich zu gemeinsamer Anbetung des unsichtbaren Herrn der Gemeinde, Jesus Christus, und stellte täglich die Einigung mit ihm her. Von diesem Mittelpunkt aus beleuchtete man die Gesamtheit der Gemeinde und jeden einzelnen Christen; was noch dunkel war, wurde hell an seinem Licht.
Wir müssen zunächst versuchen, uns ein Bild von dem Verlauf dieser Versammlungen zu machen und wir werden gut tun, mit den äußerlichen Bedingungen den Anfang zu machen. Nach unsern Verhältnissen würden wir annehmen, daß die Gemeinde oder der Apostel sich ein Lokal für die Gottesdienste gemietet hätte. Das ist auch zuweilen der Fall gewesen. Paulus sprach in Ephesus in der Schola des Tyrannus; es wird ein Hörsaal gewesen sein, der sich für die Zwecke des Paulus eignete und ihm für Geld zur Verfügung gestellt war. Und eine, allerdings recht späte, Erzählung vom Tode des Paulus, erzählt, „daß er vor den Toren Roms eine Scheune gemietet hatte, in der er mit den Brüdern das Wort der Wahrheit lehrte“[82]. Die Nachricht mag gut überliefert oder erfunden sein: sie hat eine richtige Vorstellung bewahrt; in einzelnen Fällen wird sich die Gemeinde auf solche Weise geholfen haben. Es ist aber nicht das Gewöhnliche gewesen. Fast alle Nachrichten aus alter und späterer Zeit stimmen darin überein, daß die Gottesdienste in Privathäusern stattfanden. So versammelte sich die erste Gemeinde in Jerusalem im Hause der Maria, der Mutter des Johannes Markus, und in den paulinischen Gemeinden haben stets wohlhabende Christen die Gemeinden bei sich zu Gaste. Wir sahen schon, daß die Hausherrn in vielen Fällen zugleich die Beamten der Gemeinde waren. Hermas rühmt die „Bischöfe und Gastfreunde, die allezeit mit Freuden die Knechte Gottes in ihre Häuser aufgenommen haben, ohne jede Heuchelei“[83], und vergleicht sie mit Bäumen, die der Schafherde Schatten spenden. Die Gemeinde nahm die Gastfreundschaft der wohlhabenden Christen als selbstverständlich hin,





SPOTTKRUZIFIX AUS DEN KAISERPALÄSTEN / MUSEUM KIRCHERIANUM / ROM

wie man es allgemein als Pflicht der reichen Leute auffaßte, die Ärmeren einzuladen und die Ämter unentgeltlich zu übernehmen.
Bot also ein reicher Christ der Gemeinde sein Haus an für die gottesdienstlichen Versammlungen, so war es das Natürliche, daß man in einem der Speisesäle Platz nahm, zumal, wenn man beabsichtigte, religiöse Mahlzeiten abzuhalten. In den wenigen Fällen, wo wir das Zimmer genannt finden, in dem eine christliche Versammlung stattfindet, heißt es auch das Triclinium. Diese Räume sind in den antiken Häusern nicht sehr groß. Wie viele Personen darin Platz hatten, richtete sich vor allem nach der Art, wie man Platz nahm, ob auf Liegepolstern oder auf Bänken; aber selbst wenn man sich möglichst beschränkte, wird es nur wenige Häuser gegeben haben, die einen Raum für mehr als vierzig Personen aufwiesen. Man war demnach durch die Raumverhältnisse genötigt, die Gemeinde in verschiedene Gruppen zu teilen, von denen die eine hier, die andere dort zusammenkam, und bei der Verschiedenheit der christlichen Lehrer und dem aufgeregten Charakter der Erbauung war die Gefahr groß, daß die kleinen Versammlungen jede ihren besonderen Charakter bekam, je nach den vorherrschenden Persönlichkeiten. Die Einheit der Gemeinde war dadurch aufs stärkste gefährdet.
Als Tag des Gottesdienstes galt schon in den Gemeinden des Paulus der Sonntag, und wir dürfen ihn wohl überall bei den Heidenchristen voraussetzen. Gottesdienste in der Woche waren dadurch nicht ausgeschlossen. Aus späterer Zeit ist bezeugt, daß man die Fasttage, Mittwoch und Freitag, durch Gottesdienste heiligte, und es ist wohl möglich, daß die Übung in die alte Zeit zurückgeht, zumal auch bei den Juden Gottesdienste an den Fasttagen üblich waren. Außerdem wird es überall bei besonderen Gelegenheiten zu täglichen Versammlungen gekommen sein, und an manchen Orten mag sich die Gewohnheit lange erhalten haben, die Hauptmahlzeiten des Tages gemeinsam einzunehmen. Man darf keine zu weitgehende Gleichförmigkeit annehmen, abgesehen von dem einen Punkt, daß der Sonntag überall der festliche Tag war.
Über den Verlauf des Gottesdienstes haben wir die bei aller Kürze genaue Beschreibung, die um das Jahr 112 der jüngere Plinius als Statthalter von Bithynien dem Kaiser Trajan einreichte. Er hatte einige abgefallene Christen verhört und ihnen folgendes Zeugnis über ihren Kultus abgenötigt: „Sie hätten die Gewohnheit gehabt, an

einem bestimmten Tage" — dem Sonntag — „vor Sonnenaufgang zusammenzukommen, unter sich abwechselnd ein Lied auf Christus als auf einen Gott zu singen, und sich feierlich zu verpflichten, aber nicht zu einem Verbrechen, sondern daß sie keinen Diebstahl, keinen Mord, keinen Ehebruch begingen, nicht die Treue brächen, kein anvertrautes Gut ableugneten; darauf wären sie gewöhnlich auseinander gegangen, und wären wieder zusammengekommen zum Essen, übrigens einem gewöhnlichen und unschuldigen Essen"[84]. Das Auffallende an dieser Nachricht ist, daß man in der ältesten Zeit der Kirche, als die gottesdienstlichen Gebräuche kaum angefangen hatten sich zu bilden, schon zwei verschiedene Zusammenkünfte hatte. Und doch schwindet das Auffallende bei näherer Erwägung. Der eine Gottesdienst war eine gemeinsame Mahlzeit, die nicht gut zu einer andern Stunde als der üblichen Essenszeit anzusetzen war, also gegen Abend stattfinden mußte. Die andere fand in frühester Morgenstunde statt, weil man Wert darauf legte, am Sonntag den Sonnenaufgang zu begrüßen.
Im nächtlichen Gottesdienst las man die Heiligen Schriften, d. h. das Alte Testament. Es war die heilige Urkunde der neuen Religion. Der Apostel mag die Abschnitte ausgewählt haben und ein jüngeres Mitglied der Gemeinde, das über einen guten Vortrag verfügte, wird sie vorgetragen haben. Im Gottesdienst lernte die Gemeinde die Bibel kennen. In der ältesten Zeit werden sich Exemplare der griechischen Bibel nur selten im Privatbesitz befunden haben. Der Mensch des Altertums pflegte überhaupt weniger zu lesen, als sich vorlesen zu lassen. Die erhebliche Bibelkenntnis, die wir bei den meisten christlichen Schriftstellern feststellen können, wird durch Zuhören im Gottesdienst erworben sein. Die gottesdienstliche Lesung wird also in der Regel einen großen Umfang gehabt haben.

Taf. 5, 2 gibt das Bild eines Vorlesers wieder, eingeritzt in einem Grabstein, der aus den Katakomben stammt.

Man las die alte Heilige Schrift der Juden, aber man las sie mit neuen Augen. Sie galt als ein Buch der Weissagung, in der uralte heilige Autoren das Zukünftige geschaut hatten; jetzt war alles geschehen, was verkündet war; es galt nun, das Prophetenwort mit den Ereignissen der neuen Zeit zu vergleichen und die Übereinstimmung bis ins einzelne zu erkennen. Das ganze Schicksal Jesu, von seinen ersten Anfängen an bis zu seinem Tod und seiner Auferstehung, war da zu finden, wenn man nur zu suchen verstand. Denn es mußte die Schrift

erfüllt werden — das war das Merkwort für dies Studium. Was die geistbegabten Lehrer herausfanden, verwandten sie sofort zur Erbauung der Gemeinde. Wie mußte es das Selbstbewußtsein dieser geringen Menschen heben, wenn ihnen aus begeistertem Mund verkündet wurde, daß die uralten Weissagungen der Schrift an ihnen erfüllt seien, und daß die Juden im Dunklen tappten, da sie die offenbaren Beziehungen zwischen Altem und Neuem nicht zu erkennen vermöchten.

Die Heilige Schrift gab der Gemeinde aber auch direkte Hinweise für ihr Verhalten. Was nur imstande war, die Gemeinde zu tieferen Gedanken über sich selbst, über ihren Bestand und ihre weltgeschichtliche Aufgabe anzuregen, das wurde hervorgeholt und in neue Beleuchtung gestellt. Man entzündete ein frisches Feuer an der Asche des alten. Täglich wurden neue Fäden gesponnen, die den ererbten heiligen Besitz zum lebendigen Eigentum der Gemeinde machten. Die Bücher der Juden stammten aus einer sehr entfernten Zeit und aus Verhältnissen, die der damaligen Welt fremd waren. Sie waren den Christen nur in einer Übersetzung zugänglich, die das geschichtliche Verständnis erschwerte und zum Teil unmöglich machte; durch den Seherblick der christlichen Propheten wurde alles klar.

Die christlichen Prediger bedienten sich dabei einer besonderen Auslegung, die wir die typologische oder, in etwas anderer Ausgestaltung, die allegorische Methode nennen. Sie pflegt von einer grammatischen Deutung des einzelnen und von der historischen Bedingtheit der ganzen Schriften abzusehen und sich auf die Hauptgesichtspunkte zu sammeln, die sich dem Leser unter der Voraussetzung ergaben, daß aus jeder heiligen Schrift der Geist Gottes zum gegenwärtigen Menschengeschlecht rede. Was aus dem Geiste stammt, muß vom Geiste verstanden werden. Dem Redner ergab sich eine unendliche Fülle neuer Gedanken zur Erbauung der Gemeinde. Man hatte ein Mittel in der Hand, bei den Heiligen Schriften das Gold von den Schlacken zu scheiden, und stets auf das Bleibende, auf das religiös Bedeutende hinzuweisen. Vieles, was uns dabei fremdartig anmutet, wird der damaligen Zeit selbstverständlich erschienen sein. Nur in der Hand des Stümpers wurde die Methode verkünstelt und ihre Produkte lächerlich. Der geistvolle Lehrer überwand mit ihr alle Schwierigkeiten, die der überlieferte heilige Text bot, und brachte täglich Neues und Bedeutendes aus ihm hervor. Es war das ein großer Gewinn — freilich nicht für die Wissenschaft, aber für das Leben der Gemeinde.

Neben dem Alten Testament besaß man von Anfang an Schriften von christlichen Autoren, die mit der Zeit zahlreich wurden. In der Heidenkirche sind unsre vier Evangelien und ist die Apostelgeschichte entstanden. Sie verdanken ihren Ursprung einem schriftstellerischen Bedürfnis, das sich damals fühlbar machte. Man hatte aus der judenchristlichen Kirche in Jerusalem überkommen kleinere Sammlungen von Worten und Taten Jesu, an denen man sich seine Gestalt vor Augen führte, und nach denen man sich bei wichtigen Lebensfragen richtete. Sie waren formlos zusammengestellt, in der Weise, wie man es bei den Aussprüchen jüdischer Lehrer damals zu tun pflegte. In der Heidenkirche regte sich das Bedürfnis nach einer geschichtlichen Darstellung des Lebens Jesu. Da hat zuerst Markus sein Evangelium geschrieben; unser Matthäus und unser Lukas sind bald nachher seinem Beispiel gefolgt, nachdem es ihnen gelungen war, sich neue Quellen des Lebens Jesu zu erschließen. Jeder schrieb für die Kirche seiner Heimat, in der er wirkte; Lukas in Palästina. Offenbar empfand man überall das Bedürfnis nach einem Leben Jesu. Die Werke können mit den damaligen Lebensbeschreibungen berühmter Männer nicht verglichen werden. Die Evangelisten — wie man diese Schriftsteller später nannte — stellen sich nicht über, sondern unter ihren Stoff, der ihnen aus Palästina in größeren oder kleineren Sammlungen zufloß. Sie ordneten ihn und gaben ihm äußerlich die Form eines Lebensabrisses, der mit der Geburt oder der Taufe Jesu beginnt, und mit Tod und Auferstehung abschließt. Was sie vor andern Schriftstellern auszeichnet, ist die Pietät gegenüber der Überlieferung, und gerade das ist es, was wir ihnen am meisten danken. Die echten, urkundlichen Aufzeichnungen über das Leben Jesu sind uns auf diese Weise erhalten geblieben. Nur einer hat es gewagt, das Lebensbild Jesu nach höheren Gesichtspunkten aus eigener Anschauung zu gestalten, Johannes in Ephesus, der letzte unter den Evangelisten; nach dem Urteil der Kirche fast aller Zeiten ist ihm das in unübertrefflicher Weise gelungen. Man legte aber damals solchen Wert auf den Wortlaut der evangelischen Tradition, daß manche Gemeinden gezaudert haben, ehe sie das Evangelium der asiatischen Kirche in ihren gottesdienstlichen Gebrauch aufnahmen. Denn man tauschte gegenseitig die Evangelien aus, so daß man bald an den meisten Orten deren mehrere zur Verfügung hatte.

Die Apostelgeschichte ist aus einem ähnlichen Bedürfnis entstanden wie die Evangelien. Auch ihr liegt eine alte Quelle zugrunde, die

mit den ursprünglichen Sammlungen von Worten Jesu zu vergleichen ist. Es ist ein Reisetagebuch des Paulus, das einen seiner Begleiter, nach der Überlieferung den Arzt Lukas, zum Verfasser hat. Die Aufzeichnungen scheinen bei der Gründung der Gemeinde in Antiochien begonnen zu haben, um dann den Apostel Paulus auf allen seinen Reisen nach Rom zu geleiten, so daß es die wörtliche Grundlage für den größten Teil der Apostelgeschichte bildet. Unser Verfasser gestaltete sein Werk von einem Standpunkt aus, der schon die Erfahrungen zweier christlichen Generationen verwerten konnte. Da wurde sein Buch, ohne daß er es wollte, zu einem Triumphzug des Christentums aus der jüdischen Heimat bis in den Mittelpunkt der Welt.

An die heidenchristlichen Gemeinden schrieb Paulus seine Briefe, die bedeutenden Schreiben, welche wir noch heute besitzen, und wohl noch viele andere, die verloren gegangen sind. Von den übrigen Aposteln werden ebenfalls manche gelegentlich zur Feder gegriffen haben, denn es war ein schreiblustiges Zeitalter damals. Alles, was keinen allzu alltäglichen Charakter trug, wurde von den Empfängern an andere Gemeinden weitergegeben und auch dort im Gottesdienst verlesen. Die Schreiber scheinen gewußt zu haben, daß sie für ein größeres Publikum schrieben. Ihre Briefe wuchsen schon im Moment, wo sie aufgesetzt wurden, über ihren augenblicklichen Anlaß hinaus, und faßten als Hauptzweck ins Auge, die Gemeinden zu ermahnen und zu trösten. Alles wird ins allgemeine erhoben. Der Meister dieser Kunst, aus dem Alltäglichen das Ewige zu gestalten, ist der Apostel Paulus; es sind aber alle andern mit größerem oder geringerem Erfolg in denselben Bahnen gegangen. Die ganze altchristliche Literatur, die damals entstand, wurde zum Zweck der Erbauung verfaßt.

An die Vorlesung aus den Evangelien und Briefen konnten sich wiederum erbauliche Ansprachen anschließen, und jeder durfte sich hören lassen. Es wird dabei hergegangen sein wie in der jüdischen Synagoge, wo auch jedermann das Wort ergreifen konnte. Man muß sich an die Redefähigkeit des antiken Menschen erinnern, wenn man sich die Predigt der ältesten Gemeinden richtig vorstellen will. Die Fähigkeit, seine Meinung zu vertreten und andere zu überzeugen, war ein Besitztum des Volkes bis in seine unteren Schichten, einige Kunstgriffe der Redekunst waren in aller Händen. Vielleicht hat mancher eindrucksvoll zu sprechen verstanden, dem die Lektüre eines Buches Schwierigkeiten bereitet hätte. In den Gemeindeversamm-

lungen wird es an Rednern nicht gefehlt haben, und was sie vorbrachten, mag bunt genug gewesen sein. Die Apostel werden oft Mühe gehabt haben, alles in die gebührenden Schranken einzudämmen.

In der ältesten Zeit wurde auch viel gesungen. Man sang die alttestamentlichen Psalmen, wohl nach Melodien, die man aus der Synagoge mitgebracht hatte. Nach ihrem Muster entstand die älteste christliche Poesie. Die Gesänge waren wohl zum größten Teil als Produkte des Geistes aus der jeweiligen Situation heraus entstanden, daher imstande, im Augenblick eine starke Wirkung hervorzubringen, aber ohne bleibenden Wert, so daß sie bald vergessen und durch andere ersetzt wurden. Was uns erhalten ist, ist in andere Schriften aufgenommen worden, die für längere Dauer bestimmt waren, und mag uns vielleicht eine knappe Anschauung geben von dem, was damals im Schwange war, wie uns vergilbte Blätter von einem Blütenflor erzählen. Wir haben einige Beispiele in der Offenbarung des Johannes, von denen eins hier mitgeteilt sein möge, das den Namen führt: Lied Moses des Knechtes Gottes und Lied des Lammes.

Groß und wunderbar sind deine Werke,
Herr Gott, Allmächtiger!
Gerecht und wahrhaft sind deine Wege,
Du König der Heiden!
Wer sollte dich nicht fürchten und deinen Namen preisen?
Denn du allein bist heilig.
Alle Heiden kommen und beten an vor dir,
Denn deine Rechtssprüche sind offenbar geworden[85]).

Das Lied ist eine Anbetung Gottes im Mund der Heidenchristen; eine Beziehung auf Moses und auf das Lamm, die man nach dem Titel erwartet, fehlt. Es ist ganz aus alttestamentlichen Teilchen zusammengesetzt, und man sieht, wie leicht eine Dichtkunst auf diesem Gebiet entstehen konnte.

Noch in ein anderes Buch des Neuen Testaments sind Lieder eingelegt, in das Lukas-Evangelium die Lobgesänge der Maria und des Zacharias. Sie sind den Erzählungen, in die sie eingefügt sind, entsprechend, daher von den Verfassern jener Bücher ersonnen oder doch mindestens umgeändert. Alle zeigen eine erhebliche Kraft der Improvisation, die für diese ganze Dichtkunst charakteristisch ist. Solche kunstlose Zeilen nach alttestamentlichem Muster vermochten nach dem Gesetz des Parallelismus gewiß viele zusammenzufügen, denen Gott das Herz

zur Begeisterung erwärmt hatte. Die Gemeinden werden nicht wenige Sänger und Sängerinnen gehabt haben, deren Lieder allerdings nur für den Augenblick bestimmt waren, und darum längst verschollen sind. Die Art des Vortrags haben wir uns so vorzustellen, daß ein Vorsänger seinen Lobgesang anstimmte und die Gemeinde ihm respondierte mit Amen, Hosianna, Hallelujah und ähnlichen Formeln, die zur Responsion bestimmt sind. Es war in jeder Beziehung die Form überliefert, die aber bald einen neuen Inhalt bekam. Denn offenbar galten die Lieder vor allem dem Preise Christi, wie alle Nachrichten bezeugen. Hier im Gottesdienst hat sich aus dem Lobpreis der Gemeinde die Lehre von Christus entwickelt. Man pries ihn als den Davidssohn, den Menschensohn, den Sohn der Jungfrau, den Sohn Gottes, den Knecht Gottes und Erwählten Gottes, vor allem aber als den „Herrn", der kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten.

Mit dem Lobgesang war das Gemeindegebet aufs engste verbunden. Die Zeugnisse scheinen darin übereinzustimmen, daß das Gebet gemeinschaftlich von der ganzen Gemeinde gesprochen wurde. Der Inhalt war so mannigfaltig wie das christliche Gemütsleben. Lob und Preis, Dank und Bitte, Buße und Glaube, Erinnerung und Hoffnung — es wird alles seine Stätte gehabt haben. Es scheint aber, daß auch die persönlichen Anliegen eines jeden von der Gesamtheit vor Gott gebracht wurden. Wie wir uns die Ausführung zu denken haben, ist nicht leicht zu sagen. Vielleicht ergriff zunächst ein Apostel oder Prophet oder sonst ein begnadeter Bruder das Wort zum Gebet, und die Gemeinde stimmte in die gewohnten Formeln des Lobpreises und der Bitte mit ein, so oft sie es vermochte. Wer etwas besonderes auf dem Herzen hatte, sprach es laut aus, und die Gemeinde nahm seine Bitte ebenfalls auf und sprach sie mit, so gut es ging. Feste Formulare scheinen für das Gebet der Gemeinde erst sehr viel später aufzukommen. Man bezeichnete das Gebet als das Opfer der Christenheit, das sie Gott darbringe. Es sei das unblutige Opfer, von dem die Propheten geredet hätten, im Unterschied von den falschen Tieropfern der Israeliten.

Wenn man sich durch die Lesung der Heiligen Schriften Gottes Pläne mit der Menschheit vor Augen stellte, und sich in Gesang und Anbetung zu ihm erhob, dann bekam man die Antwort von oben. „Siehe ich bin bei euch", hatte Jesus gesagt, „alle Tage bis an der Welt

Ende“[86]. „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“[87]. Der Gottesdienst war die Stätte, wo der Heilige Geist sich betätigte. Die Inspiration kam über einen Bruder nach dem andern, daß er mit Zungen redete, wie man es nannte, und in unartikulierten Lauten Gott lobte. Man legte in der ältesten Zeit gerade auf das Zungenreden großes Gewicht, weil man da mit Händen zu greifen meinte, wie der Mensch unter der Einwirkung von oben aufhört, er selbst zu sein, und ganz ein Organ des Geistes wird. „Was wir beten und beten sollen, wissen wir nicht; aber der Geist selbst tritt für uns ein mit unaussprechlichen Seufzern. Der aber die Herzen erforscht, weiß, was das Streben des Geistes ist, daß er in göttlicher Weise eintritt für die Heiligen“, schreibt Paulus an die Römer[88]. Die Gemeinde nahm teil an der Offenbarung, indem ein andrer Christ versuchte, die dunklen Äußerungen des Zungenredners zu verwerten. Wieder ein andrer hatte Gesichte und legte sie aus, indem er mit Ermahnung und Tadel der Gemeinde und den einzelnen zusprach. Wer irgendeine Gabe von Gott hatte, konnte sie anwenden; im Gottesdienst erstritten sich die Propheten das Ansehen, das sie auf längere oder kürzere Zeit zu Herren der Gemeinde machte. Unter dem Einfluß göttlicher Eingebung wurden große Pläne gefaßt und sogleich verwirklicht. Die Apostel gaben ihren Entschluß kund, Missionsreisen zu unternehmen, und die Gemeinde gab ihnen dazu ihren Segen.

Durch Tertullian[89] erhalten wir Kunde von einer montanistischen Prophetin, welche die Anregung zu ihren Gesichten im Gottesdienst empfing. „Je nachdem die Schrift gelesen wird oder die Psalmen gesungen, die Vorträge gehalten oder die Gebete verrichtet werden, gibt ihr dies Stoff und Veranlassung zu Visionen.“ Als man einmal über die Seele des Menschen gesprochen hatte, sah sie eine Seele in sichtbarer Gestalt. Dabei hatte sie Erscheinungen von Engeln und von Christus. Man hat nach dieser Beschreibung den Eindruck, daß die Ekstase nur in starker Abschwächung vorhanden war. Und doch sind andrerseits gerade die montanistischen Propheten und Prophetinnen die besten Beispiele für den echten Enthusiasmus, wo der Mensch dem Geiste, der ihn beseelt, willenlos hingegeben ist, als eine zweite Persönlichkeit redet und handelt, ohne menschliches Bewußtsein. Die wenigen Worte, die aus dem Munde der Führer des Montanismus uns aufbewahrt sind, sind fast die einzigen Zeugnisse eines christlichen Prophetismus, die wir besitzen. Daß sie so allein stehen, gibt zu

denken und scheint zu beweisen, daß die urchristliche Ekstase schon in früher Zeit sich gemäßigter Formen bediente. Auch die religiöse Begeisterung war im Kampf gegen die Gnosis um ihr Ansehen gekommen. Die Apostelgeschichte berichtet, daß der Geist zuweilen auf eine ganze Versammlung fiel, was sich in Zungenreden und Weissagungen äußerte. Es ist recht wohl möglich, daß man in solchen Momenten auf den uralten Ausdruck einer allgemeinen Begeisterung verfallen ist, auf den religiösen Reigentanz und szenische Darstellungen. Wir haben keine direkten Beweise dafür, daß die Wonnetrunkenheit der christlichen Versammlungen diese Formen annahm; allgemeine Überlegungen und indirekte Hinweise machen es aber wahrscheinlich. Um sich ein Bild von dem zu machen, was da möglicherweise vorgegangen ist, möge man sich an die Erzählung des Epiphanius[90] erinnern, daß in die Kirche der Montanisten „oft sieben lampentragende Jungfrauen kommen in weißen Gewändern, die von weit her kommen, um dem Volke zu weissagen. Sie zeigen eine Art von Begeisterung und gaukeln der anwesenden Gemeinde etwas vor, bringen alle zum Weinen, um sie zu Tränen der Buße zu bringen, weinen auch selbst und beklagen so das menschliche Leben.“
Die Johannesakten teilen uns noch einen andern Zug mit, den wir bei vielen christlichen Gottesdiensten voraussetzen dürfen: der Apostel beschließt die Versammlung, indem er jedem einzelnen durch Handauflegen seinen Segen erteilt[91]. Wenn die Sonne aufging, zerstreute sich die Gemeinde in ihre Häuser.

Die heilige Mahlzeit

Am Abend des Tages fand man sich wieder an demselben Orte ein, um eine gemeinsame Mahlzeit zu halten. Plinius sagt von den bithynischen Christen, sie „wären wieder zusammengekonmen zum Essen, übrigens einem gewöhnlichen und unschuldigen Essen“[92]. Er fühlt sich genötigt, die Harmlosigkeit der christlichen Mahlzeiten zu betonen, weil böse Gerüchte darüber im Umlauf waren, die allgemeinen Glauben fanden, von deren Haltlosigkeit sich der Statthalter aber überzeugt hatte. Wir können seine Äußerung in einem andern Sinne gebrauchen, um uns klar zu machen, daß es sich um ein wirkliches gemeinsames Essen handelte, nicht um eine symbolische Mahlzeit, bei der es auf ganz etwas andres ankommt, als auf die Sättigung der Teilnehmer.

Nach den Andeutungen des Paulus pflegten die Christen in Korinth sich zur heiligen Mahlzeit Speisen und Getränke mitzubringen[93]; es war also eine Art Picknick, das in einem geeigneten Privathaus stattfand. Jeder hatte bei sich, was er genießen wollte; es stand dem Wohlhabenden ja frei, dem Armen etwas abzugeben. Es wird aber gewiß ebenso häufig der andere Fall vorgekommen sein, daß ein reicher Christ die Gemeinde zu sich ins Haus lud und auf seine Kosten bewirtete.
Gewiß waren nicht alle Gemeinden so glücklich, einen oder mehrere reiche Wohltäter in ihrer Mitte zu haben. Viele werden, zumal in der ältesten Zeit, aus Armen und Ärmsten bestanden haben, ohne die Fürsorge eines Patrons zu genießen. Sie werden dann an irgendeinem Ort, der ihnen zur Verfügung stand, zu kärglichen Mahlzeiten zusammengekommen sein, wo jeder mitbrachte, was er sich auf dem Markt an geringer Kost erstanden hatte, um es im Kreise der Brüder zu verzehren. Oft mag es am Notwendigsten gefehlt haben. Unter den Erzählungen des Neuen Testaments ist keine so häufig überliefert, wie die vom Wundermahl am See Genezareth, wo der Herr mit fünf Broten und zwei Fischen fünftausend Menschen sättigt, und der Abhub der Mahlzeit noch immer dazu ausreicht, zwölf Körbe mit Brocken zu füllen. Alle vier Evangelisten bringen die Geschichte, die beiden ersten haben außerdem noch eine Speisung von viertausend Personen, so daß das Speisungswunder sechsmal in den vier Evangelien erzählt wird. Man kann sich leicht vorstellen, was die Geschichte den ersten Generationen so teuer machte. Man tröstete sich in der eigenen Armut mit der Erinnerung an das Wundermahl des Herrn, unter dessen Händen die kärglichsten Speisen zur Sättigung einer großen Menschenmenge ausgereicht hatten.
Mit der Mahlzeit verband man einen heiligen Ritus, durch den man dem Zusammensein eine religiöse Weihe gab. Man vollzog ihn wohl nicht regelmäßig, nur bei besonderer Gelegenheit, etwa am Sonntag, oder bei andrer feierlicher Veranlassung. Dann brachte man dem Vorsitzenden der Versammlung, dem Apostel oder Propheten, oder wer es sonst war, ein Brot und einen Becher mit Wein. Derselbe sprach ein Dankgebet über dem Brot, zerbrach es in Stücke und gab jedem der Anwesenden eins davon, der es mit einem Amen in Empfang nahm. Dann sprach der Vorsitzende über dem Becher ein ähnliches Dankgebet, reichte ihn im Kreise herum und ließ jeden daraus trinken; der Empfänger sprach wiederum Amen. Der Ritus war aus der Urgemein-

de überkommen und geschah zur Erinnerung an den Tod Jesu, und um die Einigung mit ihm zu verwirklichen. Denn Jesus hatte bei der letzten Mahlzeit, die er mit den Jüngern hielt, das Brot gebrochen und den Kelch verteilt; die Worte, die er dabei gesprochen, wiederholte man sich bei dem Erinnerungsmahl. Das gebrochene Brot war sein Leib, und der Wein sein Bundesblut. Dadurch wurde die gemeinsame Mahlzeit zu einem Bundesmahl erhoben, und eine Fülle heiliger Gedanken, Erinnerungen und Anklänge wurden in den Teilnehmern wachgerufen. Das alles wurde zu einem Band der Gemeinschaft mit dem Herrn. Wie man in dem nächtlichen Gottesdienst seine Gegenwart in den Gaben des Geistes genoß, die den Brüdern die Kraft gab zu weissagen und in Zungen zu reden, so genoß man sie bei der Abendmahlzeit in den heiligen Speisen.

Man gebrauchte für die heilige Mahlzeit verschiedene Namen, die uns zeigen, unter welchen verschiedenen Gesichtspunkten man sie betrachtete. Paulus nennt sie das Herrnmahl, weil Jesus zuerst das Mahl gefeiert hatte und man es in Erinnerung an ihn beging. Andrerseits hieß es das Liebesmahl, weil es die innige Gemeinschaft der Gemeinde zum Ausdruck brachte. Man nannte es auch das Brotbrechen, nach der Form, wie das Brot ausgeteilt wurde, oder die Danksagung, *eucharistia*, nach dem Dankgebet, das über Brot und Kelch gesprochen wurde. Dem Menschen des Altertums lag es näher als uns, wenn man das Mahl als ein Opfer bezeichnete, das die Gemeinde im Gebet Gott darbrachte. Man war im Altertum gewohnt, jeden Gottesdienst als eine Gabe an die Gottheit aufzufassen, dazu waren Brot und Wein von Mitgliedern der Gemeinschaft zum gemeinen Besten gespendet worden.

Ebenso mannigfaltig wie die Namen waren die Vorstellungen, die man sich von der Wirkung der heiligen Handlung machte. Vertreibung der Dämonen, Gesundheit des Leibes, Vergebung der Sünden, ewiges Leben, Auferstehung des Fleisches — das war der Segen der Eucharistie, von dem die einen diese, die andern jene Seite mehr hervorhoben.

Es ist deutlich, daß die christlichen Liebesmahle zwei Seiten hatten, die ihrer Natur nach miteinander nicht harmonierten, und die deshalb leicht in Zwiespalt geraten konnten. Ein Gastmahl im Hause eines vornehmen Mannes, bei dem den Ärmsten des Volkes Genüsse geboten wurden, die ihnen sonst unerreichbar waren, ist nicht der passende Ort, um die heiligsten Erinnerungen der Christenheit zu pflegen. Bei der einen Gelegenheit ist Fröhlichkeit ebenso sehr am Platz, wie bei der

andern Ernst und Sammlung. Noch schlimmer wurde der Zwiespalt zwischen Mahlzeit und Ritus, wenn jeder von Hause sein gewohntes Essen mitbrachte, um es in gemeinsamer Tafelrunde zu verzehren. Die Speisen, das Geschirr und die Bedienung, welche die reicheren Christen mit sich führten, erregten den Neid der Armen, und es war, wenn starke Unterschiede vorhanden waren, auf die Dauer wohl beim besten Willen nicht möglich, allen Wünschen gerecht zu werden. Eine beherrschende Persönlichkeit vermochte vielleicht eine Zeitlang die Geister des Unfriedens zu bannen: es war doch immer wieder die Gefahr vorhanden, daß kleinliche Unzufriedenheit dem Essen die Weihe nahm das gerade dazu bestimmt war, die Einheit und Brüderlichkeit zu stärken. Das war schon im Jahre 53 in Korinth der Fall, wie wir aus dem ersten Brief des Paulus an diese Gemeinde erfahren. Es gab nur ein Mittel, den bedenklichen Mißstand zu entfernen: wenn man sich entschloß, Mahlzeit und Ritus zu trennen. Paulus bahnt diesen Weg an, indem er den Korinthern den Rat gibt, ihren Hunger zu Hause zu stillen, damit beim Gottesdienst die heilige Handlung zu ihrem Rechte käme[94]. Es ist derselbe Weg, den die Kirche alsbald beschritten hat. Man hat die heiligen Mahlzeiten beibehalten, aber sie von der feierlichen Eucharistie getrennt, zeitlich und räumlich.

Ein andrer Mißstand mußte mit der Zeit hervortreten. Er lag in dem Mangel eines Formulars und jeder festen Ordnung, die nun einmal zu einer heiligen Handlung gehört. Man sollte denken, durch die Berichte der Evangelien und des ersten Korintherbriefs von der Einsetzung des Abendmahls hätte wenigstens das eine festgestanden, daß zu einer Eucharistie Brot und Wein erforderlich ist. Man ist selbst davon zuweilen abgewichen. Manche Gemeinden ließen sich durch ihre Abneigung gegen den Weingenuß dazu bestimmen, an die Stelle des Weines Wasser zu setzen oder die Eucharistie mit Brot allein zu begehen. Man hört in späterer Zeit, als die Kirche auf eine Einheitlichkeit ihrer gottesdienstlichen Formen hinarbeitete, noch von mancher Absonderlichkeit, die sich in den ältesten, regellosen Zeiten herausgebildet hatte. Man brachte drei Kelche dar, einen mit Wasser, einen mit Milch und einen mit Wein, oder man führte das alte heilige Getränk des griechischen Altertums, Milch mit Honig, in das Abendmahl ein. Zum Brot verteilte man in einigen Gegenden Käse als Zukost; in andern Oliven. Es mochte das alles vielleicht seinen tiefen Sinn haben; das Abendmahl Jesu Christi war dadurch verändert.

Man denke endlich an die unbeschränkte Freiheit, die dem Vorsitzenden beim Abendmahl zustand, zumal wenn er ein Apostel oder Prophet war. Der Geist mochte ihm dies oder das eingeben, er hatte alles zu bestimmen. Vor allem stand ihm völlige Freiheit bei den Gebeten zu. Man möge sich ausmalen, wohin das führen konnte, wenn man diese Leute gewähren ließ, die, wenn auch alle von der Heiligkeit ihrer Aufgabe durchdrungen, doch eine gar zu verschiedene religiöse Herkunft hatten, um auch in der Begeisterung in den Bahnen des Christentums zu bleiben. Es mußte also ein Formular geschaffen werden, das der Willkür Schranken setzte. Wie dringend das Bedürfnis war, sehen wir daran, daß das älteste Ritual, das wir besitzen, höchst wahrscheinlich noch aus dem ersten Jahrhundert stammt. Es sind die Abendmahlsgebete der Apostellehre. Sie sollten in der Weise gebraucht werden, daß der Vorsitzende die kurzen Formeln sprach und die Gemeinde ihm respondierte, so wie es bei den Gesängen und Gebeten üblich war. Der Text lautet[95]:

Betreffs der Eucharistie dankt also:
Zuerst über dem Kelch:
Wir danken dir, unser Vater,
für den heiligen Weinstock deines Knechtes David,
welchen du uns kundgetan hast durch deinen Knecht Jesus.
Die Gemeinde: Dir sei Ehre in Ewigkeit.
Dann über dem gebrochenen Brot:
Wir danken dir, unser Vater,
für das Leben und die Erkenntnis,
welche du uns kundgetan hast durch deinen Knecht Jesus.
Die Gemeinde: Dir sei Ehre in Ewigkeit.
Wie dies gebrochene Brot zerstreut war auf den Bergen und zusammengebracht eins wurde,
so laß deine Kirche von den Enden der Erde zusammengeführt werden in dein Reich.
Die Gemeinde: Denn dein ist die Herrlichkeit und die Kraft durch Jesus Christus in Ewigkeit.
Nachdem ihr euch aber gesättigt habt, dankt also:
Wir danken dir, heiliger Vater,
für deinen heiligen Namen,
dem du Wohnung gemacht hast in unsern Herzen;
und für die Erkenntnis und den Glauben und die Unsterblichkeit,
die du uns kundgetan hast durch deinen Knecht Jesus.
Die Gemeinde: Dir sei Ehre in Ewigkeit.
Du allmächtiger Herrscher, hast alles um deines Namens willen erschaffen, Speise

und Trank hast du den Menschen gegeben zur Nahrung, auf daß sie dir Dank sagen;
uns aber hast du gespendet geistliche Speise und Trank und ewiges Leben durch deinen Knecht.
Vor allem danken wir dir, weil du mächtig bist.
Die Gemeinde: Dir sei Ehre in Ewigkeit.
Gedenke Herr, deiner Kirche,
sie zu erlösen von allem Bösen,
und sie zu vollenden in deiner Liebe,
Und führe sie zu Hauf von den vier Winden, sie, die geheiligte, in dein Reich, welches du ihr bereitet hast.
Die Gemeinde: Denn dein ist die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.
Kommen möge die Gnade und vergehen möge diese Welt!
Die Gemeinde: Hosianna dem Gotte Davids!
Wer heilig ist, trete herzu.
Wer es nicht ist, tue Buße.
Die Gemeinde: Maranatha. Amen.

Wir haben hier die ältesten liturgischen Formeln der Christenheit, und damit den Keimpunkt der Liturgie überhaupt. Es ist nachgewiesen, daß die Gebete im ganzen wie im einzelnen auf jüdische Vorlagen zurückgehen, so daß also auch hier wieder die Überlieferung der Synagoge dem jungen Christentum die Anregung gegeben hat. Die Gebete sind nur für den Fall vorgeschrieben, daß nicht ein Apostel oder Prophet die Versammlung leitet: ihnen will die Apostellehre nicht das Wort beschneiden; denn das hieße den Geist dämpfen, den sie noch für die kostbarste Gabe der Christenheit hält. Sie setzt ferner voraus, daß die Austeilung des Abendmahls noch mit einer gemeinsamen Mahlzeit verbunden war. Man kann trotzdem die Entwicklung voraussehen, die das christliche Abendmahl in der Folge nehmen mußte. Sobald die Propheten ausstarben, galt das Formular unbedingt, und sobald Mahlzeit und Eucharistie getrennt wurden, war die rituelle Handlung fertig.

Die Sündenvergebung

In den heidenchristlichen Gemeinden wurde die Eucharistie durch einen Akt höchst intimer Art eingeleitet: durch das Sündenbekenntnis und die Sündenvergebung. „Wenn ihr am Herrntage zusammenkommt, so brecht das Brot und dankt, dabei aber bekennt eure Sünden, damit euer Opfer rein sei", schreibt die Apostellehre[96]. Die heilige Handlung der Gemeinde schien entheiligt, wenn nicht alle mit reinen

Händen das Opfer darbrachten. Was sich zwischen Gott und die Christen von dem Schmutz der Erde gedrängt hatte, mußte entfernt werden, ehe man die Einigung mit Christus vollzog. „In der Gemeinde bekenne deine Übertretungen und tritt nicht zu deinem Gebet herzu mit bösem Gewissen.“[97]

Von dem Gebot, sich öffentlich seiner Sünden zu zeihen, war niemand ausgenommen. Der Prophet Hermas hält es für nötig, am Anfang seiner Visionen seinen Hörern und Lesern alles zu bekennen, was ihm und seiner Familie zum Vorwurf gemacht werden konnte. Er tut es mit einer Aufrichtigkeit, daß man in die Falten seines Herzens Einblick erhält; selbst seine Gedankensünden beichtet er. „Der Mann, in dessen Haus ich aufwuchs, hatte mich einer Frau, namens Rhode, nach Rom verkauft. Nach vielen Jahren sah ich sie wieder und begann sie zu lieben wie eine Schwester. Einige Zeit darauf sah ich sie, wie sie im Tiber badete; ich reichte ihr die Hand und half ihr aus dem Fluß heraussteigen. Als ich sah, wie schön sie war, dachte ich in meinem Herzen: Wie glücklich wäre ich, hätte ich eine Frau von solcher Schönheit und solcher Haltung! Das allein war mein Begehren, weiter nichts.“[98] Erst nachdem er dies und andres erörtert hat, und vom Geist Verzeihung empfing, hält er sich für würdig, der Gemeinde seine Visionen zu berichten.

Besonders achtete man auf Verfehlungen, die man sich im Verkehr miteinander hatte zu Schulden kommen lassen, weil sie den Bestand des Bruderbundes gefährdeten. Darum wurden Lieblosigkeit, Zank und Streit, gegenseitiges Übervorteilen und böse Nachrede öffentlich geahndet. „Jeder, der seinem Bruder zürnt, soll dem Gericht verfallen sein; wer aber seinen Bruder einen Taugenichts heißt, soll dem Synedrium verfallen sein, und wer ihn einen Gottlosen heißt, soll für die Feuerhölle verfallen sein.“[99] „Wenn einer sich an seinem Nächsten verfehlt hat, so spreche niemand mit ihm, noch höre er ein Wort von euch, bis er Buße getan hat.“[100] Man brachte alles, was man gegeneinander auf den Herzen hatte, in der Gemeindeversammlung zur Sprache, und suchte in Rede und Gegenrede zu ergründen, was vor Gott recht sei. Man achtete überhaupt auf das Leben des Nächsten und bemühte sich, ihn auf den rechten Weg zu leiten. In dem kleinen Kreise konnte nicht verborgen bleiben, was in oder außer dem Hause geschah. „Wenn dein Bruder fehlt, so gehe hin und weise ihn zurecht unter vier Augen; hört er dich, so hast du deinen Bruder gewonnen.

Hört er aber nicht, so nimm noch einen oder zwei dazu, damit auf zweier oder dreier Zeugen Mund jede Sache festgestellt werde. Hört er nicht auf sie, so sage es der Gemeinde. Hört er aber auch auf die Gemeinde nicht, so sei er dir wie der Heide und der Zöllner."[101] „Überführt einander nicht im Zorn, sondern im Frieden, wie ihr es im Evangelium findet."[102]. Die Instanz, bei der die Entscheidung in allen Fragen war, war zunächst die Gesamtheit der Gemeinde. Sie schlichtete die Streitfälle, die oft genug vorgekommen sein werden, und stellte den einzelnen vor die Wahl, ob er Buße tun oder aus der Gemeinde ausscheiden wolle.

Im übrigen gehörte die Sündenvergebung zu den Sonderrechten des geistbegabten Leiters der Gemeinde. Der Geist sagte ihm, wie es in den Herzen der einzelnen aussah, er zeigte ihm den Weg, auf dem er die Verlorenen wiederfinden konnte, und gab es ihm ein, wann Gottes Vergebung eingetreten war. Die Propheten wurden daher von den beschwerten Herzen aufgesucht. Bekannt ist die Geschichte von dem verlorenen Jüngling, der unter die Räuber gegangen war und von Johannes in Ephesus wiedergewonnen wurde. Nach der Erzählung des Klemens von Alexandrien [103]„umarmte der Jüngling den Greis Johannes, als er zu ihm kam, bat unter den heftigsten Wehklagen um Verzeihung und gab sich durch seine Tränen die zweite Taufe; nur die rechte Hand — mit der er seine Waffe geführt hatte — verbarg er. Der Apostel aber verbürgte sich für ihn, schwur ihm, daß er vom Heiland Vergebung für ihn erhalten habe, fiel vor ihm nieder, bedeckte seine Rechte, als durch die Reue reingewaschen, mit Küssen und führte ihn in die Gemeinde zurück. Hier flehte er für ihn in häufigem Gebet, kämpfte mit ihm in anhaltendem Fasten, richtete sein Gemüt durch mancherlei rührende Worte wieder auf und ging, wie man sagt, nicht eher weg, als bis er ihn der Kirche wiederschenken konnte und ein großes Beispiel wahrer Buße und ein deutliches Merkmal der Wiedergeburt, das Siegeszeichen einer sichtbaren Auferstehung, aufgestellt hatte." Die alte Anekdote möge einen Vorgang vergegenwärtigen, wie er bei dem starken Sündenbewußtsein weiter Kreise oft vorgekommen sein mag.

Häufiger wird freilich die Aufgabe der Apostel darin bestanden haben, durch ernste Vorhaltungen das Gewissen der neu gewonnenen Christen zu erwecken und zu schärfen. Zumal in der öffentlichen Versammlung der Gemeinde wird das ihr Amt gewesen sein, und sie hatten die Macht,



DIE GERÄTE DES TEMPELS VON JERUSALEM IM TRIUMPHZUG DES TITUS
RELIEF DES TITUSBOGENS / ROM

zu jedem in dem Ton zu reden, den sie für richtig hielten. Dem Hermas wird offenbart, daß er auf einen Christen Maximus besonders achthaben solle. Maximus hatte früher einmal seinen Glauben verleugnet, und er wurde auf die bevorstehende Trübsal, die der Prophet voraussah, mit dem bitteren Wort hingewiesen: „Siehe, die Drangsal kommt; wenn du willst, verleugne wieder."[104] Paulus waltet seines sittenrichterlichen Amtes weiter, nachdem er seine Gemeinden verlassen hat und weist sie an, wie sie sich in einzelnen Fällen zu verhalten haben. „Wir befehlen euch aber" — schreibt er den Thessalonichern[105] — „im Namen unsers Herrn Jesu Christi, euch zurückzuziehen von jedem Bruder, der unordentlich wandelt, und nicht wandelt nach der Weisung, die ihr von uns empfangen habt . . . Wenn aber einer meinem brieflichen Wort nicht folgt, den zeichnet und laßt euch nicht ein mit ihm, damit er beschämt werde. Aber haltet ihn nicht wie einen Feind, sondern warnt ihn wie einen Bruder." In einem schwereren Fall, wo es sich um einen Blutschänder handelt, der seine Stiefmutter geheiratet hatte, verkündet er in feierlichem Ton den Fluch[106]: „Ich meinesteils, zwar abwesend dem Leibe, aber anwesend dem Geiste nach, habe über den, der sich so vergangen, schon wie anwesend entschieden, im Namen des Herrn Jesu dahin: daß wir zusammentreten, ihr und mein Geist, mit der Kraft unsers Herrn Jesu, und übergeben denselben dem Satan zum Verderben des Fleisches, damit der Geist gerettet werde am Tag des Herrn Jesu." Die Strafe besteht in dem Ausschluß aus der Gemeinde auf ewige Zeit, in der Hoffnung, daß dem Bestraften die Züchtigung zur Buße gereiche und daß schließlich der Herr sich seiner erbarmen werde.

Man erkennt aus den Worten des Paulus die beiden Instanzen für Straffälle, den Apostel einerseits und die Gemeinde andrerseits. Sie waren auf ein Zusammenwirken angewiesen, und wenn sie uneinig waren, kam keine Entscheidung zustande. In einem solchen Fall stellte Paulus, der eine Bestrafung verlangte, die Gemeinde vor die Wahl, ob sie die Beziehungen zu ihm abbrechen oder den Sünder bestrafen wolle. Und als er seinen Willen durchgesetzt hatte, und jener bestraft war, schrieb er in versöhnlichem Ton: „Für einen solchen ist es genug an der Zurechtweisung von der Gesamtheit. So mögt ihr jetzt vielmehr ihm verzeihen und ihn mit Zuspruch vor Verzweiflung bewahren. Darum ersuche ich euch, die Liebe gegen ihn walten zu lassen."[107] Er konnte milde werden, nachdem der verhängnisvolle Zwiespalt beseitigt

und der Friede zwischen dem Apostel und der Gemeinde wiederhergestellt war.

Man muß sich davor hüten, sich den sittlichen Zustand der heidenchristlichen Gemeinden als besonders glänzend vorzustellen. Es mag sein, daß die meisten, die in die Gemeinde eintraten, auf Grund einer wirklichen Bekehrung kamen, mit dem Wunsch, ihr Leben künftig nach den Vorschriften des Evangeliums einzurichten. Sie waren der Überzeugung, daß in der Taufe die Sünden ihres früheren Lebens abgewaschen waren, und es war ihnen genau eingeprägt, was sie zu tun und was sie zu meiden hätten. Man übersah aber damals in der Zeit der ersten Begeisterung die entgegenstehenden Umstände, den Einfluß, den die Umgebung und der Beruf auf den Menschen ausübt, und die stille, gewaltige Macht seiner Vergangenheit. Man bedarf keiner Zeugnisse dafür, daß die Mehrzahl der Christen vor der Taufe ein Leben geführt hatte, dessen sie sich als Christen schämen mußten, und da fast alle in erwachsenem Alter übergetreten waren, waren Rückfälle in frühere Lebensgewohnheiten nicht ausgeschlossen. Das Christentum breitete sich aus in den Städten des Reichs, die voller Versuchungen waren. Die meisten Christen waren außerstande, sich von Handel und Wandel derartig zurückzuziehen, daß sie mit der Welt nicht in Berührung kamen. Natürlich kamen viele grobe Sünden vor. Man hatte in der Kirche schon früh ein Bewußtsein davon, daß die Lebensführung vieler ihrer Glieder dem christlichen Ideal keineswegs entspreche. Der Prophet Hermas sieht im Gesicht die Kirche als einen Turm, der in einer Ebene errichtet wird und seiner Vollendung entgegengeht, und vergleicht die Christen mit den Steinen, die zum Bau verwendet werden. Da bemerkt er allerdings einige Untadelhafte, es sind die Vorsteher, Märtyrer und solche, die auf den geraden Wegen des Herrn gewandelt sind; viel größer aber ist die Zahl derer, von denen nur Schlechtes zu berichten ist: Büßer, Söhne der Ungerechtigkeit, Unruhestifter und was der Sünder mehr sind[108]. Das ist kaum schwärzer gemalt, als die Wirklichkeit war. Es konnte nicht anders sein. Man könnte leicht aus den Briefen des Paulus eine schwarze Liste zusammenstellen, aus der hervorginge, daß seine Gemeinden noch tief in den Sünden des Heidentums steckten. Er setzt das selbst bei den Römern, die er nur durch Hörensagen kannte, voraus. „So laßt uns nun ablegen die Werke der Finsternis und anziehen die Waffen des Lichts. Laßt uns einen anständigen Wandel führen, wie am Tage, nicht in Gelagen und Trun-

kenheit, nicht in Unzucht und Ausschweifung, nicht in Zank und Streit. Vielmehr zieht an den Herrn Jesus Christus und nährt nicht das Fleisch in euch, daß es lüstern wird."[109] Oder dasselbe in einem andern Bilde. „Ich ermahne euch nun, liebe Brüder, bei der Barmherzigkeit Gottes, eure Leiber darzustellen als ein lebendiges, heiliges, Gott wohlgefälliges Opfer, so daß dies ist euer vernünftiger Gottesdienst. Und macht euch nicht dieser Welt gleich, sondern verwandelt euch durch Erneuerung eures Denkens, daß ihr ein Gefühl dafür erlangt, was Gottes Wille ist: das Gute, das Wohlgefällige, das Vollkommene."[110] „Gott hat uns nicht berufen in Unreinigkeit, sondern in Heiligung."[111] Man erinnere sich an die Briefe, die Johannes, der Verfasser der Offenbarung, an die sieben Gemeinden in Asien schrieb. Er kennt sie alle aufs genaueste mit ihren Licht- und Schattenseiten. Der Gemeinde in Sardes ruft er zu: „Ich kenne deine Werke, daß du den Namen hast zu leben, und bist tot. Werde wach und stärke den Rest, der daran war zu sterben; denn ich habe deine Werke nicht voll gefunden vor meinem Gott. So gedenke daran, wie du es empfangen und gehört hast, und halte daran und tue Buße."[112] Der Gemeinde in Laodicea schreibt er gar: „Ich kenne deine Werke, daß du nicht kalt noch warm bist. O daß du kalt oder warm wärest! So nun, weil du lau bist und weder warm noch kalt, will ich dich ausspeien aus meinem Munde."[113]
Die Strafen, die man über die Sünder verhängte, waren nirgends festgesetzt, sie ergaben sich aber aus der Natur der Verhältnisse. Die barbarische Prügelstrafe der Synagoge hat man nicht übernommen, auch die Geldstrafe erschien zu gewöhnlich; die Christengemeinden kannten nur Ehrenstrafen. Ein grober Sünder, der sich nicht bekehren wollte, wurde im schlimmsten Fall von der Gemeinde ausgeschlossen; beurteilte man ihn milder, so zog man sich von ihm zurück, bis er öffentlich Buße getan hatte. Für die meisten Christen wird es schon eine Strafe gewesen sein, daß man ihre Handlungen in der Gemeinde zur Sprache brachte und rügte. Wie man sich im gegebenen Fall zu verhalten habe, lag in der Hand des Apostels oder Propheten, der die Gemeinde leitete. Er hatte in Strafsachen Selbständigkeit; die Gemeindeversammlung wird in der ältesten Zeit häufig versagt haben, da die Mitglieder noch nicht gereift genug waren. Mit der Zeit traten die Presbyter der Gemeinde an seine Stelle.
Es wurde viel bestraft, aber auch viel verziehen. Niemand war verloren, außer wer der Gemeinde endgültig den Rücken kehrte. Der ver-

lorene Sohn war mit Freuden und Ehren vom Vater wieder aufgenommen worden. Jesus hatte gesagt: „Ich sage euch, es wird Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen"[114]. Noch dem Schächer am Kreuz hatte er zugerufen: „Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein"[115]. Man war mit tiefem Ernst davon überzeugt, daß, wer einmal abgefallen war, der Vergebung Gottes nicht wert sei, und empfing die Sündenvergebung wie ein Geschenk der Gnade. Der Prophet, der der Gemeinde Buße predigte, glaubte, daß Gott durch seinen Mund zum letztenmal Vergebung anbiete: tatsächlich wies man niemand ab, der mit reuigem Herzen kam. Die zweite Taufe, wie man die Buße nannte, war in der gleichen Weise wie die erste Taufe imstande, alle Sünden abzuwaschen. Es gab noch keine Paragraphen, die sich zwischen Gott und den Sünder drängten.

Nur mußte der Sünder ehrlich sein, und sich die Gnade Gottes nicht erschleichen wollen. Er mußte seine Sünden in der Gemeinde bekennen und sich in feierlicher Form die Vergebung erteilen lassen. Wer mit unreinen Händen an der Eucharistie teilnahm, wurde von Gott gestraft. Schon Paulus schreibt den Korinthern, daß darin die Ursache der vielen Krankheiten und Todesfälle unter ihnen zu suchen sei[116]. Anderwärts erzählte man sich von plötzlichen Himmelsstrafen, die den unbußfertigen Sünder trafen. Paulus sollte eine Frau Rufina von der Eucharistie zurückgewiesen haben, weil er im Geist ihren schlechten Lebenswandel erkannte, und sie wäre gelähmt zu Boden gesunken[117]. Einem Jüngling, der einen Mord begangen hatte, ohne es zu gestehen, wären die Hände verdorrt, mit denen er die Eucharistie ergriffen hätte[118].

So wirkte alles darauf hin, daß jeder seine Sünden bekannte, der angstvolle Glaube an die zauberhafte Wirkung des Sakraments und das feste Vertrauen auf die Gnade Gottes. Der Apostel erteilte durch die Handauflegung die Vergebung der Sünden, und die Brüder und Schwestern wechselten den Bruderkuß zum Zeichen der Einigkeit untereinander. Dann wurde der Ritus der Eucharistie vollzogen. In welcher Weise dies vor sich ging, wenn ein Apostel sie austeilte, der an ein Formular nicht gebunden war, das möge eine Szene aus den Johannesakten dartun, die Beschreibung eines Sonntagsgottesdienstes[119]. Der Apostel Johannes hält eine Ansprache an die Gemeinde, die mit

folgenden Worten schließt: „Wenn ihr nun nicht mehr sündigt, erläßt er euch, was ihr aus Unkenntnis tatet. Wenn ihr aber, nachdem ihr ihn erkannt und seine Barmherzigkeit erfahren habt, wieder zu demselben Lebenswandel zurückkehrt, so werden auch eure früheren Sünden euch angerechnet werden, und ihr werdet keinen Teil an ihm haben, kein Mitleid vor seinem Angesicht finden."
Darauf stellte er in einem Gebet die Gemeinde vor Gottes Angesicht:

„Der du diesen Kranz durch dein Flechten geflochten hast, Jesus,
der du diese vielen Blumen in deines Antlitzes ewige Blume eingefügt hast,
der du in meine Seele diese Worte hineingesät hast,
du deiner Knechte einziger Pfleger und Arzt, der du umsonst heilst,
einziger Wohltäter, der du nicht hoffärtig bist,
einziger Erbarmer und Menschenfreund,
einziger Retter und Gerechter,
der du immer siehst, was alle betrifft,
in allem bist, überall gegenwärtig,
alles umfaßt und alles erfüllst,
Christus Jesus, Gott, Herr,
der du durch deine Gaben und deine Barmherzigkeit alle, die auf dich hoffen, schützest,
der du alle Listen und Drohungen, mit denen unser Widersacher überall uns nachstellt, genau kennst,
du, allein, Herr,
hilf in deiner Fürsorge deinen Knechten!
Ja, Herr!"

Dann sprach der Apostel das Segensgebet über die eucharistische Speise.

„Und er brach das Brot und gab uns allen und betete für einen jeden der Brüder, daß er der Gnade des Herrn und seiner heiligsten Eucharistie würdig werden möge."

In solcher Weise arbeiteten die Apostel und Propheten, um Heiden nach dem christlichen Ideal zu formen. Ihr Erfolg ist groß gewesen, wie die Gemeindezustände in der späteren, bischöflichen Kirche beweisen. Die Glut des religiösen Enthusiasmus hat die Kraft, alle Metalle zu schmelzen und zu formen.

Die Liebestätigkeit

Der Gottesdienst hatte endlich noch eine andere Seite, die nicht minder dazu beitrug, die gemeinsame Versammlung zum Mittelpunkt des Gemeindelebens zu machen. Er gab den wohlhabenden Gemeindegliedern Gelegenheit, sich ihrer armen Glaubensgenossen anzunehmen.

Schon die eucharistische Mahlzeit war eine Wohltat für viele Christen, die auf anderem Wege kaum dazu gelangt wären, ständige Gäste in einem reichen Hause zu sein; die Wohltätigkeit ging aber noch über das gemeinsame Essen hinaus. Es war eine freundliche Sitte des Altertums, daß man den Gästen von den übrigbleibenden Speisen mit nach Hause gab. Damit ist aber bei weitem nicht alles erklärt. Die christliche Liebestätigkeit der ältesten Zeit ist in ihrer ganzen Größe nur zu verstehen aus der überweltlichen Stimmung, die jene Zeiten beherrschte. Man lebte in den Gedanken an das Ende aller Dinge und sah dem Richterspruch Gottes entgegen, der in erster Linie den Menschen nach seiner Bruderliebe fragen würde. Die irdischen Werte sanken in den Augen der Christen ungeheuer im Preis. Es schien nicht nur besser, es schien fast klüger zu sein, seinen Besitz zum Besten der Brüder zu verwenden, als ihn ängstlich zu hüten. Durch die ganze altchristliche Literatur tönt die Aufforderung, die irdischen Güter preiszugeben zugunsten der himmlischen. „Macht euch Freude mit dem ungerechten Mammon, damit, wenn er ausgeht, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten“[120]. Von Jesus selbst war die Parole über den Unwert des Reichtums ausgegangen. „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen und da die Diebe nachgraben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen und da die Diebe nicht nachgraben und stehlen“[121]. Die Aufforderung ist immer wieder an die Gemeinden ergangen; sie ist aber nie in solchem Maße wörtlich genommen und befolgt worden wie in der ältesten Zeit.

Die erste Gemeinde in Jerusalem ist mit einem großen Beispiel vorangegangen. Bei ihr war die Hoffnung auf die Wiederkunft Jesu so brennend, wie sie im Heidenchristentum niemals gewesen ist; damals lebte man wirklich in der ständigen Erwartung des Umschwungs aller Dinge. Wie weit man dem Glauben Folge gab im praktischen Leben, sieht man daran, daß einige Christen in Jerusalem sich gar ihres festen Besitzes entäußerten. Die Apostelgeschichte[122] erzählt ausdrücklich: „die Besitzer von Grundstücken und Häusern waren, verkauften es, brachten den Erlös des Verkauften und legten ihn den Aposteln zu Füßen; dann wurde er verteilt an jedermann nach eines jeden Bedürfnis“; und sie belegt ihre Schilderung mit Beispielen: unter andern hatte Barnabas so gehandelt. So weit ist man im Heidenchristentum nicht gegangen, soviel wir wissen, jedenfalls nicht in irgendwie größe-

rem Umfang. Man war sich damals schon bewußt, daß man das volle Ideal der Bruderliebe nicht erreichte. Johannes, der Verfasser der Offenbarung, prüft seine sieben Gemeinden in Asien vor allem auf diesen Punkt. An Ephesus schreibt er: „Ich habe wider dich, daß du deine erste Liebe verlassen hast. So denke denn daran, von wo du gefallen bist; tue Buße und tue die ersten Werke“[123]. In Thyatira hat er eine Besserung bemerkt: „Ich kenne deine Werke und deine Liebe und den Glauben und den Dienst und deine Geduld; und deine letzten Werke sind mehr als die ersten“[124]. So geht er sie der Reihe nach durch in dem Ton des Weltenrichters. Wie aus Johannes, klingt aus der ganzen altchristlichen Literatur uns die Parole entgegen: Wer wahre Bruderliebe hat, ist ein Christ; wer die Liebe verlassen hat, hat nichts mehr vom Geist Jesu. Man wußte die stärksten Motive in Wirksamkeit zu setzen, um mit immer neuen Mitteln zum Wohltun anzuspornen. Aus dem Judentum hatte man die Überzeugung gewonnen, daß Almosen eine sündentilgende Kraft hätten. „Fasten ist besser als Beten, Almosen besser als beides — Almosen hebt die Sünde auf“, sagt der zweite Klemensbrief[125]. Vor allem aber war man sich bewußt, daß die irdischen Wohltaten eine direkte Beziehung auf Christus hatten. „Wahrlich, ich sage euch, was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan“[126]. „Denn ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeist, ich bin durstig gewesen und ihr habt mich getränkt, ich bin ein Gast gewesen und ihr habt mich beherbergt, ich bin nackend gewesen und ihr habt mich gekleidet, ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht, ich bin im Gefängnis gewesen und ihr seid zu mir gekommen“[127]. Beim Weltgericht wird Christus zunächst und vor allem nach der Liebe fragen.

Wenn die reichen Christen in weitgehendem Maß die Wohltäter der Gemeinden waren, so waren doch die Armen von der Pflicht, Liebe zu üben, keineswegs entbunden. Zu den gemeinsamen Mahlzeiten brachte jeder seinen Anteil mit, und was er übrig behielt, verwandte er zum allgemeinen Besten. In manchen Kreisen brachte man die Erstlinge dar nach einer alten Gewohnheit, den Anbruch aus Öl- und Weinfässern, die Erstlinge des Getreides und des Brotes, und die Erstgeburten der Herde, Rinder, Schafe und Ziegen; aber auch vom Geldverdienst gab man nach Bedarf und Möglichkeit. Wer gar nichts hatte als seinen kärglichen Lebensunterhalt, fastete zuweilen, um etwas mitteilen zu können, und gab den Preis für die ersparte Nahrung den Armen.

Viele saßen am Tisch der Gemeinde, die auf gemeinsame Kosten unterhalten wurden. Vor allem waren es die armen Frauen, deren Anzahl überall verhältnismäßig groß gewesen zu sein scheint. Ihr Unterhalt stand vornean in den Pflichten der Gemeinde, so daß sie der Altar Gottes genannt wurden, auf dem jedermann seine Opfer brachte. Die Waisenkinder der Gemeinde wurden dadurch versorgt, daß christliche Familien sie in ihr Haus aufnahmen. Man hatte das Wort Jesu: „Wer ein solches Kind aufnimmt auf meinen Namen, der nimmt mich auf"[128].
In den größeren Gemeinden der bevölkerten Städte werden häufig reisende Christen angekommen sein, Apostel und Evangelisten, Boten andrer Gemeinden, vor allem auch Reisende, die ihren Geschäften nachgingen. Es scheint allgemeine Sitte gewesen zu sein, daß man die Gastfreundschaft der christlichen Brüder in Anspruch nahm und sie höher hielt als die sonstigen Beziehungen der Freundschaft und Verwandtschaft. Der Ankömmling brachte in der Regel ein Empfehlungsschreiben von Hause mit und wurde daraufhin in der Gemeinde untergebracht.
In Zeiten der Verfolgung nahm die Versorgung der Gefangenen die Kräfte der Gemeinde in Anspruch. Man wußte sich Einlaß in die Gefängnisse zu verschaffen, und suchte auf alle Weise das Los der Märtyrer zu erleichtern. Das allgemeine Interesse war in solchen Fällen außerordentlich rege. Die Verehrung für den Zeugen Christi, die menschliche Teilnahme an seinem Geschick bewegte alle, die ein christliches Interesse hatten, und wir werden nicht fehlgehen, wenn wir uns die Gefängnisse bei Tag und Nacht umlagert denken von begeisterten Christen, die an dem Martyrium ihren Anteil haben wollten. Selbst entfernten heidnischen Beobachtern fiel die Verehrung, die man den Gefangenen zollte, als etwas Merkwürdiges auf.
Alle diese weitgehenden Liebesdienste für Arme und Notleidende waren den einzelnen überlassen. Wer es konnte und wollte, trat ein für den minder begüterten Bruder. In der späteren Kirche hat man viel mehr den Organen der Gemeinde überlassen. Selbst die Sorge für die Beerdigung der Armen scheint in der ältesten Zeit ein freiwilliger Liebesdienst gewesen zu sein. Man wollte den verstorbenen Sklaven nicht in der Gemeinschaft einer heidnischen Familie ruhen lassen, und wollte ihn vor allem davor bewahren, daß der Leichnam nach alter Sitte verbrannt wurde. Darum traten wohlhabende Christen, die eine eigene Begräbnisstätte besaßen, armen Glaubensgenossen einen Platz

in derselben ab. Man nahm sie damit in die Gemeinschaft des eigenen Begräbnisverbandes auf. Die Fürsorge der wohlhabenden Gemeindeglieder für die Armen erstreckte sich über deren ganzes Leben bis zum Tode, ja bis über den Tod hinaus. Im Gottesdienst bewirtete und beschenkte man sie, nach dem Tode rechnete man sie der eigenen Familie zu. Später, als es Gemeindefriedhöfe gab, hat die Gemeinde die Pflicht der Beerdigung übernommen.

Die Zusammensetzung der Gemeinden

Wir können bei dieser Gelegenheit einen Blick werfen auf die soziale Zusammensetzung der Gemeinden, müssen uns freilich dabei hüten, gar zu genaue Ergebnisse zu verlangen. Der erste Eindruck, den man bekommt, ist der, daß die Armen und Hilfsbedürftigen einen großen Bestandteil der Gemeinde ausgemacht haben; und dieser Eindruck ist so stark, daß man sich daran erinnern muß, daß die wohlhabenden Elemente kaum irgendwo gefehlt haben. Wir treffen fast überall neben den Sklaven auch die Herren, die ihre Häuser der Gemeinde zur Verfügung stellen und die vielen sonstigen Pflichten in erster Linie übernehmen. Fast noch wichtiger ist die Frage, wie stark zwischen den beiden Extremen das mittlere Bürgertum vertreten war, und hier scheinen uns die römischen Katakomben sowie manche indirekte Schlüsse die Antwort zu geben, daß der Bürgerstand in erfreulicher Stärke vorhanden war. Die Handwerker und Geschäftsleute scheinen einen breiten Raum in der Gemeinde eingenommen zu haben. Damit hatte das Christentum festen Fuß gefaßt in der Bevölkerung des Reichs. Die Kirche war keine Fremdengemeinde wie die Synagoge, die in ihrem Kern aus Ausländern bestand; das Christentum hatte von Anfang an in die gesundesten Elemente der Bevölkerung seine Wurzeln geschlagen. Das war ein so großer Vorteil, daß es ihm gegenüber ziemlich gleichgültig ist, ob die Religion in die höchsten Kreise hineinreichte. Übrigens scheint auch das der Fall gewesen zu sein. Die römische Gemeinde hatte noch am Schluß des ersten Jahrhunderts in der kaiserlichen Familie einige Mitglieder gewonnen. Der Konsul Titus Flavius Klemens, ein Vetter des Kaisers Domitian, war höchstwahrscheinlich ein Christ; seine Gattin Domitilla ebenfalls. Beide sind Märtyrer geworden. In der Katakombe, die den Namen der Domitilla führt, existiert eine ganze Galerie von Gräbern der Familie der Flavier.

Auf Taf. 5, 1 ist ein Grabstein aus der Flavier-Galerie der Domitilla-Katakombe abgebildet: eine Taube mit dem Ölzweig und ein Monogramm, das man leicht mit Flavia auflöst.

Mitglieder des Kaiserhauses mögen der Gemeinde manchen wesentlichen Dienst erwiesen haben. Und doch wurde der Gesamtcharakter der Gemeinde dadurch nicht verändert. Unter den Christen hatte weder das vornehme Element noch das arme ein bedenkliches Übergewicht. Bei der vielfachen Abhängigkeit, in der man sich von den reichen Leuten befand, hätte es leicht sein können, daß man ihnen Zugeständnisse gemacht hätte, die der Religion gefährlich wurden. Das ist nicht der Fall gewesen. Die christlichen Schriftsteller stehen auf der Seite der Armen und warnen vor den Gefahren des Reichtums. Man freut sich über die zuweilen recht energischen Äußerungen: Schmarotzer sind nicht unter ihnen. Sie hielten sich frei von Menschenfurcht, traten ein für die Bedrückten und gaben damit der Religion eine soziale Bedeutung, deren Wert nicht zu unterschätzen ist.
Andrerseits hat man, soweit wir sehen können, es stets vermieden, das Christentum einseitig als eine Religion der Ärmsten hinzustellen. Die Wünsche der Sklaven werden sich natürlicherweise bald lebhaft geäußert haben. Die Stellung, die sie bei einigem Geschick sich in der Gemeinde erringen konnten, stand oft in einem starken Gegensatz zu ihren häuslichen Lebensumständen, und nichts war natürlicher, als daß bei ihnen der Wunsch entstand, auf Kosten der Gemeinde losgekauft zu werden. Wir hören aber nirgends, daß das geschehen ist, dagegen häufige Abmahnungen. Man begnügte sich, den Herrn eine milde Behandlung der Sklaven ans Herz zu legen, und den Sklaven einzuschärfen, daß sie ihren Herrn nicht nur äußerlich, sondern von Herzen zu gehorchen hätten. In der Gemeinde übersah man nach Kräften die Unterschiede des Reichtums und des Standes, gab jedem seine Stellung nach seinen geistigen Gaben, ließ in den Gottesdiensten alles zurücktreten gegenüber dem gemeinsamen religiösen Besitz und linderte die wirkliche Not, wo sie vorhanden war. Das war alles, was man in sozialer Hinsicht erstrebte und durchführte. Aber war es nicht das Beste und das Höchste?
Am bezeichnendsten ist immer die Geschichte des Onesimus, die Paulus zu seinem Brief an Philemon Veranlassung gab. Als Paulus in Rom gefangen saß, traf er dort den entlaufenen Sklaven Onesimus. Er war mitten aus Kleinasien, aus Phrygien, nach der Welthauptstadt

geflüchtet und hatte gehofft, dort in der Christengemeinde am besten aufgehoben zu sein. Paulus kannte seinen Herrn: Philemon in Kolossä, der sich um die Gemeinde dort verdient machte und sie in seinem Hause zu Gaste hatte. Die Beziehung zu dem Herrn mag der nächste Grund gewesen sein, weswegen Paulus sich des Sklaven annahm. Er wünschte von ihm zu erfahren, wie es zu Hause ging, und erfuhr statt dessen eine lange Geschichte von Leiden und Sünden. Paulus zog darauf nicht seine Hand von Onesimus zurück, behandelte ihn nicht als Flüchtling, sondern sorgte in Rom für seinen Unterhalt. Doch ließ er ihm innerlich keine Ruhe. Er brachte ihn zur Erkenntnis seines Unrechts und bewog ihn, freiwillig zu seinem Herrn zurückzukehren. Mochten die Gründe, die Onesimus zur Flucht bewogen hatten, noch so schwerwiegend sein, — er wird nicht unterlassen haben, sie vor sich und andern gebührend darzustellen, — er lernte sie vergessen. Mochte der Schaden, den er seinem Herrn zugefügt hatte, noch so groß sein, — er wurde gelehrt, dessen Zorn nicht zu fürchten, sondern sich ihm zu unterwerfen. Als sich eine Gelegenheit ergab, mußte er zurückreisen in das Haus, das er gewünscht hatte für immer zu verlassen. Eine kleine Reisegesellschaft von Freunden des Paulus sorgte dafür, daß er nicht unterwegs wieder andern Sinnes werden konnte. Bei derselben befand sich Epaphras, der Apostel von Kolossä. Paulus wird sich mit ihm über Onesimus ausgesprochen haben, so daß sich der Entlaufene in dessen Gegenwart sicher fühlen mochte. Und schließlich gab ihm Paulus einen Brief an seinen Herrn mit, der mit Anerkennung von dem Flüchtling sprach und ihn seinem Herrn ans Herz legte, so daß man kaum zweifeln kann: Philemon wird von einer Bestrafung abgesehen haben, das Unrecht vergessen und Onesimus aufgenommen haben als Sklaven zwar, aber doch auch als wiedergewonnenen christlichen Bruder. Die Religion war imstande, Unrecht zu sühnen und Strafen aufzuhalten. Aus einem erzürnten Herrn und einem verbrecherischen Sklaven waren Brüder geworden in Christus. Auf solche Weise machte man den Brudernamen zur Wahrheit, den man nach dem Brauch religiöser Gemeinschaften sich gegenseitig anbot und gewährte. Als das Ideal galt die Gemeinschaft der irdischen Güter, in jenem antiken Sinn, der den Freunden nichts von dem Eigenen vorenthält, und in jenem christlichen Sinn, der am treffendsten in dem Wort der Apostellehre[129] ausgedrückt ist: „Wenn ihr in dem Unsterblichen Genossen seid, wieviel mehr in den vergäng-

lichen Dingen.“ Eine Teilung der Vermögen ist niemals beabsichtigt gewesen.

Einer späteren Zeit haben diese Zustände, wie sie sich aus den zahlreichen Gottesdiensten und den gemeinsamen Mahlzeiten ergaben, als schlechthin ideal gegolten. Und gewiß sind sie es gewesen, da man von den irdischen Bedingungen, die das Leben des Menschen bestimmen, absah, soweit das irgend denkbar ist. Man lebte ganz in den beiden Gedanken der Gemeinschaft und der Zukunft. Es hat vielleicht niemals wieder eine Christengemeinde gegeben, in der das Bewußtsein, der Leib Christi zu sein, in solchem Maß in die Wirklichkeit übersetzt worden ist, wie damals. Trotzdem sind die Schattenseiten dieses Gemeinschaftslebens nicht zu übersehen; sie sind auch schon der damaligen Zeit zum Bewußtsein gekommen. Aus dem christlichen System ergaben sich mit Notwendigkeit eigentümliche Gefahren. Zunächst mußten die reichlichen Spenden, die gerade den Ärmsten zuflossen, eine unerwünschte Nebenwirkung haben, indem sich viele darauf verließen, daß sie von der Gemeinde unterhalten wurden, und sich daraufhin von ihrer Arbeit befreiten. Paulus hat solche Zustände in der Gemeinde von Thessalonich vor Augen, und wir dürfen sie überall voraussetzen, wo eine Gemeinde in ihrer ersten Blüte stand. Der täglichen Arbeit schien ihr Zwang, aber auch ihr Segen genommen zu sein, wenn man in Kürze das Ende aller Dinge erwartete und von Brüdern einen reichlichen Lebensunterhalt bezog. Schon im ersten Jahrhundert hatte man ein besonderes Wort geprägt für die Leute, die der Gemeinde zur Last fielen, ohne dazu genötigt zu sein; es waren die mit Christus Gewinn treiben. Neben den zahlreichen Ermahnungen zur Wohltätigkeit zitierte man das Wort: „Es schwitze dein Almosen in deinen Händen, bis du erkannt hast, wem du gibst“[130]. „Geben ist seliger als Nehmen“[131] hatte der Herr gesagt.

Reichliche Gaben reizen zum Neid gegen andere Empfänger, und es scheint, als ob daraus sich nicht selten Zwistigkeiten entwickelt hätten, die ohnehin den erregten Gemütern nahelagen. Endlich mußte sich bei den häufigen Versammlungen eine Vertraulichkeit zwischen den beiden Geschlechtern entwickeln. Man kannte einander als Glieder des kleinen erwählten Kreises, hatte das gleiche ewige Ziel vor Augen, und war sich derselben strengen Grundsätze des Lebens bewußt. Daraus ergab sich, entsprechend den unbefangenen antiken Gewohnheiten, eine Form des Umgangs, die den Heiden verdächtig war und

die auch von der späteren Kirche verurteilt worden ist. Man machte also manche Erfahrungen, die zur Nüchternheit aufforderten. Es kam sehr viel darauf an, daß unwürdige Elemente von der Gemeinde fern gehalten wurden.

VI. DIE LETZTEN DINGE

Die ganzen Zustände der ältesten Gemeinden sind nur zu verstehen, wenn man sich daran erinnert, daß sie als vorläufig gedacht waren. Man bereitete sich vor auf die Erscheinung Jesu und auf das Reich Gottes, das er herbeiführen würde. Man lebte schon in der Zukunft und fühlte sich in der Welt vereinsamt. Die Welt gehört dem Teufel, die Christen aber Christus. „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern nach der zukünftigen trachten wir“[132]. Man hatte auf der Erde kein Bürgerrecht, fühlte sich wie in der Fremde, und nannte sich gerne Beiwohner und Beisassen auf der Welt. Von dieser Überzeugung aus bekamen alle irdischen Angelegenheiten einen überirdischen Glanz und verloren viel von ihrem Wert, den man ihnen sonst beigelegt hatte.

Die Erwartung des Endes aller Dinge hatte freilich nicht mehr die Kraft und die Frische, die sie auf jüdischem Boden gehabt hatte. Dort war der Glaube verflochten gewesen mit den politischen Hoffnungen des jüdischen Volkes. Nach dem Unglücksjahr 70 war viel Zündstoff verschwunden und die Elektrizität der Erwartung hatte sich abgeschwächt. Trotzdem ist der Glaube an das Ende der Welt in das Heidenchristentum hinübergepflanzt worden, und hat dessen Charakter wesentlich bestimmt. Man erwartete die Wiederkunft des Herrn nicht gerade mehr heute oder morgen, aber doch in nächster Zeit. In Asien war man lange davon überzeugt, daß der hochbetagte Apostel Johannes bis zu Christi Wiederkunft leben werde, und man ließ sich erst durch seinen Tod daran erinnern, daß der Herr ihm das gar nicht versprochen habe. „Ja, ich komme bald“, sagt der Herr am Schluß der Offenbarung[133]. „Amen, komm Herr Jesus“, antwortet die Gemeinde. „Kommen möge die Gnade und vergehen möge diese Welt. Hosianna dem Gotte Davids“. „Maranatha“[134] — so heißt es in einem andern altchristlichen Gebet. Maranatha, „Herr komm“, war die geheimnisvolle Formel für diesen Glauben und diese Gewißheit.

Je länger die Zeit sich hinzog, um so mehr mischte sich in den Glauben eine fromme Ungeduld, die sich steigerte, als die Lage der Gemeinden im römischen Reich schwieriger wurde. Die christlichen Schriftsteller hatten viel zu tun, den Glauben der Gemeinden zu stärken. In derselben Weise werden die Apostel und Propheten mit ihren Predigten in den Gemeinden gewirkt haben. Der Jakobusbrief mahnt zum Ausharren und Abwarten, und der zweite Petrusbrief verfolgt geradezu den Zweck, die müden Zweifel zu beseitigen und das Feuer der Erwartung wieder anzufachen. Die Offenbarung des Johannes glaubt genau sagen zu können, nach wie vielen Umstürzen im Himmel und Schrecknissen auf Erden das Ende aller Dinge kommt. Damit sind zwar nicht die Jahre bestimmt, aber doch die Zeiträume, und der aufmerksame Leser kann sich sagen, an welchem Punkt des Weltendramas er sich im Augenblick befindet. Das ist ein Ableger des alten jüdischen Brauchs, durch Rechnungen das Ende der Zeiten zu ermitteln. Man schlug auch wohl die Weissagungen des Danielbuches auf von den zehn Königen und den vier Tieren, um in ihnen die Zukunft zu entdecken.

Die näheren Vorstellungen über das Ende gingen wohl sehr auseinander. Die hebräische Überlieferung kämpfte sich durch die Aufgeklärtheit der Gebildeten hindurch und vermischte sich andrerseits mit volkstümlichen Vorstellungen des Altertums. Anfangs begegnete man noch innerhalb der Gemeinden Zweifeln an der Auferstehung; sie verschwanden aber bald. Eine Lehre von der Unsterblichkeit hatten damals die meisten modernen Religionen, und darauf beruhte zum guten Teil ihre Anziehungskraft. Die Christen hofften auf die Erscheinung Jesu Christi vom Himmel her, auf eine Auferstehung aller Toten und ein allgemeines Weltgericht. Jesus wird die Ungläubigen verurteilen und die Seinen in die Seligkeit einführen, aber auch die großen Männer des Alten Testaments, die Patriarchen und Propheten, werden errettet werden. So sehr fühlte man sich mit dem Alten Testament verbunden; die Helden desselben waren die Vorfahren des christlichen Glaubens, und von der Vorstellung, dereinst mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische zu sitzen, wollte man nicht lassen. In weiten Kreisen hegte man noch höchst realistische Phantasien über das Schicksal der Seligen. Man erbaute sich an dem Gedanken, daß die Leiden der Erde in der seligen Zukunft aufhören werden. „Gott wird dann abwischen alle Tränen von den Augen“[135];

es sind „Zeiten der Erquickung“[136], eine „Sabbatruhe des Volkes Gottes“[137], und man ließ die aus dem Judentum übernommene Vorstellung von einem messianischen Mahle der Kinder Gottes nicht fallen. Man sprach von dem „tausendjährigen Reich in dem wiedererbauten, verschönerten und erweiterten Jerusalem“[138], und schwelgte zuzeiten in der Ausmalung seiner irdischen Freuden. Man lehrte dem entsprechend eine Auferstehung des Fleisches. In dem gröber veranlagten Westen des Reichs ist dieser Glaube noch jahrhundertelang lebendig gewesen; besonders die Märtyrer haben sich gern mit der Erwartung getröstet, sogleich nach ihrem Tode mit Christus das Freudenmahl zu halten. Dagegen hat sich von seiten des Griechentums ein Widerspruch erhoben. Schon Paulus protestierte gegen diese Vorstellungen, wenn er sagt: „Das Reich Gottes ist kein Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit und Friede und Freude im Heiligen Geist“[139], und andrerseits: „Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht ererben, noch erbt die Verwesung die Unverweslichkeit“[140]. Er lehrte eine geistige Auferstehung, und je mehr sich das Christentum in den Kreisen des gebildeten Griechentums einbürgerte, um so mehr hielt man sich an Paulus. Man sprach demgemäß vor größerem Publikum lieber von der Hoffnung auf Unsterblichkeit als von der Auferstehung.

Aus volkstümlichen griechischen Vorstellungen scheint eine Ausmalung des Paradieses zu stammen, die schon seit dem zweiten Jahrhundert im Christentum herrschte. Man dachte sich den Aufenthalt der Seligen als einen großen Garten mit vielem Wasser, Bäumen und Blumen, an deren Duft, Schatten und Kühle die Seligen sich erquickten. Sie selbst haben leuchtende Leiber wie die Engel des Himmels.

Das Bild der sog. *Cinque santi* in San Callisto, wo fünf Verstorbene betend in einem Blumengarten stehen, wird allgemein auf das Paradies gedeutet. Einen Ausschnitt des Bildes gibt Taf. 6 wieder. Die großen Löcher, die das Bild unterbrechen, sind Gräber, die früher durch die Malerei verdeckt waren oder erst später eingehauen sind.

Nicht weniger scheinen die Bilder vom Schicksal der Gottlosen durch griechische Volksvorstellungen beeinflußt worden zu sein. Die jüdische Lehre sprach von einer Vernichtung der Gottlosen im ewigen Feuer, und das Christentum hat daran in weiten Kreisen nichts geändert. Daneben aber pflegte man, zunächst in Kreisen der Ketzer,

den Gedanken an besondere Höllenstrafen. Die Menschen werden im Jenseits klassenweise abgestraft für ihre irdischen Sünden. Man dachte dabei an besonders schwere Sünder, wie Mörder, Ehebrecher, Wucherer, Lästerer. Ihre Strafe wird bemessen nach dem Grundsatz des Rechts: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wer das Christentum geschmäht hat, ist an der Zunge aufgehängt; Weiber, die Kinder abgetrieben haben, sitzen ihrer Leibesfrucht gegenüber und werden von feurigen Strahlen aus deren Augen getroffen; Unzüchtige wälzen sich in ewigem Schlamm und Kot. Jede schwere Sünde hat ihre Strafabteilung in der Hölle, und in schauerlicher Phantasie malt man sich die jenseitige Vergeltung aus.

Der Lohn und die Strafe erfolgt auf Grund des Richterspruches Christi beim Weltgericht. So scheint man wenigstens in der Regel die Vorstellungen ausgeglichen zu haben, nur daß die Märtyrer das Vorrecht hatten, sofort nach dem Tode die Freuden des Paradieses zu genießen. Bis dahin wurden die Verstorbenen in der Vorhölle aufbewahrt, die man sich als einen Raum unter der Erde dachte, ebenfalls in Anlehnung an jüdische Vorstellungen. Daneben war der volkstümliche Glaube lebendig, daß der Tote sich in seinem Grabe befinde und daß der Geist die Reste des Leibes umschwebe; und so drängten und widersprachen sich im einzelnen viele Gedanken, Bilder und Hoffnungen verschiedener Herkunft. Bei den einen überwogen diese, bei den andern jene. Ein Glaube ans Jenseits, der die Einzelheiten bestimmt, pflegt verschiedenartige Elemente zu vertragen und er braucht nicht die Folgerichtigkeit eines Systems zu haben.

VII. DIE FEINDLICHE WELT

Die Folgerungen, die sich aus dieser überweltlichen Hoffnung für das praktische Leben der Christen ergaben, konnten sich erst allmählich herausbilden. Die Religion zog mit ihrer neuen Botschaft ihre Bekenner von der Welt ab und verwies sie auf den Himmel, der nahe war. Infolgedessen mußten sich allmählich die Bande, die den einzelnen an die Erde ketteten, lockern. Das geschah bei jedem in dem Maße, wie er sich in seine Religion hineinlebte, und soweit er entschlossen war, ihren Anweisungen tatsächliche Folge zu geben. Unsere Quellen sind so vollständig, daß sie uns gestatten zu beobachten, wie die Heidenchristen mit der Zeit weltfremder werden.

DIE KLAGEMAUER IN JERUSALEM



Von vornherein wird nur bei wenigen Heiden die Überzeugung vorhanden gewesen sein, daß sie nach ihrem Eintritt in die Gemeinde sich von dem Treiben der Welt zurückzuziehen hätten. Sie haben nicht einmal die Notwendigkeit empfunden, sich andern Religionen gegenüber abweisend zu benehmen. In vollständiger Harmlosigkeit bewegt sich die Gemeinde des Paulus in Korinth. Die Christen ergehen sich nach wie vor ungezwungen auf dem Markt und auf der Straße, und finden keinen Anlaß, sich irgendwie die Freuden des täglichen Lebens zu versagen. An dem Fleisch, das von Opfern stammte, nahm man keinen Anstoß, man nahm auch ruhig teil an den Festschmäusen anderer Religionen. Man scheute sich nicht, in einem heidnischen Tempel zu sitzen und einen andern Gott durch seine Anwesenheit zu ehren. In Gegenwart von Christen wurden die Spenden ausgegossen und die Opfer dargebracht, der Isis, dem Mithra oder dem Genius des Kaisers. Der heidnische Priester segnete die Christen beim Eintritt durch Besprengen mit einem grünen Zweige, und die Christen nahmen in der Runde Platz, setzten sich Blumenkränze aufs Haupt und überließen sich der Festfreude zu Ehren des fremden Gottes, dem sie ein Freund oder Verwandter zugeführt hatte. Es ist Paulus selbst gewesen, der die Unbefangenheit zerstört hat. Er verweist die Korinther darauf, daß die religiösen Mahlzeiten aller Religionen ihre Bedeutung haben, daß sie eine Beziehung innerlicher Art zwischen dem Gott und seinen Verehrern herstellen. „Das Opfer, das sie bringen, bringen sie den Dämonen und nicht Gott; ich will aber nicht, daß ihr in die Gemeinschaft der Dämonen kommt“[141]. Und im zweiten Brief sagt er ganz allgemein: „Gebt euch nicht dazu her, am fremden Joch mit den Ungläubigen zu ziehen. Was haben Gerechtigkeit und Frevel für Teil aneinander? Oder was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsternis? Wie stimmt Christus mit Beliar? Oder was hat der Gläubige mit dem Ungläubigen zu teilen? Wie verträgt sich Gottes Tempel mit den Götzen?“[142] —

Paulus war vom Judentum her gewohnt, die heidnischen Gottesdienste zu verabscheuen und jede Gemeinschaft mit ihnen zu meiden. Man kann demnach sagen, daß das Christentum seine spröde Haltung gegenüber dem Heidentum von der Synagoge geerbt hat; andrerseits ergab sie sich aus der christlichen Weltanschauung. Man wundert sich demnach nicht, schon in den Weisungen des Paulus die Trennung der Christen vom Heidentum im wesentlichen in der Form durchge-

führt zu sehen, wie es später allgemeiner kirchlicher Brauch war. Andere Apostel, die geborene Heiden waren, mögen in der Abweisung des Heidentums nicht so scharf gewesen sein, mindestens hatten sie keine Praxis vor Augen, auf die sie sich berufen konnten, wenn ihnen die Entscheidung in einem Fall, der ihnen vorgelegt wurde, einmal zweifelhaft war. Paulus wünscht schon, daß zwischen Heiden und Christen keine Ehen stattfinden, und er stellt die einschneidende Forderung auf, daß Christen bei bürgerlichen Streitigkeiten untereinander nicht vor den heidnischen Richter gehen sollten. Man solle lieber Unrecht leiden als Unrecht tun. Er hat auch die christliche Selbstbeurteilung aufgebracht, die allen einzelnen Vorschriften zugrunde liegt. Wie für den geborenen Juden die Menschheit in zwei Teile zerfällt, in Juden und Heiden, so stehen die Christen als ein drittes Menschengeschlecht Juden und Heiden gegenüber, von beiden weit entfernt und abgesondert. Judentum und Christentum sind immerhin durch Religion und Geschichte vielfach verbunden; zwischen dem Heidentum und der Kirche aber gibt es keine Beziehung freundlicher Art. Das ist der Geist, der seit Paulus in die heidenchristlichen Gemeinden einzog.

Das Urteil über die andern Religionen entsprang einer Mischung von Verachtung und Grauen. Man verachtete die göttliche Verehrung der Bilder, die aus Menschenhänden hervorgegangen waren und an den Wänden der Tempel befestigt werden mußten, damit sie nicht umfielen; man graute sich aber nicht minder vor den Dämonen, die in den Statuen lauerten und den Christen auf alle Weise zu schädigen für ihren Lebenszweck ansahen. Eine kräftigere Schutzwehr konnte man man kaum gegen das Heidentum errichten als solchen Glauben.

Man stelle sich einmal vor, von welchem religiösen Selbstgefühl die Christen beseelt gewesen sein mögen. Es waren ihrer wenige, überall eine verhältnismäßig kleine Gruppe von Menschen, die meisten von bescheidener oder geringer Herkunft. Aber welch ein Programm stellten sie auf! Da standen in der Stadt verteilt als ihre Schmuckstücke die marmornen Tempel der Götter. Die ältesten von ihnen reichten in den Griechenstädten wohl über ein halbes Tausend Jahre zurück; im letzten Jahrhundert waren noch viele neue hinzugekommen, um dem Kultus des Kaisers und dem der neuen Gottheiten aus dem Orient zu dienen. In ihnen allen hatte die jeweilige Zeit ihr Bestes geleistet; sie waren angefüllt mit Weihgeschenken, welche das

künstlerische Können aller vergangenen Geschlechter und die schönsten Werke der Gegenwart aufzeigten. Zahlreiche Priesterschaften warteten ihres Dienstes; täglich rauchten die Altäre und brannten die Opfer, — und das alles war des Teufels und sollte in kurzem dahinfallen! Auch der bescheidenste Christ muß Stunden gehabt haben, in denen er sich wie der Mitwisser einer Revolution vorkam.

Solche Anschauungen können auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Dazu machte das Christentum zu viel von sich reden. Mitglieder der Gemeinde, die wieder abgefallen waren, werden bald genug ihre Geheimnisse verraten haben, und schließlich konnte jeder Neugierige bis zu einem gewissen Grade die Gemeinde und deren Gottesdienste kennen lernen. So bildete sich bald ein allgemeines Urteil über das Christentum. Sobald das aber einmal der Fall war, hat die damalige Welt den geistigen Kampf mit dem Christentum aufgenommen, auf seine Mißachtung mit Haß geantwortet und seine Absonderung mit böser Gegenrede heimgezahlt. Zunächst wies man auf den augenscheinlichen Widerspruch hin zwischen den gewaltigen Ansprüchen und den geringfügigen Persönlichkeiten, die sie erhoben. „Menschen einer bejammernswerten, unerlaubten, verzweifelten Rotte ziehen gegen die Götter zu Felde, indem sie aus der Hefe des Volkes unwissende Leute und leichtgläubige Weiber, welche schon die Schwäche ihres Geschlechts zu Verirrungen treibt, zusammensuchen und eine ruchlose Verschwörerschar bilden, welche bei nächtlichen Zusammenkünften, bei hungerleiderischen Festen und kannibalischen Speisen nicht durch eine heilige Handlung, sondern durch ein Verbrechen sich verbrüdert, ein duckmäuserisches, lichtscheues Volk, stumm in der Öffentlichkeit, nur in den Winkeln redselig[143] . . . Jeden aber muß es empören und ärgern, wenn gewisse Leute und zwar solche, welche keine gelehrte Bildung, keine wissenschaftliche Weihe empfangen haben, ja sich nicht einmal auf gewöhnliche Gewerbe verstehen, etwas Sicheres über die Weltregierung zu bestimmen wagen, über welche seit so vielen Jahrhunderten bis zum heutigen Tage die Philosophie selbst in ihren meisten Schulen noch im Zweifel ist“[144]. So etwa lautete das Urteil der Gebildeten.

Das Volk aber hatte mit seiner scharfen Beobachtungsgabe alsbald die angreifbaren Seiten des neuen Kultus herausgefunden. Die populären Gerüchte, die über die Christen im Umlauf waren, waren boshaft; ein wahrer Kern läßt sich aber in den meisten Fällen nachweisen. Da-

neben hatte das Christentum die Erbschaft des Judentums mit allen Folgen auf sich zu nehmen. Um die bildlose Gottesverehrung zu verdächtigen, hatte man den Juden nachgesagt, daß sie ihr Götterbild nur verheimlichten, weil es lächerlich sei: sie verehrten nämlich einen Menschen mit einem Eselskopf. Dasselbe mußten die Christen über sich ergehen lassen. In den Kasernen und Schulstuben waren solche Witze besonders beliebt. Im Kaiserpalast des Palatin in Rom hat man an der Wand eine Kritzelei gefunden, mit der ein Heide seinen christlichen Kameraden oder Mitschüler verhöhnte. Dieser steht in betender Haltung vor einem Kreuze, an dem ein Mann mit Eselskopf hängt und darunter liest man die Worte: Alexamenos betet seinen Gott an.

Vgl. Taf. 7. — In dem Spottkruzifix ist eine doppelte Bosheit zum Ausdruck gebracht worden: der angebliche Eselskopf des christlichen Gottes, und der Hohn über seinen Kreuzestod. Die kleine Zelle auf dem Palatin, in der sich die Kritzelei befand, scheint das Arrestlokal der kaiserlichen Pagen gewesen zu sein. Danach hätte ein heidnischer Hofbeamter in der Arreststimmung diese Bosheit gegen einen christlichen Kameraden ausgebrütet.

Die Juden hatten schon damals unter der Nachrede zu leiden, daß sie in ihrem Gottesdienst heimlich Kinder schlachteten und äßen. Dasselbe wurde auf die Christen übertragen. Es darf nicht befremden, daß man genau anzugeben wußte, wie dieser grausige Kultusakt vor sich gehen sollte. Wenn ein Fremder eingeführt werde, pflege man ein Kind unter Getreide zu verstecken und den Neuling zu veranlassen, in den Kornhaufen mit einer Waffe hineinzustechen. Nachdem dieser arglos dem Verlangen nachgekommen sei, schlürfe man das heraussickernde Blut auf und genieße die zerstückten Glieder. Man hat vielfach angenommen, daß irgendwelche dunkle Erinnerungen an das Blut und den Leib des Herrn, den die Christen im Abendmahl genossen, dabei mitgewirkt hätten, den Glauben an die blutigen Mahlzeiten zu nähren; und es mag sein, daß derlei mit im Spiel war. Denn das kannibalische Mahl wird als der Verbrüderungsakt der Christen bezeichnet. Interessanter aber und wichtiger ist es, daß die Kirche hier an derselben Last wie die Synagoge zu tragen hat, und es klingt sehr wahrscheinlich, wenn wir hören, daß die Juden diese Gerüchte gegen die Christen ausgesprengt hätten.

Dagegen wurde den Christen allein vorgeworfen, daß ihr Gottesdienst zu Ausschweifungen im Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern Gelegenheit böte. Die Einzelheiten des angeblichen Verbrechens waren

wieder im Mund des Volkes. An die Leuchter, mit denen man das Gemach erleuchtete, wären Hunde gebunden und im gegebenen Augenblick würfe man ihnen Fleischstücke vor. Die Leuchter würden umgerissen, die Lichter dadurch verlöscht, und das wäre das Signal zum Beginn der christlichen Orgie. Mit widerlicher Lust gesellten sich die nächsten Verwandten zueinander, so daß also die böse Nachrede nicht nur darin gipfelte, daß die Christen heimlichen Ausschweifungen frönten; man warf ihnen Blutschande vor. Es läßt sich aber nicht bestreiten, daß mit dieser Nachrede, wenn auch in grausamer Entstellung, ein wunder Punkt des christlichen Gemeindelebens getroffen war: die bedenkliche Vertraulichkeit zwischen den christlichen Brüdern und Schwestern, die sich unter dem Einfluß des christlichen Enthusiasmus und der Enthaltsamkeit herausgebildet hatte.

Natürlich fehlte es nicht an aufgeklärten Männern, denen die Heilungswunder der christlichen Apostel und Propheten unglaubwürdig und lächerlich waren. Es konnte auch nicht verborgen bleiben, daß die Christen den Aufgaben des Lebens nicht ein solches Interesse entgegenbrachten wie andere Menschen, deren letzte Ziele in menschlichen Ehren und irdischen Gütern bestehen — es wurde alles beobachtet und zu Ungunsten der Gemeinde gedeutet. Wirklich gefährlich aber hätte es dem Christentum werden können, wenn es wegen seines Zusammenhangs mit dem Judentum als revolutionäre Partei aufgefaßt worden wäre. Der Vorwurf hätte leicht erhoben werden können. In den heidenchristlichen Gemeinden werden bis über das erste Jahrhundert hinaus Judenchristen gelebt haben, die den ganzen Jammer des jüdischen Volkes miterlebt hatten und von den alten Hoffnungen nicht lassen konnten. Aus der letzten Zeit des Judentums stammte jene Literatur, die in den christlichen Gemeinden ihre Leser fand, die Apokalypsen. Man nehme hinzu, daß die Christen den Kaiserkult ablehnten, daß sie die Heimlichkeit der Nacht für ihre Versammlungen benutzten, und daß sie sich durch eine unverhohlene Verachtung der Welt auszeichneten — es waren doch eine ganze Reihe von Gründen vorhanden, die für den staatsgefährlichen Charakter des Christentums hätten sprechen können.

Trotzdem hat man die Christen im allgemeinen für ungefährlich gehalten und ihnen eine politische Rolle nicht zugeschrieben. Die böse Erbschaft, welche die Gemeinden aus dem Judentum erhalten hatten, hat ihnen im ganzen nicht geschadet. Damit ist der Kirche ihr Recht

geworden. Denn soweit wir an der Literatur der heidenchristlichen Gemeinden Beobachtungen machen können, sehen wir überall das Bemühen der Christen, gute Bürger des römischen Reichs zu sein. Paulus hat dem Heidenchristentum Wege gewiesen, die von denen der jüdischen Vaterlandsfreunde weit ablagen. Man kann selbst an unsern Evangelien, die in den heidenchristlichen Gemeinden ihre letzte Fassung erhalten haben, das Bestreben wahrnehmen, die Religion in eine möglichst nahe Beziehung zu den Machthabern des Staates zu bringen. Sie sind bei der Erzählung des Prozesses Jesu sichtlich beflissen, Pontius Pilatus von der Schuld möglichst reinzuwaschen und alle Schuld den Juden aufs Haupt zu wälzen. Die christliche Legende hat später diese Tendenz noch weiter verfolgt, indem sie dem römischen Statthalter ein menschliches Interesse für Jesus zuschreibt, und auf seine Initiative die echten Bilder von Christus zurückführt, ihn von Wundern Jesu Bericht erstatten und schließlich aus Schmerz über sein Todesurteil sich selbst das Leben nehmen läßt.

Einen unzweifelhaften Ausdruck fand die Staatsfreundlichkeit der Christen in der Tatsache, daß man schon im ersten Jahrhundert die Bitte für den Kaiser und das Reich in das Kirchengebet aufgenommen hatte. „Laß uns deinem allmächtigen und herrlichen Namen, aber auch unsern Herrschern und Fürsten auf Erden gehorsam sein", — betete die römische Gemeinde[145] um das Jahr 95. „Du, Herr, hast ihnen kraft deiner erhabenen und unsagbaren Macht die Königsgewalt gegeben, auf daß wir der Majestät und Ehre, die du ihnen verliehen hast, inne werden und uns ihnen unterordnen, in nichts deinem Willen zuwider. Gib ihnen, Herr, Gesundheit, Frieden, Eintracht, Wohlergehen, daß sie die Herrschaft, die du ihnen verliehen hast, ohne Fehl führen. Denn du, himmlischer Herr, König der Weltzeiten, gibst den Menschensöhnen Herrlichkeit und Ehre und Gewalt über das, was auf Erden ist. Richte du, Herr, ihren Sinn nach dem, was gut und wohlgefällig ist vor dir, damit sie in Frieden und Sanftmut die Herrschaft, die du ihnen verliehen hast, fromm führen und deiner Gnade teilhaftig werden." Soviel wir wissen, ist das Gebet für den Kaiser auch in den Zeiten der Verfolgung nicht ausgesetzt worden. Man sah in ihm eine besondere christliche Pflicht; der Herr hatte geboten, die Feinde zu lieben.

Demgegenüber ließ sich der Vorwurf der Staatsfeindlichkeit auf die Dauer nicht aufrecht erhalten. Das Volk suchte sich also andere

Wege zur Verleumdung. Waren irgendwo elementare Unglücksfälle zu verzeichnen, Erdbeben, Seuchen oder Hungersnot, so wandte sich die Volkswut gegen die Christen, deren „Atheismus" den Zorn der Götter erregt hätte. Und war ein Christ den Behörden in die Hände gefallen, so reizte das Volk den Beamten zu einem möglichst schnellen und harten Richterspruch. Verfolgungen aller Art fingen an, sobald eine Gemeinde gegründet war. Paulus ermahnte die Thessalonicher, die eben Christen geworden waren, sich dadurch nicht beirren zu lassen. Man müßte die Betrübnis mit Freude im Heiligen Geist aufnehmen[146]. „Denn ihr selbst wißt, daß wir dazu da sind. Denn auch, als ich noch bei euch war, habe ich es euch vorher gesagt, daß wir leiden müssen, wie es auch geschehen ist und ihr wißt"[147]. „Ich kenne deine Werke und deinen Kampf und deine Geduld"[148] schreibt Johannes an die Gemeinde von Ephesus; in allen sieben Briefen der Offenbarung wird das Ausharren im Leiden als die Grundstimmung der Christen hingestellt. Man fühlte sich gedrückt und rechtlos. „Wenn einer dir das Deine genommen hat, so fordere es nicht zurück; denn du vermagst es auch nicht", sagt die Apostellehre[149]. Das ist auch die Stimmung der Bergpredigt: „Ihr sollt euch nicht wehren gegen das Unrecht. Sondern wer dich auf die rechte Backe schlägt, dem halte die linke hin. Und wer dich verklagen will, um deinen Rock zu bekommen, dem laß auch den Mantel. Und wenn einer dich für eine Meile pressen will, so geh mit ihm zwei. Wer dich bittet, dem gib, und wer etwas von dir leihen will, von dem wende dich nicht ab"[150]. Man tröstete sich mit dem Beispiel Jesu: „Wenn euch die Welt haßt, so bedenkt, daß sie mich zuerst gehaßt hat. Wenn ihr von der Welt wäret, so würde die Welt das Ihrige lieben. Weil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich euch von der Welt ausgelesen habe, deswegen haßt euch die Welt. Gedenket des Wortes, das ich zu euch gesagt habe: ein Knecht ist nicht mehr als sein Herr. Wenn sie mich verfolgt haben, werden sie euch auch verfolgen . . . Dies alles werden sie an euch tun um meines Namens willen"[151]. Die Verfolgungen waren die Nachfolge Jesu; sie waren zugleich die Vorboten des Endes aller Dinge. Je schwieriger die Lage auf Erden wurde, um so sehnsüchtiger richteten die Christen ihre Blicke auf den Herrn, der bald kommen und ihren Leiden ein Ende machen würde. Dann wird die Freude ewig sein und wer am meisten gelitten hat, bekommt die herrlichste Krone.

VIII. DIE AUSBREITUNG DES HEIDENCHRISTENTUMS

Ein Grieche oder Römer wird, wenn er in eine Christengemeinde eintrat, sich gesagt haben, daß er einen gefährlichen Schritt tat. Zumal wenn die Gemeinde am Ort schon längere Zeit bestand, so daß sich ihre Lage geklärt hatte, konnte es niemand verborgen bleiben, daß er mit der Taufe eine Fülle von Unbequemlichkeiten auf sich nahm, die leicht zu einer wirklichen Gefährdung des Besitzes und selbst des Lebens anwachsen konnten. Das Volk ertrug jeden religiösen Kult, nur den christlichen nicht, und der Staat verhängte seine Todesurteile ebenfalls nur gegen die Christen. Wir müssen uns daher die Frage vorlegen, welche Umstände es gewesen sind, die diese Ungunst der Lage überwunden haben. Es müssen außerordentlich wirkungskräftige Momente gewesen sein; denn es ist deutlich, daß die Gründungen der Apostel im römischen Reich nicht nur bestehen blieben, sondern im zweiten Jahrhundert nach allen Seiten hin anwuchsen und sich vermehrten.

Sehen wir zunächst von den Gründen ab, die den einzelnen in den Kreis der Christengemeinden führten und dort festhielten, so ist nicht zu verkennen, daß das Christentum eben dadurch Vorteil hatte, daß es im Munde der Leute war. Damit war eine Hauptbedingung für größere Erfolge erfüllt. Wir wissen alle, daß eine religiöse Gemeinschaft unter Umständen jahrhundertelang in der Stille bestehen kann, ohne Aufsehen zu erregen. Ihre Anhänger mögen die tüchtigsten Menschen sein und den besten Leumund haben — das wird der Ausbreitung ihrer Gesellschaft nichts nützen, wenn nicht noch andere Gründe hinzukommen, um sie bekannt zu machen. Sie mögen hier und da einen neuen stillen Freund und eine edle Gönnerin gewinnen: in die Volksmassen kommen sie nicht hinein. Das Christentum aber erregte von Anfang an Aufsehen. Bei seinem Ursprung rief es in Palästina leidenschaftliche Streitigkeiten hervor, die sich bald über die ganze jüdische Diaspora, d. h. aber über einen großen Teil der Kulturwelt fortpflanzten. In den meisten Städten des riesigen römischen Reiches — so darf man sagen — wurde seit den fünfziger Jahren des ersten Jahrhunderts heftig darüber gestritten, ob Jesus der Messias sei oder nicht. Die Ablehnung, welche das Evangelium von seiten der Synagoge erfuhr, war seiner Verbreitung vielleicht noch günstiger als die allgemeine Annahme gewesen wäre; es kam dadurch besser in

die alteingesessene Bevölkerung des Reiches hinein, als es an der Hand der Synagoge möglich gewesen wäre; zum mindesten aber bedeutete der grenzenlose Haß, mit dem die Juden die Kirche verfolgten, für das Christentum eine ständige Empfehlung, die um so wirksamer war, als das Ansehen der Synagoge nach den jüdischen Kriegen schnell sank. Durch die Feindschaft der Juden werden die Heiden in vielen Fällen erst auf die Kirche aufmerksam geworden sein.

Die tollen Gerüchte, die über die christlichen Gottesdienste verbreitet wurden, waren nicht minder geeignet, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. Dann kam dazu die schroffe Haltung des Staates und die entsprechenden Urteile der Behörden — es waren alles Dinge, die auf das Christentum hinwiesen und es in den Vordergrund des Interesses schoben. Man sprach vom Christentum in allen Schichten der Bevölkerung, und schon in dem Gerede über die Christen war einiges enthalten, was den religiös verlangenden Menschen stutzig machen mußte. Aus dem haßentstellten Bild, das man von den christlichen Versammlungen entwarf, leuchteten die Züge einer engen Gemeinschaft hervor, und was man ihnen im einzelnen vorwarf, war zu grob, als daß es ein ernster Beurteiler hätte glauben können, der die Christen und ihre Stellung zur Welt kannte. Es gab in der damaligen Welt Menschen genug, die sich von dem allgemeinen Urteil befreiten und Wert darauf legten, mit eigenen Augen zu sehen.

Wer dann ein näheres Interesse faßte und die christlichen Gottesdienste besuchte, mußte höchst eigenartige und mächtige Eindrücke erhalten. Zunächst negativer Art. Es fehlte das ganze Zubehör, das man vom Götterdienst her gewohnt war. Es gab keinen Tempel, es war kein Marmorbild zu sehen, niemand brachte Opfer und Weihrauch dar; es fehlte die nervenreizende Instrumentalmusik von Flöten, Tamburin und Becken. Die christliche Feier fand in einem Privathause statt, das seine gastlichen Pforten der Gemeinde geöffnet hatte, und statt der Kreatur betete man den unsichtbaren Gott im Himmel an. Welches anziehende Bild religiösen Lebens boten die Versammelten, die von allen Unterschieden des Ranges, Standes und Vermögens nach Kräften absahen und sich Brüder und Schwestern in Christus nannten. Wie werden die gemeinsamen Lieder, die gemeinsamen Gebete und die gemeinsamen Mahlzeiten den Fremdling angezogen haben. Was der einzelne Christ im Geiste erlebt hatte, wurde von der Gesamtheit nacherlebt und was er gesündigt hatte, wurde offen ausgesprochen

und von allen mitgetragen. Die gegenseitige Versorgung lief fast auf Gütergemeinschaft hinaus.

In den Gottesdiensten wurde die Gemeinde angewiesen, ihr Leben nach den strengen Grundsätzen des Christentums zu führen, und es wurde ihnen im einzelnen gesagt, was sie zu tun und zu unterlassen hätten. Eine strenge Sittenzucht, die man gegenseitig und öffentlich übte, sorgte dafür, daß es nicht bei den Worten blieb. Man wußte und sah es vor Augen, daß ein Verbrecher oder ein Schwindler, oder nur ein Mensch mit unordentlichem Lebenswandel auf die Dauer in der Gemeinde sich nicht halten konnte. Es ist nicht anders denkbar, als daß sich auch von hier aus Kräfte entwickelt haben, die der Ausbreitung des Christentums zugute kamen. Wir wissen alle, daß sittliches Heldentum imstande ist, sich Achtung zu erzwingen weit über die Kreise derer hinaus, die willens sind, sich ihm zu unterwerfen. Die Gemeinden müssen der sie umgebenden Heidenwelt gegenüber ein Selbstgefühl gehabt haben, das Bewußtsein einer inneren Überlegenheit, das sich in irgendeiner Weise in dem Auftreten der meisten von ihnen ausdrücken mußte. Sie werden damit auf die ernsteren Elemente der Bevölkerung Eindruck gemacht haben. Wer für sittliches Streben sich einen Sinn bewahrt hatte, konnte den Christen schwerlich seine Anerkennung versagen. Es gab aber damals in allen Kreisen der Bevölkerung viele Menschen, die Verlangen trugen nach sittlicher Reinheit. Sie werden von der Bußpredigt der Apostel aufs tiefste getroffen und in einem Augenblick für immer gewonnen sein. Wie in allen ausgesprochen religiösen Zeiten werden damals plötzliche Bekehrungen an der Tagesordnung gewesen sein, und auch Massenbekehrungen waren nicht ausgeschlossen, wenn sich einmal eine größere Anzahl von Heiden in einer christlichen Versammlung einfinden mochte.

Man denke ferner an die eigenartigen Erscheinungen des christlichen Enthusiasmus und die überwältigende Wirkung, welche dieselben auf religiös empfängliche Gemüter ausüben mußten. Die Persönlichkeiten der Apostel und Propheten, ihr Auftreten als Werkzeuge Gottes, ihre begeisterten Reden rissen zur Bewunderung hin und zwangen in ihre Nachfolge; die Taten, die sie im Geiste vollbracht hatten, gaben ihnen ein gewaltiges Ansehen. Wer noch nicht an die dunklen Gewalten der Dämonen glaubte, wurde durch die christlichen Geisteshelden davon überzeugt. Es schien wirklich die ganze Geisterwelt sich gegen

die kleine Schar der Gläubigen verschworen zu haben, um sie mit Plagen und Angriffen zu belästigen. Es schien aber andrerseits das alles nur dazu zu dienen, um die geistigen Kräfte des Christentums in helles Licht zu setzen. Der Christ konnte im Namen Jesu alles Böse überwinden, an dem Kreuze wurden die Anschläge des Satans zuschanden. Die christlichen Versammlungen waren das Schlachtfeld für die Gewalten des Himmels und der Hölle. Man sah es mit eigenen Augen: hier war die Stätte Gottes; das waren die Menschen, in denen Gott mit seinem Geiste Wohnung aufgeschlagen hatte.

Der Geist mit seinen Machttaten war aber nicht das Vorrecht einer Beamtenklasse; er hatte vielmehr das Streben, sich in weitesten Kreisen auszubreiten. Jeder Christ empfing den Geist in der Taufe, und es war bei keinem Täufling von vornherein zu sagen, in welchem Maße der Geist von ihm Besitz ergreifen werde und zu welchen Taten er ihn befähigen würde. Für Menschen, die nach einer persönlichen Wirksamkeit verlangten, eröffnete sich hier eine weite Bahn. Auch in dieser Beziehung gab es in den Gemeinden keinen Unterschied zwischen Mann und Weib, zwischen arm und reich, zwischen höheren Ständen, Freigeborenen und Sklaven. Jeder hatte seine Stelle nach dem Maß des Geistes, der in ihm wohnte, und jede geistliche Gabe wurde willkommen geheißen, wenn sie nur zur Erbauung der Gemeinde diente. Man konnte in kurzem sich eine Ehrenstellung sondergleichen erringen. Welche Aussichten boten sich hier für Männer und Frauen aller Art. Wer irgend ein kleines Talent hatte als Redner, als Dichter oder als Sänger, fand in der Gemeinde ein dankbares Publikun, und wer gar die Gabe besaß, Menschenseelen zu ergründen und zu leiten, fand ein großes Feld für seine Tätigkeit und konnte, wenn er Ernst und Ausdauer in der seelsorgerlichen Arbeit bewies, des Erfolges und der dankbaren Anerkennung sicher sein.

Eine der greifbarsten Wirkungen des religiösen Enthusiasmus, der in den Gemeinden lebte, war die erstaunliche Todesverachtung, welche die Christen bei den Martyrien zeigten. Bei dieser Gelegenheit traten sie mit den Kräften des Geistes in die Öffentlichkeit. Denn die Gerichtsverhandlungen fanden in der Regel auf dem Marktplatz oder gar im Theater und Amphitheater statt. Die peinliche Untersuchung, die Todesstrafe durch Enthaupten oder Verbrennen vollzog sich als öffentliches Schauspiel, und wenn ein Christ im Amphitheater mit den Tieren kämpfen mußte, sah ihm die ganze Stadt zu. Da konnte sich

jeder davon überzeugen, bis zu welchem schier unglaublichen Maße der religiöse Glaube imstande ist, die Leiden der Erde zu überwinden, wie aus der Überwindung der unmenschlichsten Schmerzen eine Sehnsucht nach dem Tode und selbst nach dem Leiden entstehen kann, aus den schrecklichsten Todesstrafen ein verklärter Tod, wie der Mut des Bekennens nicht gebrochen wurde, so daß der zu Tode Gequälte über alle zu triumphieren schien, über den Richter und seine Henker, über die Zehntausende der Zuschauer und über das ganze Heidentum — alles im Namen und in der Kraft Christi.

Es ist schließlich durchaus glaublich, daß die Märtyrerfreudigkeit der Christen sich gelegentlich in einer Suggestion ganzer Gemeinden zeigte. Als der Prokonsul Arrius Antoninus in Asien längere Zeit die Christen verfolgte, erschien eine große Volksmenge vor seinem Richterstuhl. Man sagte, es wären sämtliche Christen der Stadt und der Provinz gewesen, die sich durch einen Schwur verbunden hätten, gemeinsam in den Tod zu gehen. Er ließ einige von ihnen vorführen, und fertigte die übrigen mit einem Wort aus Juvenal ab: Ihr Ärmsten, wollte ihr sterben, so habt ihr ja Felsen und Stricke[152]. Das Vorgehen einer ganzen Gemeinde wie dies in Ephesus wird noch stärkeren Eindruck gemacht haben als das Martyrium einzelner Personen. Mag es viele gegeben haben, die den Entschluß einer religiösen Gemeinschaft, die Behörde um ihren Tod zu bitten, als Schwärmerei verurteilten, so darf doch nicht vergessen werden, daß wirkliche Todesverachtung immer Hochachtung hervorruft, selbst in weiteren Kreisen der Bevölkerung, die für religiöse Einwirkungen vielleicht unempfänglich sind. Vor allem aber geht von Massenbewegungen eine suggestive Kraft aus: rückhaltlose Begeisterung springt über auf empfängliche Gemüter wie ein elektrischer Funke. Man könnte sich denken, daß ein solches Vorgehen wie das der Gemeinde von Ephesus — es mag sich im einzelnen zugetragen haben wie immer — ihr mit einem Schlage mehr begeisterte Freunde gewonnen hat als eine jahrzehntelange Friedenszeit.

In den Gottesdiensten wurde der christliche Glaube gepredigt. Die Lehre von dem einen, unsichtbaren Gott im Himmel, dem Schöpfer und Regierer der Welt, wird zu den Stücken gehört haben, die man den Ankömmlingen in erster Linie mitteilte; denn man war gewiß, Verständnis dafür zu finden. Der Tempeldienst hatte sich überlebt, die Welt war reif für den Monotheismus. Die griechische Philosophie

hatte an diesem Punkt vorgearbeitet, ihre Ergebnisse waren schon in das Volk gedrungen, die christlichen Schriftsteller glaubten zu beobachten, daß die heidnische Bevölkerung heimlich den christlichen Gottesglauben teile, wie sich das zuweilen in unbewußten Momenten zeigte. Gibt es aber wohl einen Gedanken, der überwältigender und trostreicher zugleich ist als der christliche Vorsehungsglaube? Daß der allmächtige Schöpfer und Herr des Himmels und der Erde sich um den einzelnen Menschen sorgt, so arm und so gering er sein mag. Daß er sein Leben lenkt, alle Schicksale für ihn bereitet, seinen Erdenweg nach einem wohlerwogenen Plan gestaltet, so daß er schließlich zu einem seligen Ende führen muß. Wie wertvoll wird das Leben des Ärmsten als Schauplatz göttlicher Liebeserweise. Wie fühlt sich der Mensch über die irdischen Bedingungen seines Daseins hinweggehoben, wenn er Gottes Vaterhand fühlt, die ihn leitet und hält. Dieser christliche Glaube wurde von begeisterten Predigern als uralte Wahrheit hingestellt, die schon Moses geoffenbart wurde und seitdem in der Welt nicht untergegangen sei. Die ungebildeten Prediger der Christen riefen kühnlich die Weisheit der Griechen in die Schranken, wo sie ihnen widersprach; und wenn einige Philosophen der christlichen Erkenntnis nahegekommen waren, da glaubten die Christen nachweisen zu können, daß die Griechen bei den Ahnherrn des Christentums in die Schule gegangen wären. Wenn irgendwo, so arbeiteten an diesem Punkte die stärksten Lebenskräfte für das Christentum. Kein heidnischer Kult hatte etwas Ähnliches zu bieten wie diesen Glauben.

„Aber sollte der Heiland durch sein Bild im Evangelium nicht auch sein eigener Missionar gewesen sein? In den evangelischen Erzählungen erschien er als der Gute, der sich besonders der Geringen angenommen, die Elenden geheilt und die Mutlosen getröstet hatte, — mußte dieser nicht gerade die Geringen und Bedrückten in Scharen der neuen Religion in den Schoß führen? Die geringgeschätzte Menge hörte, daß um ihretwillen er sein Blut gegeben habe. Arme, mancherlei Verunglimpfungen ausgesetzte Sklaven, die niemals vor willkürlicher Mißhandlung sicher waren, vom Schicksal Gebeugte, Trauernde aller Art — welchen Trost hatten sie in der Anbetung der alten Götter finden können? Wesen, die mit Menschen nur die Leidenschaften und die Lust, niemals das gemeine Los geteilt hatten, — was kümmerte solche Glückselige die Not eines unglücklichen Sterblichen? Hingegen

dieser neue Gott: der hatte die Bitterkeit des menschlichen Schicksals kennen gelernt, war selbst verkannt, erniedrigt und mißhandelt worden: er wußte aus eigener Erfahrung, wie den Menschen in ihrer Trübsal zumute ist. Ihm konnten sie also mit großer Zuversicht ihre Kümmernisse offenbaren, bei ihm mußte Mitleid sein; und wenn er nicht alsobald erhörte, hatte das gewiß nicht den Grund, daß er sich der Elenden nicht erbarmte; nein, dann konnte man sicherlich dafür halten, daß eine Prüfung im Werke sei, ein Fall der göttlichen Zucht, aus welcher denen, die sie demütig hinnehmen, eine Frucht des Friedens und der Seligkeit erwachse"[153].

Es mag dahinstehen, in welchem Umfang die christlichen Prediger vor Außenstehenden von der christlichen Zukunftserwartung gesprochen haben. Mancherlei Erwägungen und vielleicht auch Erfahrungen mochten sie veranlassen, in der Mitteilung derartig aufregender Stoffe vorsichtig zu sein. Wo aber die Heiden etwas davon erfuhren, wird die Wirkung eine erschütternde gewesen sein. Auch dies war ein Punkt, dem gegenüber sich die Menschen entweder stark abweisensd oder aber innerlich ergriffen zeigen mußten: die Botschaft von dem baldigen Untergang der Welt läßt niemand kalt. In der Zeit der ersten römischen Kaiser werden freilich die Menschen bei weitem überwogen haben, die, des Erreichten froh, an eine Ewigkeit Roms und seiner Herrschaft gern glaubten und entgegenstehende Meinungen verlachten: aber es gibt in allen Zeiten hochstehender Kultur Schichten der Bevölkerung, die sich unbefriedrigt und zurückgesetzt fühlen, und bei tieferen Naturen verbindet sich die politische und soziale Unzufriedenheit leicht mit einem starken religiösen Verlangen nach einer besseren Welt. Wir haben mancherlei Anzeichen dafür, daß die Verkündigung der nahen Weltkatastrophe bei der Bevölkerung des römischen Reiches einem gewissen Verständnis begegnete. Wer aber diese Botschaft nicht von sich wies, der mußte davon im Innersten aufgerüttelt werden. Ein solcher Glaube ist imstande, den Menschen zu einer plötzlichen Besinnung,, zu einer radikalen Umkehrung seines ganzen Lebens, zu einer wirklichen und dauernden Bekehrung zu zwingen, also die Gemütsverfassung zu erzeugen, die mit einem Schlage aus einem Heiden einen Christen macht. Denn hier gab es kein Ausweichen: entweder gehörte man zu der Masse, die verloren geht, oder zu den wenigen, die gerettet werden, wenn Himmel und Erde vergehen; und der morgige Tag konnte für alle die Entscheidung bringen.

Fassen wir die verschiedenen Momente zusammen, so läßt sich nicht verkennen, daß die Botschaft des Christentums mit den stärksten Motiven auf die religiös empfänglichen Naturen in der damaligen Welt einwirkte. Mögen bei manchem Heiden, der in die Gemeinde eintrat, irdische Wünsche mitgewirkt haben, um seinen Entschluß zur Reife zu bringen: die Aussicht auf Versorgung durch die Gemeinde, die leichte Möglichkeit, zu Ansehen und Einfluß, ja zu einer Führerstelle zu gelangen; die rein religiösen Kräfte wirkten weit stärker und allgemeiner. Wer nach Gemeinschaft mit Gott verlangte, wer eine Sehnsucht nach sittlicher Reinheit in sich trug, wer das Bedürfnis empfand nach einem engen Zusammenleben mit gleichgesinnten Genossen, der trat in die Gemeinde ein. Mehr Arme als Reiche, mehr Frauen als Männer, aber es war keine Schicht der Bevölkerung ausgeschlossen und auf die Dauer unvertreten; denn das religiöse Bedürfnis war allgemein und ist nicht an Geschlecht und Stand gebunden. Für eine Gemeinde kann man sich keinen besseren Zuwachs denken, als wenn sie die religiösen Naturen aus allen Kreisen der Bevölkerung an sich zieht. Das Christentum eroberte die Welt als Religion, als religiöse Gemeinschaft, und durch seine eigenartigen religiösen Kräfte zeigte es seine Überlegenheit über alle andern Kulte. Die Bildung der Griechen und die Herrschaft der Römer hatte den Herzen der Menschen zu wenig gegeben, hatte die tiefsten Bedürfnisse des Volkes nicht erkannt. Die Menschen hungerten und dürsteten: hier war Brot zum Essen und frisches Wasser zum Trinken.

Es läßt sich nicht verkennen, daß es zum Teil dieselben Gründe waren, die einst dem Judentum seine erfolgreiche Mission in der griechisch-römischen Welt ermöglicht hatten: die religiöse Weltanschauung, die Betonung des sittlichen Lebens war dieselbe wie im Christentum und die Gottesdienste der Synagoge mögen der Kirche sehr ähnlich gewesen sein. Aber gerade dieser Vergleich zeigt alsbald die Überlegenheit des Christentums in seiner Mission. Das Christentum war nicht gedrückt von der Last der Vergangenheit einer alten Religion. Es stammte vom Judentum, aber es war ein neuer Sproß aus dem alten Stamm. Was seiner Ausbreitung förderlich war, hatte es übernommen, was ihr hinderlich war, hatte es abgestoßen. Die Kirche konnte mit gutem Gewissen, und selbst mit einem gewissen Recht, sich als eine alte Religion hinstellen, indem es auf die Erzväter und die Patriarchen als die Vorläufer des christlichen Glaubens hinwies, und doch

fehlte ihr alles Barbarische, national Beschränkte, alles was aus früheren Kulturstufen mitgeschleppt und heilig gesprochen war. Dagegen mangelten dem Judentum die Kräfte des Enthusiasmus, welche die Augen der Bevölkerung auf das Christentum hinzogen und so viele in seinen Bann zwangen. Die jüdische Mission wäre dem christlichen Wettbewerb auf die Dauer nicht gewachsen gewesen. Zu einem wirklichen Wettkampf ist es freilich nicht gekommen, da das Judentum nach den jüdischen Kriegen seine Mission freiwillig aufgab.

Wenn wir uns einen Überblick über die geographische Verbreitung der alten Heidenkirche verschaffen wollen, müssen wir uns vor allem daran erinnern, daß die christliche Mission im allgemeinen in den Bahnen der jüdischen Diaspora lief, und daß ihr damit die Wege durch das ganze Reich vorgezeichnet waren. Man braucht damit nicht anzunehmen, daß die Botschaft von Christus sogleich in den äußersten Enden der damaligen Welt, wo Zeugnisse für das Vorhandensein von Juden gefunden worden sind, gepredigt wurde, wie etwa im südlichen Arabien, in Äthiopien oder in den Griechenstädten nördlich des Schwarzen Meeres; wohl aber dürfen wir uns vorstellen, daß auf den Hauptstraßen, wo sich die pharisäischen Missionare bewegten, alsbald christliche Apostel ihnen gefolgt sind.

Gehen wir von Palästina aus und erinnern wir uns, daß die Landschaften im Norden des Heiligen Landes, Phönizien und Syrien, sofort von der christlichen Mission besetzt wurden, so haben wir von Antiochien aus vor allem die alte Handelsstraße nach Osten, in das Zweiströmeland, zu berücksichtigen; wir dürfen voraussetzen, daß in den dortigen Synagogen das Christentum sehr früh gepredigt worden ist und Fuß faßte. Nicht umsonst erwähnt die Pfingstgeschichte unter den ersten Zuhörern der Apostel „Parther und Meder und Elamiter und die da wohnen in Mesopotamien“[154].

Von Antiochien nach dem Westen, nach Kleinasien hin, war Paulus gezogen, zuerst auf dem Seeweg über Zypern, später zu Lande über Zilizien. Auf seinen wiederholten Reisen zog er die Kreise seiner Mission weiter. Zuerst predigte er nur in den südlichen Landschaften, Pisidien und Lykaonien; auf der zweiten Missionsreise zog er schon quer durch Kleinasien, trug das Evangelium hinüber nach Europa, durch Mazedonien hindurch bis ins Herz von Griechenland. Die dritte Missionsreise galt der Westküste Asiens, besonders Ephesus und seiner Umgebung. Inzwischen hatten andere Missionare in Rom eine Ge-



1. 2. GNOSTISCHE AMULETTE / 3. 4. SIEGELSTEINE
5. MÜNZE KONSTANTINS MIT DEM LABARUM



meinde gegründet, Paulus spannte seinen Bogen weiter, er richtete seine Blicke auf Spanien, um dort zu missionieren. Man weiß nicht, ob er dorthin gekommen ist, aber man sieht: es hat mindestens nicht viel daran gefehlt, daß das Evangelium innerhalb des ersten Menschenalters seines Bestehens von der Ostküste des Mittelmeeres, seinem Geburtsland, bis an die äußerste Westküste, bis nach Spanien, gelangt ist.

Der Weg von Palästina nach dem Süden wird schwerlich später eingeschlagen worden sein. Von Syrien nach Ägypten fuhren die Schiffe in wenigen Tagen, und die Verbindung war die lebhafteste. Alexandrien war durch seine ungewöhnlich große Judenschaft ein nahegelegenes und vortrefflich geeignetes Reiseziel für christliche Apostel. Wenn Paulus niemals dorthin gereist ist, wird er seinem Grundsatz gefolgt sein, nicht auf fremdem Acker zu arbeiten. Apollos hatte in seiner Heimat Alexandrien das Christentum kennen gelernt, also spätestens Anfang der fünfziger Jahre. Man beachte auch, daß die Pfingstgeschichte erzählt von Bewohnern von „Ägypten und dem libyschen Lande bei Kyrene“[154]. Das Christentum muß sehr bald dorthin gelangt sein, wo das Judentum ihm den Acker so tief gepflügt hatte. So bleibt von den großen Mittelmeerländern fast nur Afrika übrig, wo die alten Zeugnisse fehlen. Aber das Ausbleiben der Nachrichten kann auf zufälligen Ursachen beruhen und unter Umständen nichts besagen. Es müßte merkwürdig zugegangen sein, wenn die christliche Mission eine so blühende Provinz, die dem Mittelpunkt des Reiches so nahe lag, nicht noch im ersten Jahrhundert erreicht hätte, und das Judentum war dort ebenfalls vorangegangen.

Noch in andrer Weise ließ sich das Christentum von der Synagoge die Wege weisen. Die Juden der Diaspora waren schon damals wesentlich Handelsleute und Geschäftsmänner und darum vorzugsweise in den Städten des Reiches angesiedelt. Das Christentum hatte keine besonderen Gründe, wenn es ebenfalls die Mittelpunkte des Verkehrs aufsuchte; es wurde von selbst dazu gedrängt, indem es den Synagogen nachging. So ist es fast von Anfang an eine großstädtische Religion geworden. Es besetzte die Hauptstädte der Provinzen, und drang von da aus in die Landbevölkerung ein. Man sieht leicht ein, wie sehr diese unbeabsichtigte Strategie der Verbreitung des Christentums günstig sein mußte. In den Städten war man in den Mittelpunkten des Verkehrs und der geistigen Interessen, hatte eine große

Bevölkerung vor sich, auf die man seine Predigt richten konnte. Von den Städten aus wurde das Land regiert und verwaltet; die Kanäle geistigen Lebens, die sich von da aus in die Provinzen ergossen, waren zahlreich. Das Christentum konnte sich von der Hauptstadt her leicht in der Provinz verbreiten, während der umgekehrte Weg ungleich schwieriger gewesen wäre. Wenn die christlichen Apostel sich im einzelnen gegenseitig viel gestört und im Wege gestanden haben, da jeder nach eigenem Plan arbeitete, ohne sich um seine Mitarbeiter zu kümmern, so wird die gleiche Taktik, die sie alle befolgten, die kleinen Fehler reichlich aufgewogen haben. Ein Staatsmann hätte in wohlerwogenem Plane nicht besser verfahren können, als sie ohne Überlegung taten. Sie gründeten im ganzen Reich an den wichtigen Punkten lebensfähige Gemeinden, von denen aus das Land leicht zu erobern war.

Über die Größe der Gemeinden in dieser Zeit läßt sich schwer etwas Allgemeines und Bestimmtes sagen. Die wenigen Notizen, die wir haben, und die Schlüsse, die wir ziehen dürfen, zeigen indes, daß das Christentum von Anfang an nicht unbedeutend war. In der allerersten Zeit, noch ehe Paulus Christ wurde, als sich selbst Jakobus, der Bruder des Herrn, noch nicht in den Dienst seiner Sache gestellt hatte, war Christus mehr als fünfhundert Brüdern auf einmal erschienen, einer Gemeindeversammlung. Sie mag in Galiläa oder in Jerusalem versammelt gewesen sein, uns kommt es hier mehr auf die Zahl als auf den Ort an: schon kurz nach Jesu Tod existierte eine Christengemeinde von fünfhundert Personen, und es wird vielleicht nicht einmal die einzige gewesen sein, die es damals gab. Im Jahre 55 werden die Judenchristen in Palästina mit einem allgemeinen Ausdruck als viele Zehntausende bezeichnet[155]. Bei den paulinischen Briefen denkt man an Gemeinden von einigen hundert Personen, und man kommt auf dieselbe Schätzung, wenn man an die gottesdienstlichen Verhältnisse der Gemeinden denkt. Eine größere Zahl braucht auch Tacitus nicht im Auge gehabt zu haben, wenn er sagt[156], daß der Verfolgung Neros eine „gewaltige Menge" von Christen zum Opfer gefallen sei.

Eine nähere Schätzung im einzelnen wie im ganzen ist unmöglich, da die Nachrichten über die Zahl der Gemeinden zufällig und lückenhaft sind, und wir außer dem Angeführten keinerlei Maßstab für die durchschnittliche Größe der Gemeinden haben. Aber soviel ist deutlich:

die Erfolge der christlichen Mission waren schon in den ersten hundert Jahren ihres Bestehens erstaunlich groß, und man hatte in den Gemeinden selbst ein Bewußtsein davon. Die Offenbarung des Johannes, die kurz vor dem Jahr 100 geschrieben ist, sieht vor dem Thron des Lammes stehen „eine große Menge, die niemand zählen konnte, aus allen Nationen, Stämmen, Völkern und Sprachen“[157] — das ist die Christenheit aus den Heiden, und der Prophet Hermas, der seine Offenbarungen nicht viel später hatte, schaut einen Weidenbaum, „der Täler, Berge und die ganze Erde beschattet“ — das ist „der Sohn Gottes, der gepredigt wird bis an die Enden der Erde“[158]. Die Schilderung des Weltuntergangs im Evangelium erhielt damals den Zusatz: „Vorher muß unter allen Heiden das Evangelium verkündet werden“[159]. Wer diese Worte schrieb, hielt es nicht für unmöglich, die christliche Botschaft noch allen Heiden anzubieten, auch wenn der Herr schon vor der Türe stand.

DRITTES KAPITEL

DAS ENDE DES JUDENCHRISTENTUMS

Inzwischen rückte die Schicksalsstunde des jüdischen Volkes immer näher heran; im August 66 kamen die lange aufgespeicherten Zündstoffe zur Entzündung. Die Patrioten in Jerusalem ermordeten die Römer und bemächtigten sich der Stadt, ihrer Paläste und Festungswerke. Der Aufstand pflanzte sich fort über das jüdische Gebiet, Judäa, Galiläa und Peräa; selbst Samarien tat mit, wenn auch für sich als besondere Gruppe, aber von demselben großen Haß beseelt. Es dauerte vier volle Jahre, bis zum August des Jahres 70, bis es den Römern gelang, den gefährlichen nationalen Aufstand durch die Zerstörung Jerusalems zu beendigen. Es waren vier entsetzliche Jahre des Mordens und Brennens für das jüdische Volk. Nachdem die Blutgier gegen die Römer in den ersten Massenmorden gestillt war, wüteten die Parteien des Volks gegeneinander mit kaum verminderter Mordlust; und dann kam die römische Armee, die langsam und planmäßig von Norden nach Süden vorrückte, einen Haufen nach dem andern schlug, der sich ihr entgegenstellte, schließlich das Land als eine Trümmerstätte verließ, und die noch lebenden Juden als Sklaven mitnahm oder verkaufte.

Auf Taf. 8 ist ein Teil des Triumphzuges dargestellt, den Titus nach der Zerstörung Jerusalems in Rom veranstaltete. Römische Soldaten in Festkleidern und mit Lorbeerkränzen im Haar, tragen auf Bahren die Beutestücke aus dem Tempel, zuerst den goldenen Schaubrottisch, in dessen Untersatz zwei silberne Halljahrsposaunen kreuzweise eingeschoben sind, dann den goldenen siebenarmigen Leuchter. Auf dem Schaubrottisch stehen zwei Weihrauchgefäße. Die drei Tafeln auf den langen Stangen enthielten Inschriften, welche die Zuschauer auf die Bedeutung der Beutestücke hinwiesen. Der Zug biegt gerade in ein Tor ein, eben den Titusbogen. — Auf der gegenüberliegenden Wand des Bogens ist der Triumphator selbst dargestellt.

Für die christliche Gemeinde in Jerusalem war es eine schwierige Frage, wie sie sich ihre Stellung bei dem Aufstand wählen sollte. Ihre Mit-

glieder waren als geborene Juden national gesinnt, so daß sie den Haß gegen die römische Herrschaft mitempfanden. Und warum sollen in ihren Reihen Männer gefehlt haben, die zu Ausschreitungen zu entflammen waren? War doch unter Jesu eigenen Jüngern schon ein ehemaliger Zelot gewesen. Und doch wirkten bei dem jüdischen Aufstand einige Momente mit, die bei allen Christen Bedenken erregen mußten. Bei dieser Revolution spielten religiöse Hoffnungen eine große Rolle. Das Volk in Stadt und Land wäre schwerlich zu einem so wahnwitzigen Unternehmen zu begeistern gewesen, wie es der Aufstand gegen Rom war, wenn nicht die alten Weissagungen auf den Messias ihm das Trugbild vor die Augen gestellt hätten, daß in der letzten Stunde der Not Gott selbst durch seinen Gesalbten für sein Volk eintreten werde. Diesem Glauben aber mußten die Christen widersprechen; sie glaubten an den Messias Jesus und erwarteten die Zukunft mit stiller Sehnsucht vom Himmel her, ohne menschliche Gewalttaten.

Solche halben Anhänger, wie sie die Kirche der Christen im besten Fall der Aufstandsbewegung zur Verfügung gestellt hätte, konnte die jüdische Revolution nicht brauchen. Man war weit davon entfernt, jeden willkommen zu heißen, der vielleicht mittun wollte. Die Gegensätze im eigenen Hause waren in dieser wilden Zeit nicht vergessen; die Parteien standen einander schärfer gegenüber als je. Und kurz vor Beginn des Aufstandes hatte noch der Christenhaß ein Opfer gefordert in der Ermordung des christlichen Oberhauptes, Jakobus des Gerechten, der bis dahin als unantastbar gegolten hatte. Fast dreißig Jahre lang hatte der älteste Bruder Jesu an der Spitze der Gemeinde von Jerusalem und damit der ganzen Christenheit gestanden. Er war eine Persönlichkeit, die es verstanden hatte, nach allen Seiten Ehrfurcht zu gebieten; jetzt, in seinem Greisenalter, wurde er ein Opfer des jüdischen Hasses. Wir haben zwei verschiedene Berichte über seinen Tod, den einen von dem jüdischen Schriftsteller Josephus, den andern, späteren, von dem Christen Hegesippus. Nach Josephus hätte der Hohepriester Hannas einen günstigen Augenblick, als gerade kein römischer Landpfleger in Judäa war, dazu benutzt, Jakobus zu beseitigen[1]. Viel ausführlicher ist die Erzählung des Hegesippus[2]. Danach wäre Jakobus ein Opfer der Volkswut geworden. Der Pöbel von Jerusalem hätte ihn zu einem Zeugnis gegen Jesus veranlassen wollen. Man hätte ihn auf einen Ausbau des Tempels gestellt, damit

er zum Volk rede, er aber habe mit lauter Stimme gesprochen: Was fragt ihr mich wegen Jesu, des Menschensohnes? Er sitzt im Himmel zur Rechten der großen Kraft und wird jetzt kommen auf den Wolken des Himmels. Die Christen unter den Zuhörern stimmten ein Hosianna dem Sohne Davids an, die Pharisäer aber stürmten auf seinen Platz hinauf, und stürzten ihn von oben herab. Er kam noch lebend unten an und betete dort auf den Knieen liegend zum letzten Mal für das Volk, während man anfing ihn zu steinigen. Vergebens suchte ein Priester aus der Genossenschaft der Rechabiter die Greueltat zu verhindern: ein Walker trat an den röchelnden Greis heran und erschlug ihn mit seinem Walkholz. An der Stelle, wo er starb, wurde er begraben, und noch nach der Zerstörung Jerusalems zeigte man das Grab des Jakobus an der Mauer des Tempels.

Man war damals viel Blutvergießen gewöhnt; aber die Steinigung des Jakobus erschien den Zeitgenossen als eine so unerhörte Tat, daß man die Zerstörung Jerusalems als die Strafe des Himmels für diesen Frevel ansah. So urteilten auch die Juden, und das zeigt zum letztenmal, in wie einzigartiger Weise dieser Bruder Jesu es verstanden hatte, Jude und Christ zu gleicher Zeit zu sein und von beiden Lagern als ein Führer anerkannt zu werden.

Der christlichen Gemeinde mag dieser Schlag, der sie ihres Oberhauptes beraubte, gezeigt haben, welches Schicksal ihrer wartete, wenn sie in Jerusalem aushielte. Es drang bei ihr vollends die Überzeugung durch, daß es nicht Gottes Wille sei, zum Schwert zu greifen. „Wer zum Schwert greift, soll durchs Schwert umkommen", hatte Jesus gesagt[3]. Angewidert durch das Getriebe der Patrioten, die, von Messiassen und Propheten geführt, in Rotten durch das Land zogen und die Stadt in immer erneuten Stößen beunruhigten, zogen sich die Christen, einer göttlichen Weisung folgend, nach Pella in das Ostjordanland zurück. Das lag außerhalb des Aufstandsgebiets; dort war man sicher vor den Volksgenossen und vor den Römern.

Mit deutlichen Worten signalisieren unsre Evangelien diese Ereignisse. „Wenn ihr nun den Greuel der Verwüstung stehen seht an heiliger Stätte, von dem gesagt ist durch den Propheten Daniel — der Leser merke darauf — dann sollen die Leute in Judäa auf die Berge fliehen; wer auf dem Dach ist, soll nicht herabsteigen, die Sachen in seinem Hause zu holen, und wer auf dem Felde ist, kehre nicht heim, seinen Mantel zu holen. Wehe aber den schwangeren Frauen und den stil-

lenden Müttern in jenen Tagen. Betet aber, daß eure Flucht nicht im Winter oder am Sabbat geschehe, denn es wird eine große Drangsal sein, wie keine war von Anfang der Welt bis jetzt und auch keine sein wird. Und wenn die Tage nicht verkürzt würden, so würde kein Fleisch gerettet; doch wegen der Erwählten werden jene Tage verkürzt."[4] Das ist die Parole, die damals ausgegeben wurde, von der Gemeinderegierung in Jerusalem an die christlichen Landbewohner in Palästina. Nicht durch Zufall ist sie noch in unsern Texten mit dem Ausrufungszeichen: „Der Leser merke darauf!" versehen. Wer in der Stadt ist, soll sie verlassen, und wer auf dem Lande ist, soll nicht hineinziehen[5] — also gerade umgekehrt wie die Juden taten, die damals in die Stadt strömten, um hinter ihren Mauern Sicherheit zu suchen. Die Christen wußten aus Jesu Munde, daß jede Hoffnung auf Erhaltung der heiligen Stadt vergeblich war; und es war höchste Zeit, das Notwendigste zu retten. Die Flucht muß auf der Stelle vor sich gehen. Jeder soll sein nacktes Leben in Sicherheit bringen auf dem Gebirge, und wer verhindert ist mitzufliehen, soll ohne Erbarmen zurückgelassen werden, auch wenn es eine junge Mutter ist. Es ist eine Warnung in allerletzter Stunde; durch ein geoffenbartes Wort Jesu sollen die Seinen vor dem drohenden Untergang bewahrt werden.

Man darf die Frage aufwerfen, ob die kleinen Gemeinden in Palästina alle der Weisung gefolgt sind. War die Abhängigkeit von Jerusalem so stark, um andere Stimmen zum Schweigen zu bringen, auch die der eigenen Propheten, die vielleicht nicht weniger als die Juden von dem endlichen Sieg Israels träumten? Wir haben keine Beweise dafür, aber wir dürfen vermuten, daß es damals viele Christen in Palästina gab, die, als die letzte Stunde ihres Volkes schlug, sich nicht von der Heimat und den Volksgenossen trennen mochten, und noch weit größer wird die Zahl derer gewesen sein, die halb gegen ihren Willen in den Strudel mit hineingerissen wurden. So werden unter den Greueln des Krieges manche Gemeinden und viele kleine Gruppen von Judenchristen mit zertreten worden sein, von denen die Überlieferung nichts erhalten hat. Denn das ist gewiß: wer gegen jene Weisung der Evangelien handelte, war unrettbar verloren. Die römische Armee machte keinen Unterschied zwischen Juden und Judenchristen. Mitgefangen, mitgehangen. Als der Krieg zu Ende ging, im Jahre 70, war in den alten Gebieten von Palästina ein Christentum nicht mehr vorhanden. Der jüdische Aufstand und der jüdische Krieg hatten es vernichtet.

Man hat bisher einer späten Nachricht[6] vielfach Glauben geschenkt, daß die Gemeinde der Hauptstadt alsbald nach der Zerstörung wieder nach Jerusalem zurückgekehrt wäre. Aber war die Möglichkeit dazu vorhanden? Jerusalem war ein Trümmerhaufe, in dem nur die römische Legion ihr Lager aufgeschlagen hatte, und es ist die Frage, ob man dort eine Gruppe Juden sogleich wieder geduldet hätte, die noch immer auf die baldige Herabkunft des Messias wartete. Man muß daher diese Nachricht mit zweifelnden Augen ansehen, ebenso wie die andere[7], daß die christliche Synagoge, die auf dem Zion gelegen hätte, von der Zerstörung der Stadt nicht mitbetroffen worden wäre.

Dagegen ist die Tatsache gesichert, daß der Mittelpunkt des Judenchristentums fortan im Ostjordanlande lag, wohin er seit dem Auszug nach Pella verlegt worden war. Man wird sich dort bemüht haben, die Verwüstungen des Krieges zu heilen und die zerstreuten Christen, die etwa in die Heimat zurückkehrten, aufs neue zu sammeln und zu organisieren. Denn es war fast alles dahin, was man während eines Menschenalters gesät und gepflanzt hatte, die christlichen Gemeinden im Heiligen Lande, und es waren wenig Männer vorhanden, die sich zu Führern eigneten.

Ob von den alten Aposteln Christi noch einer am Leben und in Palästina war, wissen wir nicht. Die Familie Jesu scheint nur aus wenigen Häuptern bestanden zu haben; wir hören von Symeon, dem Sohn des Klopas, einem Vetter Jesu, und von zwei Enkeln des Judas, der ein Bruder Jesu gewesen war. Sie hießen Zoker und Jakobus, und lebten als kleine Bauern auf einem Gütchen in Galiläa. Familienstolz war in ihnen trotzdem lebendig; sie ließen sich „Kinder vom Hause" nennen, und es besteht die Überlieferung, daß auf ihre Bemühungen die Stammbäume Jesu zurückgehen, die bei Matthäus und Lukas erhalten sind. Die römische Polizei wurde auf ihre Ansprüche aufmerksam, und da sie jüdischen Thronanwärtern eine besondere Aufmerksamkeit widmete, mußten sich die Enkel des Judas als Nachkommen Davids verantworten. Ihre schwieligen Hände, die von eigenhändiger Landarbeit zeugten, und die treuherzige Darlegung ihrer Vermögensverhältnisse redeten eine so deutliche Sprache, daß man sie unangefochten wieder entließ. Nach der Erzählung des Hegesippus hätte der Kaiser Domitian persönlich über sie zu Gericht gesessen.

Als eine ähnliche Persönlichkeit wie die Enkel des Judas werden wir uns Symeon, den Vetter Jesu, zu denken haben, den man nach der

Zerstörung Jerusalems zum Nachfolger des Jakobus erwählte. Man machte also noch einen Versuch, den Familienpatriarchat zu erneuern. Gewiß wird man sich der Tradition soweit bewußt gewesen sein, daß man Symeon als das Oberhaupt aller judenchristlichen Gemeinden ansah, und es mögen auch noch Bestrebungen lebendig gewesen sein, die den Stuhl von Jerusalem, der jetzt im Ostjordanlande stand, als die maßgebende Stelle für die ganze Kirche gelten lassen wollten. Es war aber in jenen Zeiten kaum die Möglichkeit vorhanden, weitgehende Ansprüche geltend zu machen. Man hatte in Palästina selbst alle Hände voll zu tun, und keine Veranlassung, sich um die überall aufblühenden Gemeinden im Reich zu bekümmern. Der lange Patriarchat des Symeon von dreißig oder mehr Jahren wird eine Zeit schweren und langsamen Wiederaufbaus gewesen sein. Schließlich wurde auch er von den Juden bei der Regierung verdächtigt, und — wie es heißt, als Nachkomme Davids — zum Kreuzestode verurteilt. Er hatte ein sehr hohes Alter erreicht, man sprach von 120 Jahren, und die Standhaftigkeit, mit der der Greis die mehrtägige Qual des Todes ertrug, soll Bewunderung erregt haben. Sein Richter war der Statthalter Atticus, und man wird daraus schließen dürfen, daß sich Symeon kurz vor seinem Tode in Judäa aufgehalten hat. Das geschah schon unter der Regierung Trajans. Die oben genannten beiden Enkel des Judas haben nach ihrer Freisprechung verschiedenen Gemeinden vorgestanden, da sie sich als Verwandte Jesu und als Märtyrer eines doppelten Ansehens erfreuten. Julius Afrikanus nennt Nazareth und Kochaba bei Damaskus als ihre Gemeinden[8]. Sie sind die letzten Mitglieder der Familie Jesu, von denen wir hören. Man möchte fast vermuten, daß mit ihnen die Familie ausgestorben ist, die der Welt den Messias geschenkt hatte.

Die jüdischen Hoffnungen waren mit der Katastrophe des Jahres 70 noch nicht begraben. Unter Trajan erfolgte ein neuer Aufstand der Juden im ganzen Orient, und unter Hadrian wütete in Palästina von 130 bis 135 der Barkochbakrieg, vielleicht der gefährlichste der jüdischen Kriege. Es waren aufs neue schlimme Zeiten für die Christen in Palästina. Simon Barkochba, der Messias, der König der Juden — wie er sich nannte — suchte sie mit grausamen Mitteln zum Abfall zu bewegen. Als endlich Julius Severus, der beste General Hadrians, den Aufstand niedergeschlagen hatte, wurden auch die letzten Erinnerungen an den jüdischen Staat in Palästina entfernt. Das Land hieß

fortan Syria Palaestina, Syrien der Philister; die Stadt Jerusalem verlor ihren mehr als tausendjährigen Namen und wurde nach dem siegreichen Kaiser Aelia Capitolina genannt, an die Stelle von Jahvehs Tempel auf dem Zion trat ein Tempel des Juppiter Capitolinus; vor seinem Eingang stand die Reiterstatue des Kaisers. Den Juden wurden die Tore der Stadt gesperrt, auf viele Jahrhunderte; über dem Haupttor, dem heutigen Jaffator, erinnerte sie das Marmorbild eines Schweines daran, daß Jerusalem für sie eine unreine Stadt sei. Die Geschichte des jüdischen Königtums schien gänzlich ausgelöscht zu sein; an seine Stelle war eine römische Provinzstadt getreten, die von der Geschichte des Bodens, auf dem sie stand, nichts wissen wollte.

Taf. 9 gibt ein Bild aus dem modernen Jerusalem, das besser als alles andere die weltgeschichtliche Bedeutung der Zerstörung Jerusalems zeigt. An einem wohl erhaltenen Stück der Mauer des alten Tempels, der sogenannten Klagemauer, versammeln sich noch heute die Juden, um den Untergang des Tempels zu beweinen. Man beachte die gewaltigen Steinblöcke im unteren Teile der Mauer: sie sind zum Teil vier bis fünf Meter lang.

Von diesen harten Maßregeln wurde das Judenchristentum ebenfalls betroffen. Da die Römer — nach einem bekannten Wort — gegen die Nation Krieg geführt hatten und nicht gegen die Religion, wird es kaum möglich gewesen sein, zugunsten der Juden christlichen Bekenntnisses Ausnahmen zu machen. Wir hören auch nirgends davon. Mindestens aber konnte die römische Regierung nicht gestatten, daß eine judenchristliche Gemeinde sich in Jerusalem niederließ. Sie mußte wohl in ihrem Zufluchtsort jenseits des Jordans bleiben. Dagegen bildete sich bald in der heidnischen Stadt eine heidenchristliche Gemeinde. Ihr erster Bischof hieß Markus, von dem wir ausdrücklich hören, daß er ein geborener Heide war, und unter seinen Nachfolgern ist kein einziger, dessen Name auf jüdische Abkunft schließen ließe. Es hat nicht lange Zeit gedauert, bis die heidenchristliche Gemeinde sich der christlichen Traditionen der Stadt bemächtigte, und Jakobus, Symeon und die andern judenchristlichen Oberhäupter als die Vorgänger ihrer eigenen Bischöfe ansah. Jerusalem blieb also der Stuhl des Jakobus und das Judenchristentum östlich des Jordans war damit vollends in den Winkel gedrückt: selbst seine großen Erinnerungen wurden ihm bestritten.

Man denke noch einmal zurück an die Zeiten Jakobus des Gerechten, um zu ermessen, wie sehr sich alles zu ungunsten des Judenchristen-

tums geändert hatte. Damals war man in Jerusalem geneigt gewesen, die Mission unter den Heiden zu verbieten, oder doch stark zu beschränken, und jetzt war Jerusalem selbst heidenchristlich, soweit es christlich war. Damals hatte Jakobus den Anspruch erhoben, als das Haupt der ganzen Kirche anerkannt zu sein, und er hatte ihn bis zu einem gewissen Grade durchgeführt. Solche Ansprüche pflegen stark an örtlichen Überlieferungen zu hängen, denn sie waren begründet in der Geschichte Israels und seiner heiligen Stadt. Nachdem der Tempel zerstört und Jerusalem ein Trümmerhaufe geworden war, schwand das Ansehen der Muttergemeinde des Christentums dahin. Einst war Jerusalem die heilige Stadt auch für die Christen gewesen, sie hatte die Erinnerung an Jesus bewahrt und die Tradition aufrecht erhalten. Jetzt war alles dahin. Die ersten Zeugen Jesu waren gestorben, die Gemeinden waren zersprengt. Die Familie Jesu verschwindet aus der Geschichte, und mit ihr die letzten Männer, die einen ererbten Anspruch auf Autorität erheben konnten.

Die Verhältnisse in Palästina werden zurückgewirkt haben auf die christlichen Gemeinden im Reich. Wahrscheinlich gab es dort noch manche judenchristliche Gemeinden, die von den Missionaren aus Jerusalem in den letzten Lebensjahren des Paulus gegründet worden waren. Sie verloren jetzt, da ihnen der Rückhalt in Jerusalem fehlte, das Bewußtsein, die allein echten Christen zu sein, das ihnen bis dahin ihre Stellung gegenüber den Gründungen des Paulus vorgeschrieben hatte. Die fleischlichen Hoffnungen Israels waren begraben, die Kirche aus den Heiden aber war sichtlich Gottes Werk, denn sie wuchs zusehends. Hin und wieder hört man auch später noch von Versuchen, jüdische Bräuche in christliche Gemeinden einzuführen. Ignatius muß die Gemeinde in Magnesia am Mäander vor Judaismus warnen[9], ebenso die Gemeinde in Philadelphia[10]; und die syrische Didaskalia ist sehr besorgt, daß ihre Gemeinden im Ostjordanland sich die Vorschriften der „Wiederholung des Gesetzes“ aufbürden lassen[11]. Derartige Einflüsse werden in der Regel durch Judenchristen vermittelt sein, und sie ließen sich leicht aus dem Alten Testament erweisen, das den Christen nicht minder heilig war als den Juden. Bei Ignatius scheint es sich um die Sabbatfeier zu handeln, in der syrischen Didaskalia spielen die jüdischen Reinigungsbräuche die Hauptrolle. Im ganzen ist ein Überwiegen des Judenchristentums in der späteren Zeit nur selten zu beobachten. Die Zerstörung Jerusalems bedeutete, wie man

oft gesagt hat, zugleich einen Sieg des Paulus über Petrus. Die judenchristlichen Gemeinschaften im Reich waren zum Aussterben verurteilt. Wo sie nicht durch besondere Bedingungen sich in ihrer Abgeschlossenheit erhalten konnten, schlossen sie sich der Heidenkirche an, der nun doch einmal die Zukunft gehörte.

Zahlreicher als die judenchristlichen Gemeinschaften werden gemischte Gemeinden gewesen sein, die von alters her einen judenchristlichen Bestandteil hatten. In ihnen wird das Bestreben, alles gemeinsam-christliche zu betonen, sich verstärkt haben, und die Lust, jüdische Besonderheiten hervorzukehren, gesunken sein. Wir bemerken in dieser Zeit um das Ende des ersten Jahrhunderts mehrfach geborene Juden, die ihre große geistige Begabung in den Dienst heidenchristlicher Gemeinden stellen. Solche Männer waren die Evangelisten Matthäus und Markus, die, beide jüdischer Abstammung, für heidenchristliche Gemeinden ihre Evangelien verfaßten. Ein solcher ist auch der Evangelist Johannes. Er ist in Palästina zu Hause, kennt dort Weg und Steg, vermag den Pharisäismus in seinen Forderungen und Hoffnungen richtig zu zeichnen, hat sich mit der jüdisch-alexandrinischen Philisophie vertraut gemacht — und doch sind ihm die Juden das verworfene Volk. Sie haben sich schon dem Herrn widersetzt, wie sie jetzt seine Jünger verfolgen. Die christliche Stimmung der Gegenwart beherrscht bei ihm die evangelische Geschichte von Anbeginn an. Alle diese Männer stammten aus einer andern Zeit und hatten ihr Christentum unter andern Bedingungen erhalten. Aber sie hatten sich der neuen Zeit gefügt, ihre Sonderbestrebungen fallen lassen, und sahen mit Stolz auf die Kirche der Heiden, deren Säulen sie geworden waren. Sie sicherten sich damit eine Rolle in der Welt, und wurden ein Segen für die Kirche. Denn das echte Verständnis des Meisters hatten doch in erster Linie die Männer, die mit ihm gegessen und getrunken hatten, die Jünglinge gewesen waren als er lehrte, und die das jüdische Volk gekannt hatten in seiner Schmach und mit seinem Sehnen, das zu lösen und zu erfüllen der Meister gekommen war. Die Judenchristen in der Kirche der Heidenchristen wurden die Träger einer lebendigen Überlieferung. Das Christentum aus den Heiden war in Gefahr, sich weit zu entfernen von dem Mutterboden des Christentums, obwohl es die Worte und Taten Christi in getreuen Aufzeichnungen besaß und sie sich sonntäglich vor Augen stellte. Die Einflüsse von allen Seiten waren so stark, die Beispiele der heidnischen Religionsgenossenschaften

so verführerisch, daß aus den christlichen Gemeinden höchst ungleichartige Gebilde werden konnten, die an ihren Ursprung nur schwache Erinnerungen bewahrten und untereinander alle Ähnlichkeit verloren. Wenn das Christentum in diesem gefährlichen Moment auf seinem geschichtlichen Boden stehen blieb, sich die echte Überlieferung an Jesus erhielt, das Alte Testament nach wie vor als Heilige Schrift anerkannte, die bewährten Einrichtungen der Synagoge zur Grundlage seiner eigenen heiligen Zeiten und Sitten werden ließ, so ist das dem stillen Einfluß der Judenchristen in der Kirche der Heidenchristen zuzuschreiben. Während das alte Judenchristentum bald in den Geruch der Ketzerei kam, sind diese großen Judenchristen, die sich dem siegreichen Heidenchristentum anschlossen, zu Führern der Kirche geworden, welche die Verbindung mit der Vergangenheit aufrecht erhielten und der Zukunft den Weg wiesen.

Nur die kleinen Gruppen des Judenchristentums im Norden und Osten Palästinas blieben unversöhnt. Sie bewahrten sich ihre Sonderüberlieferungen und widmeten der blühenden Heidenkirche einen planmäßigen Haß. Vor allem den Apostel Paulus verfolgten sie mit übelsten Nachreden. Von den Gemeinden im Reich wurden sie als wunderliche Gebilde betrachtet, die weder Juden noch Christen sein wollten, also keins von beiden wären. Man hatte ganz vergessen, daß sie die echten Nachkommen der ersten Gemeinde in Jerusalem waren. Paulus hatte der Entwicklung des Christentums eine so gewaltige Wendung gegeben, daß man über seine älteste Form zur Tagesordnung überging.

VIERTES KAPITEL

DIE AUSSCHEIDUNG DES HEIDENTUMS

I. DER CHARAKTER DER GNOSIS

Aus seiner schnellen Verbreitung in den Provinzen des römischen Reiches erwuchsen dem Christentum neue Gefahren.

Je umfangreicher die Gemeinden wurden, um so ausschließlicher wurde ihr heidenchristlicher Charakter. Sie ergänzten sich aus den religiös angeregten Kreisen des Heidentums, die früher in anderen Kulten ihre geistige Nahrung gesucht hatten; der Zuzug aus der Synagoge hörte auf, und die Fäden, welche das Christentum mit seinem Mutterboden verbanden, wurden schwächer. Die Männer, welche zu den Füßen der ersten Apostel gesessen hatten, starben aus, und die Erinnerung an sie erblaßte.

Noch wichtiger war, daß auch die Führer der Gemeinden einen anderen Charakter bekamen. Die alten Apostel und Evangelisten, Propheten und Lehrer waren entweder selbst geborene Juden gewesen oder hatten doch in der religiösen Weltanschauung des Judentums gewurzelt. Unter den großen Christen der zweiten Generation stehen noch die Judenchristen an erster Stelle. Neben ihnen wußten sich aber bald geborene Heiden geltend zu machen, und es war durch die Lage des Christentums gegeben, daß sie bald ganz an ihre Stelle treten mußten. Unter ihnen waren viele, die in den religiösen Überlieferungen des Heidentums aufgewachsen waren, sich mit philosophischen Studien beschäftigt und vielleicht gar in anderen Kulten eine Stellung als Lehrer und Priester eingenommen hatten. Sie waren nicht geneigt, das Christentum in derselben Weise von fremden Einflüssen abzusperren, wie es geborenen Juden selbstverständlich war, vielleicht sahen sie gar in der Einführung fremder Elemente eine Bereicherung ihrer eigenen Verkündigung. Bei der Entwicklung, welche das Christen-

tum nahm, aus der Enge Palästinas in die Weite des römischen Reichs, konnten sie unter den christlichen Lehrern als die modernen erscheinen, welche das Einleben der neuen Religion in der griechisch-römischen Kulturwelt befürworteten und erleichterten.

Die äußeren Bedingungen für die Wirksamkeit dieser heidnisch-christlichen Lehrer waren in den Gemeinden überaus günstig. Noch fehlten überall die Schutzmaßregeln, welche in späterer Zeit fremden Lehrern das Eindringen in die Gemeinden fast unmöglich machten. Die Versammlungen fanden in Privathäusern statt, wo jedermann auftreten konnte, der etwas zu sagen hatte: traf der neue Lehrer auf Widerspruch, so konnte er sich auf einen kleinen Kreis von Anhängern zurückziehen und dort seine Wirksamkeit um so kräftiger fortsetzen. Ein gewisses Maß von gemeinsamen religiösen Überzeugungen verband ohnehin alle die neuen Lehrer mit den alten Gemeinden. Alle waren Monotheisten und predigten das Heil durch Christus; sie traten als Apostel und Propheten auf und wiesen sich aus durch Gaben des Geistes. Viele von ihnen erlebten Visionen und Ekstasen, heilten die Kranken durch Auflegen der Hände und vermaßen sich gar, Tote zum Leben zu erwecken, sagten die Zukunft voraus und leiteten ihre Anhänger zu prophetischer Tätigkeit an. Alle diese charakteristischen Betätigungen einer enthusiastischen Religion waren in antiken Kulten so gut im Schwange wie im Christentum: trotzdem mag manchen Christen das neue Blühen der Geistesgaben als ein Wiederaufleben des ältesten Christentums erschienen sein. Unter den neuen Propheten traten wiederum die Frauen stark hervor, als heilige Seherinnen, deren Aussprüche man verbreitete und auslegte, aber auch als Apostel, die auf eigene Faust oder im Auftrage eines Meisters Missionsreisen unternahmen.

Die Kirche hat, so ziemlich von Anfang an, diese ganze Bewegung mit dem Namen der Gnosis bezeichnet, nach einem Schlagwort, das jene Kreise selbst im Munde führten. Sie behaupteten eine philosophische Einsicht in das Wesen der Dinge zu haben und glaubten daraufhin von den Vorschriften der Kirche dispensiert zu sein. Diese von ihr verabscheute Erkenntnis, die zugleich ein Deckmantel der Zügellosigkeit war, brandmarkte die Kirche mit dem Namen Gnosis. Durch den einheitlichen Namen könnte der Schein entstehen, als wenn die gnostische Bewegung eine einheitliche Erscheinung gewesen wäre, während es sich tatsächlich um eine Fülle verschiedenartiger Gebilde handelt.

Tausendfache Elemente antiker Religionen drängten sich an das Christentum heran. Sie hatten ihre Herkunft noch häufiger in orientalischen Überlieferungen als in den griechischen Kulten; im einzelnen widersprachen sie sich und hoben sich gegenseitig auf. Gemeinsam war ihnen nur das Bestreben, Einfluß auf die junge Kirche zu gewinnen und sie ihrer auf dem Boden des Judentums gewachsenen Überlieferungen zu entkleiden. Die Kirche sollte sich ausgleichen mit den anderen Religionen, die im römischen Reich sich ausbreiteten; sie sollte ihre starre Ausschließlichkeit aufgeben und sich auf einen Austausch ihrer religiösen Güter einlassen. Christus sollte eintreten in den weiten Göttersaal; man war bereit, ihm dort einen der ersten Plätze einzuräumen.

Man sprach von eigenartigen heiligen Handlungen, die an Stelle der christlichen Sakramente in den gnostischen Kreisen üblich waren. Die Markosier erteilten die Taufe „auf den Namen des unbekannten Vaters aller Dinge; auf die Wahrheit, die Mutter aller Dinge, und auf den, der auf Jesus herabgekommen ist“[1]; in anderen Zweigen waren noch andere und ausführlichere Taufformeln üblich, unter denen auch eine hebräische bekannt ist. Statt des Wassers glaubten manche eine Mischung von Wasser und Öl verwenden zu müssen, dem sie noch eine Salbung mit Balsam folgen ließen; andere meinten die Taufhandlung dadurch zu vervollständigen, daß sie im geeigneten Moment Feuer erscheinen ließen: sie wollten dem Wort des Evangeliums von der Feuertaufe gerecht werden. Die Elkesaiten hoben den Charakter der Taufe als Eintrittsakt auf, indem sie sie bei jeder Krankheit und bei jeder sittlichen Verfehlung aufs neue erteilten; Marcion erklärte eine dreimalige Taufe zur Vergebung der Sünden für möglich, andere glaubten mindestens auf dem Totenbett noch einmal eine Wiederholung der Taufe vornehmen zu müssen, wieder mit Öl und Wasser und unter Wiederholung der Taufformel; es ist die älteste Form der letzten Ölung in der christlichen Kirche: sie sollte der Seele den Heimgang zu Gott erleichtern. Wieder andere erklärten die Taufe, wie alle anderen heiligen Handlungen, für unnötig, da es allein auf die Erkenntnis ankomme.

Der Häretiker Markus scheute sich nicht, bei der feierlichen Versammlung zur Eucharistie seine Zuhörer mit Taschenspielerkünsten zu unterhalten. Während des Abendmahlsgebets ließ er den Wein im Kelch blutigrot werden, um zu zeigen, daß die „Gnade“ ihr Blut in



WEIHINSCHRIFT DES SEMO SANCUS DEUS FIDIUS / DIE JUSTIN DER MÄRTYRER AUF SIMON MAGUS BEZOG



BISCHOFSTUHL IN RAVENNA



den Kelch ergossen habe, oder er brachte einen großen Kelch zum Überfließen, wenn er ihn aus einem kleineren Becher anfüllte. Man hörte aber noch von ganz anderen heiligen Handlungen. In manchen Kreisen wurde eine geistliche Hochzeit gefeiert, in der Form einer irdischen; die Kirchenväter können sich nicht genug tun, ihren Abscheu auszudrücken über diese Schändlichkeiten. In der Tat handelt es sich hier um Gebräuche, die einer sehr tiefen Stufe der Religion angehören und von der Höhe der jüdisch-christlichen Überlieferungen möglichst weit entfernt sind. Die Lehre von den guten und bösen Geistern übertraf selbst die jüdische Engellehre an Reichtum. Unzählige heilige und unheilvolle Namen waren in den gnostischen Sekten bekannt und man bediente sich unverständlicher, geheimnisvoller Formeln, um sich ihrer Hilfe zu versichern. Eine Fülle von Zauberei drang in die Gemeinden ein: Totenbeschwörung, Liebeszauber, wirksame Kräuter, magische Zeichen, Zahlen- und Buchstabenspielerei, ein ganzer Hexenspuk verunreinigte die christliche Erkenntnis. Es scheint, daß auch der Glaube an die Wirkung der Gestirne von einigen Schulhäuptern verbreitet wurde: selbst die Astrologie hielt ihren Einzug ins Christentum. Man wundert sich schließlich nicht, daß von einigen Gnostikern auch die letzte Schranke beseitigt wurde, die den christlichen Kultus vom heidnischen trennte: nicht nur von den Simonianern, die in entfernterer Beziehung zum Christentum stehen, wird berichtet, daß sie Bilder und Statuen des Simon und der Helena sich anfertigen ließen nach dem Vorbild des Zeus und der Athena und daß sie ihnen Opfer, Spenden und Weihrauch darbrachten: auch die Anhänger des Karpokrates widmeten einem, wie sie behaupteten, echten Bilde Christi ihre Andacht und stellten es neben den Statuen des Pythagoras, des Plato und des Aristoteles in ihren Häusern auf. Es war bezeichnend, daß sie den Landpfleger Pontius Pilatus zum Urheber ihres Christusbildes machten; besser konnte der heidnische Staat seine Fürsorge für das Christentum nicht beweisen, als daß der Richter, der Christus zum Tode verurteilt hatte, zugleich seinen Anhängern die Möglichkeit verschaffte, ihm einen Kult in den üblichen Formen zu widmen.

Eine solche Statue des Simon Magus will Justin der Märtyrer (Apol. I, 26) auf der Tiberinsel in Rom gesehen haben; sie trüge die Inschrift Simoni deo sancto; Senat und Volk von Rom hätten sie errichtet (Apol. I, 56). Aber die Basis dieser Statue mit ihrer Inschrift ist wiedergefunden worden und sie zeigt, daß sie vielmehr den altrömischen Gott Semo Sancus Deus Fidius darstellte (Taf. 11, 1). Justin hat durch seine Unwissenheit eine Flut von Irrtümern verschuldet.

Die Weltanschauung der Gnostiker ist in ihren „Systemen“ enthalten. Nach alten heiligen Überlieferungen suchten sie das große Problem des Ursprungs der Welt durch die Annahme genealogischer Reihen von Kräften zu lösen. Dunkle Urtriebe brachten neue Äonen hervor, diese wieder andere, und so entstand durch ständige Weitererzeugung eine lange Reihe von göttlichen Mächten und Gestalten, die in einem tiefsinnigen Aufbau das Weltall in seinem ganzen Umfang zur Darstellung bringen. Mit diesem System von der Weltschöpfung pflegt die Lehre von der Erlösung aufs engste verbunden zu sein. In einem Brennpunkt des Systems pflegt Christus seine Stelle zu haben und im Kampf der Äonen wird die Sehnsucht der Seele nach der Erlösung und ihre Vollendung zur Anschauung gebracht. Mit der christlichen Überlieferung wurde das System dadurch verbunden, daß man seine Einzelheiten mit Schriftstellen belegte, indem man in beliebigen Zahlen der biblischen Erzählungen die Zahlen der Äonen wiederfand. Man machte die Entdeckung, daß der Zahlenwert der Buchstaben des Namens Jesus die Summe 888 ergebe, das Zauberwort Abrasax ober Abraxas die Summe 365 und verwandte auch diese Beobachtungen, um den Tiefsinn des Systems zu erläutern.

Auf diese spekulative Erkenntnis wurde der größte Wert gelegt. Jedes gnostische Schulhaupt konstruierte sein System, das eine spitzfindiger und feinsinniger als das andere. Sie wurden in besonderen Schriften niedergelegt und erläutert. Man versicherte, in ihnen wäre die eigentliche christliche Lehre enthalten. Denn Jesus habe im geheimen seinen Jüngern noch vieles überliefert, was nicht allgemein bekannt sei; es gehe heimlich von Hand zu Hand und bleibe so im engen Kreise seiner würdigsten Jünger. Er habe lange Zeit nach seiner Auferstehung auf Erden gelebt; die einen bemaßen diesen Zeitraum auf anderthalb, andere gar auf elf Jahre. Damals habe er seine tiefsten Erkenntnisse entwickelt und mitgeteilt.

Es liegt auf der Hand, daß in diesen Systemen wesentliche Stücke der christlichen Verkündigung preisgegeben waren. Mit der gnostischen Weltentstehung war der biblische Bericht von der Weltschöpfung nicht zu vereinen. Daß Gott die Welt in sieben Tagen erschaffen hatte, war ein Hauptsatz der jüdischen wie der christlichen Predigt; wer durch eine Genealogie von Äonen sich die Entstehung der Welt vorstellig machen wollte, mußte sich schon entschließen, die Heiligen Schriften zu verbessern oder abzuschaffen. Das war eine gefährliche

Operation für das geschichtliche Christentum, das sich als die vollendete Gestalt der alttestamentlichen Religion auffaßte und den Heiligen Schriften der Juden den Beweis entnahm für das gute Recht ihres eigenen Daseins. Es handelte sich dabei um mehr als um den Buchstaben der Schrift. Es war der Angelpunkt des jüdisch-christlichen Gottesglaubens, daß Gott die Welt geschaffen habe und regiere; und das war durch das gnostische System von zeugenden Kräften aufgehoben.

Der Nerv der christlichen Predigt war von Anfang an die Zukunftserwartung gewesen. Daß die Welt ihrer baldigen Vollendung entgegengehe, daß ein Gericht zu erwarten sei über Tote und Lebendige und daß Christus der Gekreuzigte von Gott als der Weltenrichter eingesetzt sei, das war die Botschaft, mit der man den großen Eindruck gemacht hatte, der die Erfolge der christlichen Mission gewährleistete. Mit dem gnostischen Weltbild war aber die jüdisch-christliche Lehre vom Ende nicht zu vereinen. Der Satz von der Auferstehung des Fleisches hatte in dem Äonen-System keinen Platz; die Gnostiker lehrten deswegen, die Auferstehung fände schon auf Erden statt in der Erkenntnis der Wahrheit und das Weltgericht sei ebenfalls ein diesseitiger Vorgang, dessen Ausgang jeder Mensch in der Hand habe, je nachdem er die tiefere Erkenntnis des Christentums annehme oder verwerfe.

Die Folgen dieser grundlegenden Veränderung der Zukunftserwartung mußten sich nach allen Seiten fühlbar machen. Die Gemeinden bekamen ein anderes Aussehen und einen anderen Charakter. Es fehlte der gnostischen Lehre das dramatische Motiv, das imstande war, Sünder zur Sinnesänderung zu bringen; und aus der Gemeinde der Gläubigen, die dem Herrn und seiner Wiederkunft entgegenharrte, wie die Braut dem Bräutigam, wurde eine Klasse von Philosophenschülern, die den Tiefsinn ihrer Lehrer zu ergründen sich bemühte. In ihren Kreisen stellte man sich das Schicksal der Seele im Jenseits gern als Himmelsreise vor: die Seele des Christen, der die echte Erkenntnis besessen hat, steigt den Himmel hinan, wie man einen schwierigen Berg erklimmt. Feindselige Mächte stellen sich ihr entgegen, die sie mit Hilfe guter Mächte und Zaubersprüche zu überwinden weiß. So gelangt sie von einem himmlischen Gebiet immer weiter in andere, höher gelegene, bis sie endlich oben anlangt bei den Quellen des Lichts.

Endlich mußte auch das Bild Jesu, wie es in den Evangelien der Kirche überliefert war, eine starke Umwandlung über sich ergehen lassen. Zwar hatte Christus wohl in allen gnostischen Systemen eine

ehrenvolle Stellung, indem Offenbarung und Erlösung auf ihn zurückgeführt wurden. Aber es ist für die Begriffsspielerei der Gnosis bezeichnend, daß man zwischen Jesus und Christus als gesonderten Personen und Kräften unterschied, oder eine dreifache Unterscheidung machte zwischen Jesus, Christus und dem Heiland, oder eine Vierteilung vornahm, indem zu den dreien noch der Eingeborene trat, oder gar eine Fünfteilung, indem man das Wort als besonderen Äon gelten ließ. Zwischen der göttlichen Kraft, die Christus hieß, und dem Menschen Jesus, der geboren und gekreuzigt war, ließ man nur eine gewisse Beziehung obwalten, indem die göttliche Kraft in den Menschen hinabstieg und in ihm wohnte, um ihn schließlich in einem geeigneten Zeitpunkt, der aber gewöhnlich vor dem Leiden lag, wieder zu verlassen. Man scheute davor zurück, Christus ein wirkliches Fleisch beizulegen. Nur ein geistiges Wesen konnte das Erlösungswerk vollbringen. Durch eine solche Lehre von Christus war den Evangelien in gleicher Weise der Boden entzogen, wie dem Alten Testament durch die Weltentstehungslehre.

Die gnostischen Lehrer schreckten nicht davor zurück, die Heiligen Schriften mit ihren Lehren in Übereinstimmung zu bringen. Der vielfache Widerstand, den sie in den Gemeinden fanden, arbeitete stets mit biblischen Gründen; so konnten sie sich nicht damit begnügen, der herkömmlichen Schrifterklärung eine eigene entgegenzusetzen; sie mußten den heiligen Wortlaut entfernen, der ihren Lehren so gefährlich war. Zumal das Alte Testament sprach wenig zu diesen Geistern, die von der griechischen Philosophie herkamen. Man stieß sich an der Gesetzgebung ebenso wie an den geschichtlichen Erzählungen; für die religiösen Töne der Psalmen und Propheten hatte man kein Ohr. Marcion hat den schärfsten Ausdruck für diesen Gegensatz gefunden, der in allen Gnostikern lebte, indem er seine Abneigung gegen das Alte Testament in seiner Gotteslehre begründete. Er behauptete einen Unterschied zwischen dem Gott des Alten und dem des Neuen Testaments, dem Judengott und dem Christengott, und riß damit das Christentum von seinem Mutterboden los. Die meisten waren weniger gewalttätig, indem sie wenigstens bestimmte Teile des Alten Testaments gelten ließen und nach Maßstäben suchten, um das Bleibende von dem Vergänglichen zu scheiden.

Auch die Evangelien wurden nur zum Teil anerkannt. Marcion nahm das Lukasevangelium zur Vorlage und schuf durch energische Strei-

chungen und Zusätze eine Schrift, die er seinen Gemeinden empfehlen konnte. Es ist bezeichnend, daß er gerade diese Schrift als Ausgangspunkt wählte; denn Lukas ist unter den Evangelisten der am wenigsten hebräische und der am meisten griechische. Den glücklichsten Griff tat Tatian, indem er aus den vier Evangelien eine einheitliche Erzählung des Lebens Jesu gestaltete; es ist die erste Evangelienharmonie, die er demgemäß Diatessaron nannte. Wie sehr seine Arbeit einem allgemeinen kirchlichen Bedürfnis entsprach, kann man an der Tatsache beobachten, daß die Kirche Syriens, seiner Heimat, jahrhundertelang die Arbeit des Häretikers als kirchliches Evangelium gebraucht hat. Andere Gnostiker entfernten sich weiter von der Überlieferung des Lebens Jesu. Die Valentinianer besaßen eine besondere Schrift, die sie das „Evangelium der Wahrheit" nannten; es scheint sich von dem herkömmlichen Typus der Evangelien stark unterschieden zu haben. Immerhin war es eine Ausnahme, wenn Basilides ein Evangelium unter seinem eigenen Namen herausgab. Im allgemeinen schlossen sich die gnostischen Evangelien in Form und Inhalt an die bisherigen an. Sie heißen etwa Ägypterevangelium oder Zwölfapostelschrift, oder sie geben an, von Petrus, von Thomas oder von Matthias verfaßt zu sein. Selbst Judas Ischarioth gelangte unter den Händen der Gnostiker zu der Ehre, ein vollgültiger Zeuge für die Überlieferung des Lebens Jesu zu sein. Er habe eine bessere Kenntnis der Wahrheit besessen als die übrigen Apostel, indem er durch seinen Verrat die Trennung der göttlichen und irdischen Bestandteile in Jesus herbeigeführt habe. Es gab wirklich ein Evangelium des Judas.

Die Apostelgeschichte unterlag bei den Gnostikern einer ähnlichen Beurteilung wie das Evangelium. Entweder man verwarf sie ganz oder man setzte ihr zur Seite phantastische Reisen des Petrus, des Paulus, des Andreas oder des Johannes — es sind Reiseromane, die uns zum guten Teil erhalten sind, wenn auch in späterer Gestalt, so daß die gnostische Absicht jetzt nicht mehr so stark hervortritt wie ursprünglich.

Von den biblischen Schriftstellern fanden den meisten Anklang, wie sich denken läßt, Paulus und Johannes, da sie am tiefsten in der griechisch-römischen Kulturwelt wurzeln. Das Johannesevangelium hat seine ersten Erklärer unter gnostischen Schulhäuptern gehabt: Ptolemäus und Herakleon haben sich um seine Erklärung bemüht. Die Valentinianer ließen allein den Paulus gelten, weil ihm das Geheimnis durch Offenbarung gezeigt worden wäre. Marcion duldete unter den

Heiligen Schriften seiner Sekte außer dem verbesserten Lukas nur zehn Briefe des Paulus. Ohne Widerspruch blieb freilich auch er nicht. Nicht nur die judenchristlichen Gnostiker, auch Tatian und seine Anhänger verwarfen den Paulus und seine Briefe.

Man darf das Unternehmen der Gnostiker, die Heiligen Schriften der Kirche zu sichten und zu verbessern, nicht ausschließlich mit den Augen ihrer Feinde ansehen. Es gab damals noch keinen festen Kanon der Schriften des Alten und Neuen Testaments, an dem zu rütteln ein Verbrechen gewesen wäre: der Kanon ist im Gegenteil erst im Kampf gegen die Gnosis von der Kirche festgelegt worden. Die Bewegung der Gnosis fällt noch in das Zeitalter der Entstehung der Heiligen Schriften: wer den Geist Gottes in sich mächtig fühlte, durfte ihm auch schriftlichen Ausdruck geben und sich über alle seine Vorgänger hinwegsetzen. So hatten unsere Evangelisten, als sie zur Feder griffen, selbst getan, indem sie neue Heilige Schriften schufen. Die gnostischen Lehrer fühlten sich in demselben Maß als geisteserfüllt wie jene, und nahmen im Namen des Geistes dieselben Rechte für sich in Anspruch. Dieser Gesichtspunkt darf aber nicht hinwegtäuschen über den gewaltigen Unterschied, der zwischen den kirchlichen Evangelien und den gnostischen, und ebenso zwischen der alten Apostelgeschichte und den apokryphen Apostelakten besteht. An die Stelle der echten Überlieferungen von Jesus wurden Fabeln gesetzt, die der Religion keinen Dienst leisten konnten, an die Stelle der guten Erzählungen von den Taten der Apostel traten Romane, die kaum in einigen Ausnahmefällen einen bescheidenen Kern von Wahrheit enthalten. Dem Christentum wurde die Erinnerung an seine Ursprünge entzogen. Was man besaß an guten Nachrichten über das Leben Jesu und die Zeit der Apostel, gehörte zum kostbarsten Besitz der Kirche; durch ihn war man imstande, sich die Gestalt des Gründers und Herrn der Kirche vor Augen zu stellen und seine Schöpfung in seinem Sinne weiterzuentwickeln. Die Schriften des Neuen Testaments hatten ihren Wert nicht nur darin, daß sie Erbauungsbücher von unersetzlichem Wert waren; sie waren für die Kirche die Urkunden ihrer Abstammung, ihr Geburtsschein und ihr Adelsbrief zugleich. Das alles wurde preisgegeben für Phantasien, deren religiöser Wert recht zweifelhaft und deren geschichtlicher Wert gleich null ist.

Daneben blühte in den gnostischen Sekten die Produktion eigener Heiliger Schriften. Wir besitzen allmählich eine ganze Reihe von Ori-

ginalwerken der Gnosis; von anderen haben wir wenigstens genaue Kunde, so daß wir über ihren Inhalt unterrichtet sind.
Bei der judenchristlichen Gnosis stand in höchsten Ehren das Buch Elxai, von dem die Elkesaiten ihren Namen haben. Man hat gezweifelt, ob der Name Elxai dem Buch selbst zukomme oder seinem prophetischen Verfasser. Die kirchlichen Schriftsteller, die das Buch gekannt haben, nehmen letzteres an, berichten auch, daß Elxai einen Bruder Jexai gehabt habe, der ein Buch ähnlichen Inhalts geschrieben habe; und noch im vierten Jahrhundert sollen in Syrien zwei Prophetinnen gelebt haben, die sich als Nachkommen des Propheten Elxai ausgaben; sie hießen Marthana und Marthus und standen bei allen Judenchristen in abergläubischer Verehrung. Das Buch trug ein genaues Datum: im dritten Jahre Trajans war es im östlichen Syrien niedergeschrieben worden. Wenn es selbst behauptete, noch weiter aus dem Osten zu stammen, aus Serae in Parthien, so gehörte das zu seiner schriftstellerischen Einkleidung. Es wollte auf Offenbarung beruhen und beschrieb in seiner Einleitung, wie es aus den Händen Christi und seines weiblichen Begleiters, des Heiligen Geistes, in die Hände des Propheten Elxai gelangt sei. Christus wird als ein Geist von Bergeshöhe geschildert, seine Länge betrug sechsundneunzig Meilen, dementsprechend waren die Maße seines Leibes, seine Schulterbreite und seine Fußlänge; selbst die Tiefe seiner Fußspur wird angegeben. Der Heilige Geist bewegte sich in gleichen Größenverhältnissen. Was sie dem Propheten offenbarten, war eine Anzahl von Rezepten, die den Menschen zu reinigen imstande sind, in gleicher Weise von sittlichen Verfehlungen wie von Krankheiten. Das Heilmittel besteht in Waschungen, die in bestimmter Weise und in bestimmter Anzahl vorzunehmen sind, und dabei sind die sieben Geister anzurufen: der Himmel, das Wasser, die heiligen Geister, die Engel des Gebets, das Öl, das Salz und die Erde; endlich ist bei diesen Bädern auch auf den Einfluß der Gestirne Rücksicht zu nehmen. Es gab keine grobe Verfehlung, die auf diese Weise nicht abzuwaschen war; ausdrücklich werden die schwersten Sünden als vergebbar bezeichnet. Dasselbe oder ein ähnliches Verfahren war anwendbar bei Schlangenstich und Hundebiß, bei Schwindsucht und Besessenheit. Endlich waren noch Vorschriften über jüdisch-christliche Lebensweise angefügt. Seiner Herkunft gemäß war die Schrift des Elxai ein geheimes Buch, das nur im engeren Kreis von Auserwählten verbreitet werden durfte. Und doch ist es ein Zauberbuch ganz

gewöhnlichen Schlages, das in äußerlichster Weise jüdische und christliche Überlieferungen für seine Zwecke verwendet. Was uns sonst von Zaubertexten erhalten ist, von Beschwörungsformeln, magischen Zeichen und Amuletten, verfolgt mit anderen Mitteln dieselben Ziele.

Gnostische Amulette sind in großer Anzahl erhalten. Taf. 10, 1 ist eine Bronzeplatte, die um den Hals getragen wurde. Auf der Vorderseite erkennt man zwei Fische. Das griechische Wort ΙΧΘΥϹ enthält die Anfangsbuchstaben des christlichen Bekenntnisses: Jesus Christus Gottes Sohn Heiland. Die Rückseite gibt auf der quadratischen Tafel mit griechischen Buchstaben den lateinischen Spruch Sator Arepo Tenet Opera Rotas. Seine Zauberkraft beruht darauf, daß er von vorn und von rückwärts gelesen werden kann. Auf der quadratischen Tafel ergibt er viermal dieselben Worte, von links nach rechts, von oben nach unten, von rechts unten nach links, und von rechts unten nach oben. Über die anderen Inschriften ist nicht mit kurzen Worten zu handeln. — Taf. 10, 2 gibt den vergrößerten Abguß eines kleinen Amuletts, das ebenfalls an einer Schnur um den Hals getragen wurde. Man sieht darauf einen gekreuzigten Menschen unter dem Siebengestirn, mit der Inschrift ΟΡΦΕΟϹ ΒΑΚΚΙΚΟϹ. Allem Anschein nach wird hier Christus mit dem bakchischen Orpheus gleichgesetzt. — Die beiden Siegelsteine Taf. 10, 3. 4 mit dem Anker und den Fischen haben ebenfalls apotropäischen Charakter. Nur ist bei ihnen eine gnostische Herkunft nicht anzunehmen.

Andere gnostische Schriften suchen der Seele ihr Geschick im Jenseits zu erleichtern. Man gibt ihr Formeln und Zeichen in die Hand, meist höchst umständlicher Art, womit sie die ihr entgegenstehenden Himmelsmächte bannen kann, um trotz ihrer zum himmlischen Ziele zu gelangen.

Es würde wiederum falsch sein, wenn man die gnostischen Geheimschriften mit den Maßstäben messen wollte, welche man an die Heiligen Schriften der christlichen Gemeinden zu legen gewohnt ist, indem man sie nach ihrem religiösen Wert einschätzt. Der Zweck dieser Bücher ist ein ganz anderer: sie haben niemals der Gemeinde zur Erbauung dienen wollen. Trotzdem bleibt es für die Gnosis bezeichnend, daß sie die Psalmen und Propheten bekrittelte, an den Evangelien und den Briefen des Paulus Verbesserungen vornahm und dafür diese zweifelhaften Erzeugnisse des Okkultismus in die Kirche einführen wollte.

Bei dem starken Widerstand, den sie in den christlichen Gemeinden fanden, hatten die gnostischen Lehrer längst angefangen, sich eines vorsichtigen Verfahrens zu bedienen, um ihre Sonderlehren zu verbreiten. Sie nahmen teil am Leben der Gemeinden und suchten sich in deren Mitte die Leute aus, bei denen sie einen günstigen Boden für

ihren Samen zu finden hofften. Das Wort von den Wölfen, die in Schafskleidern kommen, kennzeichnet die Art ihres Vorgehens. Es lebte in ihnen der echte Hochmut der Philosophen, der nur einen kleinen Teil der Menschheit für fähig hält, auf ihrer geistigen Höhe mit ihnen zu leben. Bei der damaligen Zusammensetzung der christlichen Gemeinden mochten sie nicht so unrecht haben, wenn sie auf eine Umstimmung der Mehrzahl von vornherein verzichteten. Nur einer aus Tausend und zwei aus Zehntausend könnten seine Geheimnisse begreifen, hatte Basilides gesagt. Sie bezeichneten die Mehrzahl der Christen als gemeine Kirchenleute, als Kinder und Unmündige, den engeren Kreis ihrer Anhänger aber als Gnostiker, als Vollkommene, als Samen der Erwählung. Jene waren die Psychiker, sie selbst die Pneumatiker; was außerhalb des Christentums stand, waren die Sarkiker. Sie liebten es aber nicht, wenn von ihren Lehren und Unterscheidungen in weiteren Kreisen etwas verlautete. Basilides legte seinen Anhängern ein fünfjähriges Stillschweigen auf. „Fragst du in aller Treuherzigkeit, so antworten sie mit ernster Miene, mit zusammengezogenen Augenbrauen: Es sind hohe Dinge. Gehst du tiefer ein, so beteuern sie in zweideutigen Ausdrücken den gemeinschaftlichen Glauben. Gibst du ihnen zu verstehen, daß du ihre Lehre kennst, so leugnen sie, was sie doch anerkennen. Dringst du ihnen auf den Leib, so decken sie ihre Niederlage dadurch, daß sie ihren Gegnern törichte Einfalt vorwerfen. Selbst den eigenen Schülern vertrauen sie sich nicht eher an, als bis sie dieselben ganz zu den ihrigen gemacht haben. Sie verstehen die Kunst, zu überreden, ehe sie noch belehren" — mit diesen Strichen hat Tertullian[2] ihre Wirksamkeit gekennzeichnet. Es ist das Verfahren aller Sektierer.

Den kleinen Kreis seiner nächsten Anhänger wußte der gnostische Lehrer in engster Weise an seine Person zu fesseln. Mit ihnen hielt er seine Sonderversammlungen, in denen er seine Lehren entwickelte und seine Mysterien feierte. Karpokrates pflegte seine Schüler mit einem geheimen Erkennungszeichen zu versehen; er brannte ihnen ein Mal mit dem Brenneisen in die hintere Seite des rechten Ohrläppchens. Als die Mitglieder eines geheimen Bundes sollten sich seine Schüler, wo sie sich träfen, erkennen und begrüßen. Im engen Kreise und unter dem Siegel der Verschwiegenheit pflegte der Meister seine Anschauungen über die christlichen Lebensregeln zu entwickeln, die sich von denen der Kirche vielfach unterschieden. Vor allem ließen die

Gnostiker die Scheidewand fallen, welche das Christentum gegen die Formen heidnischer Gottesverehrung abgrenzte. Es war fast eine Regel, daß die Gnostiker an heidnischen Festen teilnahmen und vor dem Genuß von Opferfleisch nicht zurückschreckten. Weil sie die Opfer für nichts achteten, trugen sie kein Bedenken, sich an ihnen zu beteiligen. Darum gestatteten sie auch den Abfall in der Verfolgung; das Martyrium wurde ernsthaft gemißbilligt und die Märtyrer wegen ihrer geringen Einsicht getadelt: das wahre Zeugnis bestände in der gnostischen Lehre. An dem heidnischen Volksleben nahm man in der üblichen Weise teil: die Gnostiker besuchten Theater und Amphitheater, ohne sich an den religiösen Handlungen zu stoßen, mit denen das Schauspiel seit alters verbunden war. Es gab freilich auch Ausnahmen: die Marcioniten hielten an der Pflicht des Bekenntnisses fest und stellten zu allen Zeiten viele ihrer Anhänger zu den Märtyrern.
Ebenso ist die Stellung der Gnostiker zur Enthaltsamkeit nicht einheitlich. Bezeichnend für sie alle ist nur, daß sie die mittlere Linie, welche die Kirche schon früh gefunden hatte, nach der einen oder nach der andern Seite überschritten. In ihren Kreisen fand man die strengsten ebenso wie die freiesten Christen. Im Grunde ist bei den meisten von ihnen eine Abneigung gegen feste Einrichtungen zu beobachten. Wie sie vielfach die Taufe für unnötig erklärten, weil es nicht auf das Wasser, sondern auf den Glauben allein ankomme, so mißbilligte Ptolemäus das Fasten an bestimmten Tagen, also das Wochenfasten und das Osterfasten, und verwarf die Feier des Osterfestes. Feste und Fasten seien geistlich zu verstehen, und in jener Weise vom Christen zu handhaben, wie Paulus 1. Korinther 5 zeige. Es komme nicht auf das leibliche Fasten an, vielmehr auf die Enthaltsamkeit vom Bösen. Wer noch an der äußerlichen Übung festhalte, möge es wenigstens im Hinblick auf das wahre Fasten tun.
In der gleichen Weise setzten sich die Gnostiker über das Verbot der Unsittlichkeit weg, weil Gott nur an Herz und Gemüt des Menschen gelegen sei, nicht an seinen einzelnen Handlungen. Den meisten Kreisen sagte man Unordnung im Geschlechtsleben nach. Von Markus wollte Irenaeus gar wissen, daß er den Frauen seiner Gemeinschaft nachstelle und sie mit Liebestränken unter Mißbrauch seiner geistlichen Stellung sich gefügig zu machen verstehe. Die beiden stehenden Vorwürfe, die man gnostischen Propheten und Prophetinnen machte, waren die, daß sie Götzendienst und Unzucht in den Gemeinden ver-

breiteten. Eine selbstverständliche Folge war, daß man auch die Sittenzucht der Gemeinden mißbilligte. Die gnostischen Lehrer hielten weder die Sünder dazu an, ihre Verfehlungen in der Gemeinde zu bekennen, noch hielten sie ihre Bestrafung für notwendig. Unter den Händen der Gnostiker verlor die Kirche ihren Charakter als Gemeinschaft der Heiligen. Man klagte, daß die reine Braut Christi durch ketzerischen Ehebruch geschändet werde.

Gerade in dieser Beziehung hat aber die Gnosis auch ganz andersartige Erscheinungen aufzuweisen. Marcion nahm nur Jungfrauen und Ehelose in seine Gemeinscahft auf und drang bei den Verheirateten auf Ehescheidung. Seine Gemeinden waren Vereinigungen von Asketen, die natürlich auch ihre bestimmten Fasttage hatten: sie lagen freilich gerade an den Feiertagen der Juden und Christen, um den Gegensatz gegen beide hervorzuheben. Wie Marcion erklärte auch Saturnin die Ehe für ein Werk des Satans und prägte seinen Anhängern eine Abscheu ein gegen alle Lebensmittel, die von lebenden Wesen stammten. Die Gemeinschaften Tatians scheinen sich selbst die Enthaltsamen genannt zu haben. Der schließliche Ertrag für das Leben der Gemeinden war freilich derselbe bei der strengen wie bei der leichtfertigen Übertreibung. In jedem Fall war es das Bestreben der Gnosis, kleine Kreise von Wissenden aus den Gemeinden auszusondern und sie mit besonderen Grundsätzen auszustatten, die sie vom Leben der Gemeinden entfernten. Waren von Anfang an Zwiespalt und Uneinigkeit die eigentümlichen Gefahren des christlichen Gemeindelebens, so drohte jetzt das Sektenwesen die Kirche zu zerstören. Die tiefere Erkenntnis, mit der die Gnosis sich brüstete, wurde in keinem Falle dazu verwandt, das religiöse Leben der Gesamtheit zu befruchten; sie gab im Gegenteil ihren Schülern den Grund an die Hand, sich von der Gemeinde abzusondern und die gemeinsamen Interessen zu vernachlässigen.

Die Tendenz der ganzen Bewegung, welche man mit dem Namen der Gnosis bezeichnet, ist unverkennbar. Die Religionen, welche im römischen Reiche zu Hause waren, nahmen den neuen Ankömmling, das Christentum, in ihren Reigen auf und suchten ihn seiner fremdartigen Bestandteile zu entkleiden. Die Gnosis richtet sich daher — bewußt oder unbewußt — gegen die jüdischen Bestandteile des Christentums. Hätte sie an Einfluß gewonnen, so würde das Christentum mit der Zeit das Alte Testament vergessen haben, die Schriften

des Neuen Testaments wären umgestaltet worden, die Gemeinden hätten ihre Zukunftserwartung fallen lassen, die Sittenzucht wäre eingeschlafen, die Glut der Liebesgemeinschaft erloschen, die große Einheit der Kirche hätte sich in eine Anzahl von kleinen Schulen aufgelöst, die von immer neuen Propheten geleitet und hin und hergezerrt worden wären. Ohne es selbst zu bemerken, trieben diese neuen Führer alle im Namen des Geistes nach derselben Richtung hin. Unter ihrem Einfluß hätte sich die Kirche dem Boden der antiken Religiosität angenähert. Das Christentum hätte in ständigem Fortschreiten Bestandteile in sich aufgenommen, die seinem ursprünglichen Wesen fremd waren; es wäre eine Religion wie die andern geworden, wäre aufgegangen in die Religionsmischung, welche die Welt beherrschte; es hätte seine Sonderstellung aufgegeben. Christus wäre eingetreten in den Olymp, von allen Göttern anerkannt, aber auch nicht mehr als sie alle.

Es ist nicht sicher, daß diese Umwandlung des Christentums, wenn sie ungehemmt verlaufen wäre, der Mission des Christentums zugute gekommen wäre. Vielleicht hätte die christliche Religion an Anziehungskraft gewonnen für die Kreise der Bildung, die sich an dem geschichtlichen Ballast der Kirche stießen, und die den spekulativen Bestandteilen der Gnosis Verständnis entgegenbrachten. Andrerseits läßt sich nicht verkennen, daß die Gnosis gerade die Lehren des ursprünglichen Christentums preisgab, die ihre starke Werbekraft in der damaligen Heidenwelt längst erwiesen hatten. Religiöse Naturen fühlten sich angezogen durch die christliche Weltanschauung; sie ließen sich im Innersten erschüttern von den Bildern der Zukunft; die Gemeinde machte ihnen Eindruck durch ihre Sittenstrenge und ihren Bekennermut und gewann das Herz durch die Liebesgemeinschaft aller mit allen. Wieviel das Christentum unter den Händen der gnostischen Lehrer an eigentümlichen religiösen Werten eingebüßt hatte, mußte sich gerade in den veränderten Erfolgen seiner Mission zeigen. Es wandte sich in dieser neuen Gestalt nicht mehr an die suchenden Seelen und war nicht mehr imstande, Bekenner zu erziehen; es hatte einen guten Teil seiner Werbekraft verloren. Und wenn es etwa ein Vorteil gewesen wäre, daß die christliche Botschaft früher, als es ohnehin geschehen ist, in die Kreise der Gebildeten gekommen wäre, so hätte es sich doch schließlich zeigen müssen, daß der Gewinn zu teuer bezahlt war. Ein Christentum, das sich mit den übrigen Religionen des

Reiches auf einen Austausch der religiösen Güter einließ, wäre freilich nicht vom römischen Staate verfolgt worden, hätte keine Verluste durch Martyrium und durch Abfall in der Verfolgung zu verzeichnen gehabt. Es hätte aber damit die Möglichkeit preisgegeben, über den Staat zu siegen, und hätte nicht die Lebenskraft besessen, das römische Reich zu überleben. Denn die Kräfte, welche die Kirche durch die Völkerwanderung hindurchgeführt haben, welche dem Reich den Untergang brachte, wären im Keime erstickt worden: die festen Formen ihrer Verfassung und ihres Lebens. Der weltumspannende Verband der katholischen Kirche wäre nie entstanden.

Man darf freilich nicht vergessen: eine geistige Bewegung von solcher Kraft und so gewaltigen Folgen, wie es die Gnosis war, kann sich nicht entwickeln, ohne starke Gegenwirkungen zu erzeugen; sie mußten im Christentum früher oder später mit Notwendigkeit entstehen und dann mußte es sich zeigen, welches die stärkere Macht im Christentum war: die jüdisch-christliche Überlieferung oder das einsickernde Heidentum.

II. DER KAMPF GEGEN DIE GNOSIS

Die gnostische Bewegung nahm ihren Anfang, sobald das Christentum sich auszubreiten begann. Die Apostelgeschichte[3] erzählt, daß die ersten christlichen Sendboten in Samarien mit dem Magier Simon zusammengestoßen wären, der die große Kraft Gottes genannt wurde und Anknüpfung mit den Aposteln suchte. Samarien war ein Herd der Zauberei, und diesen Simon selbst kennen die Kirchenväter als den Gründer einer nach ihm genannten Sekte. Darnach wäre schon auf dem Boden Palästinas die erste Auseinandersetzung des Christentums mit der Gnosis erfolgt. Paulus hat sich ebenfalls mit ihr herumschlagen müssen. Die Irrlehrer, die er im Kolosserbrief bekämpft, hingen Spekulationen nach, die sie als Gnostiker kennzeichnen. Andere Schriften des Neuen Testaments zeigen dieselbe Spitze. Natürlich schwoll die Bewegung an, je größer die heidenchristlichen Gemeinden wurden, je mehr die jüdischen Lehrer bei ihnen zurücktraten und je mehr Philosophen Eingang fanden. In den ersten Jahrzehnten des zweiten Jahrhunderts ist sie eine schwere Gefahr für das Christentum geworden, und noch am Anfang des dritten scheint die syrische Kirche in Edessa unter dem maßgebenden Einfluß des Bardesanes gestanden zu haben, dem es sogar gelang, den König Abgar für das Christentum zu gewinnen.

Bei den alten Führern der Kirche war ein starkes Gefühl dafür vor-

handen, daß die Gnosis einen Abfall vom ursprünglichen Christentum bedeute und daß in ihr eine Lebensgefahr für den Bestand der Kirche vorlag. Johannes in Ephesus traf einst mit dem Gnostiker Kerinth im Bade zusammen: er verließ die Thermen, ohne gebadet zu haben, und äußerte zu seinen Begleitern, er hätte gefürchtet, das Bad möchte zusammenstürzen, wenn Kerinth, der Feind der Wahrheit, sich dort aufhielte. Dem alten Polykarp in Smyrna verbitterten die gnostischen Lehrer seinen Lebensabend. „O mein guter Gott, auf welche Zeit hast du mich aufbewahrt, daß ich solches aushalten muß“, war eine seiner Lieblingswendungen[4]; dann pflegte er von dem Platz, an dem er ihre Reden angehört hatte, zu fliehen. Als ihm einst Marcion mit der Aufforderung entgegentrat: „Ich bitte um Anerkennung“, antwortete er, indem er sein Wort aufnahm: „Ich erkenne den Erstgeborenen des Satans“[5]. Hegesippus[6] pflegt das Eindringen der Gnosis in eine Gemeinde mit den Worten zu bezeichnen, daß die Kirche damals aufgehört habe, eine Jungfrau zu sein.

So groß aber auch der Abscheu vor ihnen war, so schwierig war es, den Gnostikern entgegenzutreten. Sie gaben sich als geistliche Lehrer und stellten ihre Lehren als Offenbarungen hin; wie sollte man ihren Geist dämpfen? Es gab nirgends in den Gemeinden einen festen Priesterstand: die vorhandenen Beamten konnten überstimmt und unter Umständen selbst aus ihren Stellungen entfernt werden. Eine geschriebene christliche Lehre gab es nicht; es war nicht unerhört, daß im Namen des Geistes die Heiligen Schriften, die in den Gemeinden selbst entstanden waren, verbessert, überboten oder verworfen wurden. Ein christlicher Brauch bestand erst in den Anfängen und war in seiner damaligen Gestalt nicht imstande, Änderungen und Fortbildungen abzuwehren. Es gab keine Ordnung, kraft deren man neuen Lehrern Schweigen gebieten konnte. Dazu war die Grenze gegen die Gnosis im einzelnen Fall schwer zu ziehen, und bei dem vorsichtigen Vorgehen der neuen Lehrer war es fast unmöglich, sie in einer Versammlung festzunageln. Wo es aber gelang, sie zu einer öffentlichen Unterredung zu stellen, ergaben sich neue Schwierigkeiten. Daß man sich zu ihrer Widerlegung auf die Heilige Schrift berief, verschlug nicht; denn die Gnostiker wußten sie ebenfalls in ihrem Sinne zu gebrauchen, und nach den Regeln der üblichen Auslegung war ihnen das nicht zu verwehren.

Bei den Zusammenstößen mußte sich überdies in der Regel die Überlegenheit der Gnostiker herausstellen. Sie standen häufig mit der

Bildung der Zeit in enger Fühlung, hatten Anregungen von der Philosophie empfangen oder selbst philosophische Studien getrieben. In ihren Systemen lag viel Tiefsinn und Poesie verborgen, was sie in schönen Versen auszusprechen vermochten. In der Kritik, die sie an den Heiligen Schriften übten, war der Ausgangspunkt für eine wissenschaftliche Beurteilung derselben gegeben. Ptolemäus gibt im Brief an Flora[7] eine durchdachte Theorie über die Geltung des Pentateuchs für die Christen. Er meint, das ganze Gesetz stamme nicht von Gott, einiges habe Moses zum Urheber, anderes hätten die Ältesten von Israel beigesteuert. Aber auch in dem von Gott stammenden Gesetz wären drei Teile zu unterscheiden, zunächst das reine Gesetz, das mit dem Bösen nicht vermengt sei und das darum vom Herrn nicht aufgelöst, sondern erfüllt sei: das wären die Zehn Gebote; sodann der mit dem Schlechten und dem Unrecht vermengte Teil, den der Herr entfernt habe, da er zu seiner Natur nicht paßte: das seien derartige Vorschriften wie der Rechtsgrundsatz „Auge um Auge, Zahn um Zahn"; endlich der symbolische Teil, der eine bildliche Darstellung der Vorschriften gäbe, die geistlich zu verstehen wären: dazu gehörten die Bestimmungen über Opfer, Fasten und Feste. Unter den damalige christlichen Schriftstellern ist keiner, der einer wissenschaftlichen Beurteilung des Alten Testamentes so nahe gekommen wäre wie Ptolemäus.
Unter diesen Umständen blieb nur ein Weg übrig, auf dem man der Gnosis entgegentreten konnte, indem man die Anfänge der Verfassung, die in den Gemeinden seit alters vorhanden waren, nach Möglichkeit ausbaute und in ihren Machtmitteln verstärkte. Die Gemeindebeamten wurden zu einer Einheit zusammengeschlossen, mit der Leitung der Gemeinde beauftragt und unter die Führung eines obersten gestellt, des monarchischen Bischofs. Die aus dem Judentum übernommenen Einrichtungen wurden weiter ausgebaut. Der Gottesdienst wurde einer festen Ordnung unterworfen. Die Aufnahmebedingungen in die Gemeinde wurden verschärft. Ein Glaubensbekenntnis entstand. Die Heiligen Schriften wurden gesammelt und vor Verzettelung geschützt, alles Gnostische aber hinausgewiesen. Überall trat an die Stelle freier Gestaltung und weitgehender Willkür eine feste Ordnung, die mit dem Anspruch auftrat, auf apostolischer Überlieferung zu beruhen. Aus den heidenchristlichen Gemeinden im Reich entstand die katholische Kirche, und dieser ist es gelungen, die Gnosis auszuscheiden und zu überwinden. —

Religiöse Gemeinschaften werden in der Regel denselben Entwicklungsgang durchmachen wie die Kirche ihn durchlaufen hat, indem auf ein Zeitalter des Enthusiasmus ein Zeitalter der Verfassung folgt, das sich bemüht, das Gewonnene zu sichern und in feste Formen zu kleiden. Der Unterschied dieser beiden Zeiten ist groß: in der ersten herrscht der Geist, in der zweiten entsteht das Kirchenrecht, die Liturgie und das Dogma. So schöpferisch die erste ist, so konservativ ist die letztere. Auch für die christliche Kirche bedeutet das Erlöschen des Geistes den Anfang einer neuen Zeit. Es ist einer der tiefsten Einschnitte in ihrer Geschichte, so wenig er sich durch ein bestimmtes Ereignis markiert und an einen Zeitpunkt zu binden ist. Von diesem Punkte aus hat sich ihr ganzes Wesen verändert.

Zieht man die Bedingungen in Betracht, unter denen sich die Umwandlung vollzog, so wird man anerkennen müssen, daß sie mit innerer Notwendigkeit erfolgte. Das Christentum bedurfte einer Gewähr für seine gesunde Fortentwicklung, und solche hat ihm die neue Verfassung gegeben. Der Gedanke der apostolischen Überlieferung war eine mächtige Klammer, um Vergangenheit und Gegenwart in der Kirche zusammenzuschließen; er war zugleich ein Kompaß für die regierenden Persönlichkeiten, um sie in den Bahnen der Vorsicht und der Pietät zu erhalten. Das Erbe der Vergangenheit war geschützt, die Gleichmäßigkeit der Entwicklung war gewahrt, die Dauer der Einrichtungen gewährleistet. Auf diesem Wege ist die Kirche zu Macht und zu Erfolgen gelangt, sie hat sich in kurzer Zeit eine weltgeschichtliche Stellung erobert.

Andrerseits ist freilich nicht zu verkennen: soviel die Kirche an aufbauenden Kräften gewann, soviel hat sie an geistigen und religiösen Werten eingebüßt. Die Zeit des fröhlichen Wachsens nach allen Seiten war zu Ende. Aus dem Urwald wurde ein wohlgepflegter Garten, in dem es sich auch die kräftigsten Bäume gefallen lassen mußten, an Pfähle gebunden und beschnitten zu werden: für die Riesen war kein Platz mehr da. Persönlichkeiten von einer solchen unergründlichen Tiefe und Fülle wie der Apostel Paulus oder der Evangelist Johannes sind in der Kirche nicht wiedergekehrt. Von den geistlichen Gaben, die über die ältesten Generationen ausgegossen waren, zehren die Christen aller Zeiten. Die Zeit der Apostel und Propheten ist das goldene Zeitalter der christlichen Kirche.

BLATT EINER BIBELHANDSCHRIFT



FÜNFTES KAPITEL

DIE KATHOLISCHE KIRCHE

I. DIE VERFASSUNG

Die bischöfliche Monarchie

Im Kampf gegen die Gnosis hat sich mit dem Christentum jene große Umwandlung vollzogen, die es zur katholischen Kirche machte. Es ist zunächst eine Umwandlung seiner Verfassung. Die ältesten Gemeinden waren Demokratien gewesen, die späteren wurden Monarchien, die bald als absolute Monarchien bezeichnet werden konnten. Vorher hatte das Wort Gottes geherrscht, das durch die Apostel und Propheten gesprochen wurde; an seine Stelle trat das apostolischo Bischofsamt.

An Beispielen für diese Form der Regierung fehlte es der Kirche nicht, weder auf staatlichem noch auf religiösem Gebiet. Die Welt stand damals unter der segensreichen Regierung der Kaiser; sie wurde von den großen Trajan und Hadrian regiert und hatte ein volles Bewußtsein von dem Segen ihrer Herrschaft. Die religiösen Vereine waren zum guten Teil von Oberpriestern geleitet, und wenn auch ihr Beispiel nicht bewußt nachgeahmt worden ist, so mag es dooh unbewußt den Zug zur monarchischen Verwaltung verstärkt haben. Im Stillen hat auch gewiß das Vorbild des Alten Testaments eingewirkt. Man hat schon früh auf die priesterliche Ordnung des jüdischen Volkes hingewiesen als auf das Vorbild der christlichen Gemeinde. Dort war das heilige Volk eingeteilt in Priester und Laien; die Priesterschaft gliederte sich in Priester und Leviten, und an der Spitze des Ganzen stand der eine Hohepriester. Es hat nicht allzu lange gedauert, da waren die Christengemeinden ebenso eingeteilt. Als Haupt der Bischof, dann der Klerus, der aus Presbytern und Diakonen bestand, und endlich die Laien, die von der Priesterschaft geleitet wurden.

Die Entwicklung zur Monarchie hat sich in langsamer und natürlicher Weise vollzogen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß in einzelnen Gemeinden tatsächlich die Herrschaft eines einzelnen Mannes schon lange bestand oder wenigstens einmal eine Zeitlang bestanden hatte, indem ein hervorragendes Mitglied des Presbyteriums sich die Regierung der Gemeinde erworben hatte, ohne daß ihm ein Rechtstitel dazu zur Verfügung stand. Es kommen in allen Verhältnissen Fälle vor, daß sich die Mitglieder einer Körperschaft unter die überragende Tüchtigkeit eines aus ihrer Mitte beugen, weil alle einsehen, daß die gemeinsamen Angelegenheiten am besten versorgt sind, wenn man ihn allein walten läßt. In den alten Gemeinden der Christen war der Beamte häufig der Patron der Gemeinschaft, der alle bei sich zu Gaste hatte, und in dessen Hause jeder Christ aus- und einging. Wo die Tüchtigkeit des Beamten begleitet ist von Opferwilligkeit, da bilden sich leicht Verhältnisse, die den Hausherrn zum Haupt seiner Hausgemeinde machen. Wo das der Fall gewesen war, wird die Gemeinde gern an solche Zeiten zurückgedacht haben, da derartige Monarchen, die sich jeden Tag ihren Thron aufs neue erbauen, nicht die schlechtesten zu sein pflegen. Jetzt wurde die Monarchie allgemein in der Kirche, und sie wurde rechtlich festgesetzt. Das war der große Schritt, den man tat.

Es war ein günstiger Zufall, daß die Titelfrage, die bei solchen Neuschöpfungen nicht unwesentlich ist, sich von selbst regelte. Man hatte bisher drei Namen zur Verfügung für die kirchlichen Beamten: Presbyter, Episkopen und Diakonen. Diesen drei Namen, die noch auf dem Wege waren, Titel zu werden, entsprachen nur zwei Ämter, das Aufseheramt und das Dieneramt; die Aufseher hatte man meist auch Älteste genannt. Indem man jetzt über die Ältesten und über die Diener den einen Aufseher setzte, schuf man drei Ämter und vollendete damit die Entwicklung, die durch die drei Namen von Anfang an angedeutet zu sein schien. Dazu trafen die drei Titel die Ämter, denen sie entsprachen, in ausgezeichneter Weise. Der Diakon konnte kaum einen besseren Namen haben als den eines Gemeindedieners, das die Aufsicht führende Kollegium hieß die Ältesten, wie das allgemein üblich war, und der über allem stand, war der Aufseher. Der Name eignete sich unter den dreien für einen Monarchen am besten; er bezeichnete, was er sollte, und war doch nicht anspruchsvoll. Alle drei schienen jetzt, indem sie Titel wurden, erst ihren vollen Sinn zu bekommen.

Die wichtige Frage, wann die Entstehung der Monarchie in den christlichen Gemeinden sich vollzogen hat, läßt sich ihrer Natur nach nur im allgemeinen beantworten, da es sich um eine Entwicklung handelt, die sich auf eine längere Zeit erstreckt haben wird, ehe sie in allen Provinzen des Reiches zu demselben Ergebnis geführt hatte. Man kann nur einige Tatsachen angeben, die zeigen, wann an einzelnen Orten das Bischofsamt zuerst nachweisbar ist. Aus der Offenbarung des Johannes, die zur Zeit Domitians an der Küste von Asien geschaut und niedergeschrieben wurde, erhalten wir noch ein Bild der ältesten Gemeindezustände. Eine große apostolische Persönlichkeit, eben Johannes, steht an der Spitze eines Kreises von Gemeinden, in denen er als unbeschränkter geistlicher Herr gebietet, wie ein Vater unter seinen Kindern. In den Gemeinden werben Apostel und Propheten, Männer und Frauen, um Rang und Ansehen; Beamte werden nicht erwähnt, wenn sie auch als vorhanden zu denken sind. Das ist ein Bild aus der Mitte der neunziger Jahre des ersten Jahrhunderts. Aus dem Anfang des zweiten Jahrhunderts aber stammt das erste berühmte Zeugnis für die bischöfliche Monarchie, die Briefe des Ignatius; und es ist von besonderem Wert, da es uns einen Blick in dieselbe Landschaft, zum Teil sogar in dieselben Gemeinden tun läßt, wie die Offenbarung des Johannes. Ignatius setzt in den kleinasiatischen Gemeinden, an die er schreibt, die bischöfliche Verfassung voraus, und er selbst ist Bischof von Antiochien in Syrien. Falls die Beobachtung richtig ist, daß er von einem Bischofsamt in der römischen Gemeinde noch nichts weiß, würden wir durch ihn in die Zeit der Entwicklung selbst hineingeführt und könnten feststellen, daß die bischöfliche Monarchie in Syrien und in Asien älter ist als in Rom, daß sie sich vom Osten nach dem Westen verbreitet hat, wie das Christentum selbst. Aber auch wenn diese Beobachtung unsicher bleibt, ist das Ergebnis wichtig genug. In den ersten Jahrzehnten des zweiten Jahrhunderts hat sich der monarchische Episkopat entwickelt.

Man wählte zum Bischof den Mann aus der Gemeinde, der sich am besten für das hohe Amt zu eignen schien. Da die Befugnisse des Amtes vielseitig und bald sehr weitgehend waren, ist damit freilich wenig gesagt. Und es ist zuzugeben, daß man in verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten verschiedenartige Gesichtspunkte für die Persönlichkeit des Bischofs in den Vordergrund gestellt hat. Der Bischof Polykarp von Smyrna mag gewählt worden sein, weil er

lebendige Erinnerungen an die apostolische Zeit und an die großen Männer der asiatischen Kirche besaß, und darum als der beste Vorkämpfer gegen die Gnosis erschien. In älterer Zeit wird häufig ein Wohltäter der Gemeinde zum Bischof erkoren worden sein, indem man ihm durch die Wahl das zuerkannte, was er tatsächlich lange besaß. Persönliche Verhältnisse aller Art werden wirksam gewesen sein, die den einen empfahlen und den andern von der Wahl ausschlossen. Worauf man aber überall sah, das war die eindrucksvolle Persönlichkeit, die dem Gewählten ein Übergewicht in der Gemeinde gab und ihm zur Empfehlung gereichte, wenn er nach außen auftrat. Mochten die Mittel verschieden sein, wenn nur der Zweck erreicht wurde.

Der Durchschnittsbischof des zweiten Jahrhunderts war ein bibelkundiger, eifriger Mann, nicht immer ohne den Nebenzug eines beschränkten Eiferers, wie das bei Leuten, denen eine weltmännische Bildung abgeht, mitunter der Fall ist. Stellt man sie den bekannten Führern der apostolischen Zeit gegenüber, so gelangt man zu dem Urteil, daß die Gemeinden ihre Ansprüche herabgesetzt hatten. Einem Paulus oder Johannes kann keiner von ihnen das Wasser reichen. Ein solcher Vergleich ist aber ungerecht und daher unrichtig. Die ersten Führer einer großen Bewegung werden stets unübertroffen bleiben. Wenn man damals einen Mann des allgemeinen Vertrauens an die Spitze der Gemeinde stellte, eine Persönlichkeit, die man seit langer Zeit kannte und der man in jeder Beziehung vertraute, so war man sicher, keine große Enttäuschung zu erleben; und darauf kam es in erster Linie an. Mochte der Bischof unbedeutend sein, wenn er nur sein Amt ernst nahm; mochte er neuen Gedanken abhold sein, wenn er nur seine Gemeinde nach den bewährten Grundsätzen der apostolischen Zeit leitete. Das war schon etwas, zumal in schwerer Zeit, wo der Kirche Gefahren von allen Seiten drohten, und wo die innern Feinde schlimmer waren als die von außen. Man hatte die Gewähr für eine ruhige Fortentwicklung und war vor den Gefahren des wandernden Prophetentums gesichert. Was für Persönlichkeiten mögen damals, zur Zeit der Gnosis, als christliche Apostel aufgetreten sein. Sie waren plötzlich da in der Gemeindeversammlung; man wußte nicht, woher sie kamen: sie wichen allen Fragen nach ihrer Herkunft mit geheimnisvollen Andeutungen aus. Der Geist des Herrn trieb sie; ihre Botschaft war neu und wunderbar; ein sittliches Rückgrat war keineswegs bei allen vorhanden. Alles Sichere war in Gefahr, von

ihnen angezweifelt, verändert, ins Gegenteil verkehrt zu werden. Ihr Kommen und Gehen bedeutete eine ständige Aufregung für die Gemeinden. Demgegenüber waren ruhige und feste Männer am Platze, die das Errungene zu bewahren und fortzuentwickeln verstanden; ein gewisser Mangel an Bildung und an Geistesreichtum konnte dabei nur von Vorteil sein. Es war ein Glück für die christliche Religion, daß ihr solche Bewahrer und Erhalter in dieser Zeit beschert wurden.

Ein unbedingtes Erfordernis zum Episkopat war sittliche Reinheit und demütige Gesinnung. Der Bischof mußte „seinen Wandel in Christus Jesus führen“[1]. Wer dieser Anforderung nicht entsprach, über die nur Gott im letzten Grunde entscheiden kann, war, wie man zu sagen pflegte, nur zum Schein ein Bischof. Der Gottesdienst verlangte, daß er reine Hände zu Gott emporhebe. Und die Gemeinde befleckte sich mit ihm, wenn sie ihre Sakramente von einem unreinen Priester verwalten ließ. Es war in der ersten Zeit mehr als später üblich, ein Mitglied der eigenen Gemeinde zum Bischof zu wählen; aber Ausnahmen kamen vor und fielen nicht weiter auf. Durch geregelte häusliche Verhältnisse mußte der Bischof seine Fähigkeit zu regieren in kleinem Kreise erwiesen haben. Wer einem großen Hauswesen vorstand, schien nach dem Urteil der Zeit besser geeignet zu sein als der arme Mann. Zu einer angesehenen Persönlichkeit gehörte nach antikem Geschmack auch eine unabhängige Stellung. Das Ideal des armen Bischofs gehört einer späteren Zeit an. Schon im zweiten Jahrhundert gab es christliche Familien, in denen alle die Eigenschaften, die man beim Bischof gern sah, erblich zu sein schienen; Polykrates von Ephesus war, zur Zeit des Kommodus, der achte Bischof aus seiner Familie.

Vorschriften über das Alter des Bischofs gab es nicht. Es lag in der Natur des Amtes, daß man es am liebsten einem Mann in gesetzten Jahren anvertraute; aber es gab viele jugendliche Bischöfe, zumal in der älteren Zeit, als die Auswahl unter den in Betracht kommenden Persönlichkeiten noch nicht groß war. Und eine besondere Vorbildung zum Amt hielt man nicht für erforderlich. Nur mußten sie in der Heiligen Schrift bewandert sein. Manche trieben die tägliche Lektüre bis zum Auswendiglernen, und andere bis zum gelehrten Studium der Bibel, ja bis zur Erlernung des Hebräischen; aber man meinte doch, diese Kenntnisse, soweit sie erforderlich waren, bei den Männern voraussetzen zu dürfen, die sich um das Bischofsamt bewarben; und

wenn etwas fehlte, so traute man ihnen zu, daß sie den Mangel ersetzen würden. Nahm man doch selbst daran keinen Anstoß, einen Mann zum Bischof zu wählen, der erst kurze Zeit der Gemeinde angehörte, wenn er im übrigen die geeignete Persönlichkeit zu sein schien, und es gab Beispiele von Neugetauften, die berühmte Bischöfe geworden waren.

Die Gemeinde glaubte den Willen Gottes auszuführen, wenn sie jemand mit dem Bischofsamt betraute, und oft zeigte ihnen Gott durch eine direkte Weisung, wen er für den geeigneten Mann hielt. Wer ein blutiges Martyrium überstanden hatte, ohne zu straucheln, durfte sich einer göttlichen Gnadengabe rühmen, die unter Umständen bei der Wahl ins Gewicht fiel. Der Geist zeigte auch öfter Wege, die aller verständigen Erwägung und allen geltenden Grundsätzen zuwider zu laufen schienen. Der kappadozische Bischof Alexander befand sich auf der Reise nach Jerusalem, als er plötzlich von der dortigen Gemeinde veranlaßt wurde, ihr Bischof zu werden. Die Gemeinde handelte auf Grund einer Offenbarung, die ihr des Nachts beim Gottesdienst gekommen war. Die Frömmsten unter ihnen hatten deutlich eine Stimme gehört, die ihnen befahl, vor die Stadt zu gehen und den ihnen von Gott gesetzten Bischof zu empfangen. Alexander glaubte dem göttlichen Ruf folgen zu sollen, obwohl er seine eigene Gemeinde damit im Stich ließ, und obwohl der Bischof Narcissus von Jerusalem noch nicht gestorben war, der Platz also noch nicht einmal leer war. Einige Zeit später fand in Rom die Bischofswahl statt. Ein Landmann Fabianus war dazu in die Stadt gekommen, und während die Gemeinde hin und her erwog, kam eine Taube geflogen und setzte sich auf sein Haupt. Alle erkannten die göttliche Weisung und führten ihn ohne Verzug zu dem bischöflichen Stuhl. Ähnliche Sagen umranken manchen kirchlichen Sitz: sie sind ein Ausdruck der Überzeugung, daß Gott selbst für seine Kirche die Bischöfe erwählt.

Die Wahl erfolgte in einer allgemeinen Versammlung im Anschluß an einen Gottesdienst, durch mündliche Abstimmung der Gemeinde. Da eine Bischofsstelle schon in früher Zeit sehr begehrt war, wird es oft zu Umtrieben vor der Wahl und selbst während derselben gekommen sein. Man hört gelegentlich von einer Bestechung in großem Umfang, die allerdings nicht von dem Gewählten selbst, sondern von einer reichen Freundin zu seinen Gunsten ausgeführt wurde. Und ähnliches mag auch sonst vorgekommen sein. An der Persönlichkeit des Bischofs

war die ganze Gemeinde interessiert mit ihren Lebensinteressen, viele von ihren Mitgliedern mit ihrer ganzen Existenz. Man wird die Frage erwogen haben, ob der Bewerber des Bischofsamtes eine offene Hand für die Armen habe, oder ob man beargwöhnen müßte, daß er in die eigene Tasche wirtschaften würde; ob er bei der Handhabung der Sittenzucht ein milder oder ein strenger Richter sein werde, und die Kleriker werden sich die Frage vorgelegt haben, ob der neue Herr sie mit der gewünschten Rücksicht behandeln würde. Man wird bezweifeln dürfen, ob die Gründe, die zu der Wahl führten, immer vom Heiligen Geiste eingegeben waren, und nicht immer hatten die unerquicklichen Vorgänge mit der Wahl ein Ende erreicht. Denn bei mancher Bischofswahl gab es Enttäuschungen. Viele hatten auf die Stelle gehofft, die nur einer erhalten konnte, und mancher hatte Grund zu Beschwerden. Man weiß, welchen Zufälligkeiten eine öffentliche Volksabstimmung ausgesetzt ist. Wie oft mag es vorgekommen sein, daß ein Mann, der in jeder Weise der gegebene Anwärter für den bischöflichen Thron war, aus einem zufälligen Grunde übergangen wurde, und daß er gezwungen war, sich einem unfähigen Nebenbuhler unterzuordnen, der sich durch geschicktes Auftreten der Volksmenge besser zu empfehlen gewußt hatte. Nicht jeder besitzt die Einsicht, in solcher Lage an sich zu halten. Mancher stellte sich an die Spitze seiner Partei und begann mit gutem oder schlechtem Grund die Feindschaft gegen seinen glücklichen Nebenbuhler fortzusetzen. Es war ein bekannter Satz, daß die Spaltungen in der Kirche aus zwiespältigen Bischofswahlen hervorgehen. Der neugewählte Bischof kam dadurch in eine schwierige Lage von Anfang an. Seine Gegner saßen in den wichtigsten Stellen, waren einflußreiche Mitglieder der Gemeinde, in vielen Fällen sogar Presbyter. Der Bischof hatte mit einem widerwilligen Presbyterium zu rechnen, dessen Freundschaft er sich mit Mühe erwerben mußte, und oft glimmte dennoch die Feindschaft gegen ihn unter der Asche fort und kam bei einer passenden Gelegenheit zum Ausbruch, wo sie die Gemeinde ergriff und das Unheil auf die ganze Kirche ausdehnte.

War aber die Wahl des Bischofs einmal vollzogen, dann folgte sofort die feierliche Einsetzung in das Amt, die Ordination. Die Bischöfe der Nachbarstädte, die vorher verständigt waren und der Wahlhandlung beigewohnt hatten, legten ihre Hände auf den Gewählten, damit er des Heiligen Geistes teilhaftig würde, und sprachen über ihm das

Weihegebet; dann führten sie ihn zu dem Bischofsthron, und der Neugewählte trat sein Amt an, indem er den Sitz einnahm. Drei Handlungen gehörten zu einer gültigen Bischofswahl: die Wahl durch die Gemeinde, die bischöfliche Handauflegung und die Platzergreifung. Früh kam der Grundsatz auf, daß wenigstens drei auswärtige Bischöfe die Weihe vollziehen müßten.

Taf. 11, 2 zeigt einen marmornen Bischofstuhl in Ravenna, der noch dem zweiten Jahrhundert angehören wird. Es ist zwar nicht sicher, daß dieser Stuhl damals schon in kirchlichem Gebrauch war; aber in ähnlicher Weise werden wir die bischöfliche cathedra einer größeren Gemeinde uns vorzustellen haben. Vgl. auch auf Taf. 13, 1 den Sessel, auf dem Hippolyt sitzt.

Es gehörte zu den Erfordernissen des bischöflichen Amtes, daß sein Inhaber möglichst zurückhaltende Formen für sein öffentliches Auftreten wählte. Das Vorbild Christi, welches dem Amt ein so unvergleichliches Ansehen verlieh, forderte demütige Gesinnung und bescheidene Freundlichkeit im Verkehr mit allen Menschen. Es war ein schwerer Vorwurf, wenn man einem Bischof nachsagen konnte, daß er aus Streben nach eitler Ehre den bischöflichen Stuhl erreicht habe; und es gehörte zum guten Ton, daß der Bischof nach der Wahl sich eines solchen Amtes für unwürdig erklärte und versicherte, daß er vor älteren und würdigeren Männern zurücktreten müsse. War der Bischof klug, so ließ er das Gewand der Demut während seines ganzen Lebens nicht fallen. Cyprian nennt sich in seinen Briefen noch auf der Höhe seiner Erfolge „meine Wenigkeit“[2]. Nichts andres hat dem Bischof von Antiochien, Paul von Samosata, so sehr im Urteil seiner bischöflichen Kollegen geschadet, als der Vorwurf, daß er die Umgangsformen des Bischofs vertauschte mit denen eines hohen Beamten, der er zugleich war; selbst in solchen außerordentlichen Fällen fand man ein zur Schau getragenes Selbstbewußtsein unverzeihlich. Und mit sichtlicher Bewunderung wurden Züge einer weitgehenden Demut über Petrus von Alexandrien erzählt. Er hatte die Gewohnheit, niemals auf seinem bischöflichen Stuhl Platz zu nehmen, sondern von der Fußbank aus die Eucharistie zu vollziehen; die oft wiederholten Zurufe des Volkes, er möge den ihm gebührenden Platz einnehmen, brachten ihn von seiner Gewohnheit nicht ab. Bei einem hohen Feste schloß sich der Klerus den Wünschen des Volkes an, weil man die Würde der Feier durch das Verhalten des Bischofs gestört fand. Da Petrus auf diese Weise zum Reden gezwungen war, machte er zu-

nächst einige geheimnisvolle Andeutungen und offenbarte nach dem Schluß des Gottesdienstes den Klerikern den Grund seines Verhaltens. Jedesmal, wenn er an seinen bischöflichen Thron herantrete, sehe er eine glänzende Gestalt auf demselben sitzen, und er wage es kaum, den Platz zu Füßen des himmlischen Gastes einzunehmen; er tue es nur, um die Gemeinde nicht noch mehr in Aufregung zu bringen. Petrus hätte durch keine andre Vision es besser beweisen können, daß sein Amt von Gott komme und daß auf seiner Amtsführung das Auge Gottes mit Wohlgefallen ruhe. Christus selbst führte den Vorsitz bei den Versammlungen der Gemeinde, wenn auch nur für die Augen des Bischofs sichtbar; er befand sich im Bereich seiner Stimme und durfte zu seinen Füßen sitzen. So faßte die Gemeinde das Gesicht des Petrus richtig auf. Als er den Märtyrertod gestorben war, brachte man seinen Leichnam in die von ihm gebaute Kirche, wo er bestattet werden sollte, und setzte ihn dort auf den Bischofsstuhl. Der Märtyrer durfte auf dem gleichen Throne mit Christus sitzen, und die Gemeinde jubelte ihm zu, als wenn er auf dem himmlischen Richterstuhl vor ihr säße und über ihrer aller ewiges Seelenheil zu entscheiden hätte.

Durch die kleine Geschichte ist bezeichnet, in welchem Lichte man das Oberhaupt der Gemeinde sah. Der Bischof nahm Christi Platz ein, regierte die Gemeinde an der Stelle und im Namen ihres unsichtbaren Herrn. Was er sagte, war der Wille Gottes, und mußte mit derselben Ehrfurcht aufgenommen werden wie eine Botschaft des Himmels. Der Bischof war der Vater unter seinen Kindern, der Führer unter seinem Volke, vor allem aber der Vertreter Gottes in der Mitte seiner Verehrer. Ihm gebührte im Munde aller Christen die Anrede Vater, er wurde in Briefen als „heiliger Vater“ angesprochen, und die Anrede wurde von Heiden übernommen. Umgekehrt pflegte der Bischof jedes Gemeindeglied seinen Sohn zu nennen. Erschien er im Gottesdienst, pflegten sich alle von ihren Sitzen zu erheben; bei gegebener Gelegenheit fiel man vor ihm nieder und küßte seine Hände; es war ein Vorzug, ihm seine Kleider ausziehen zu dürfen. Der alte Polykarp von Smyrna war nur selten dazu gekommen, sich selbst seiner Schuhe zu entledigen, „da immer jeder Gläubige sich beeiferte, zuerst seine Haut zu berühren“[3]. Schon in sehr früher Zeit hatten wenigstens die römischen Bischöfe in dem unterirdischen Friedhof der Gemeinde ihre eigene Gruft, in der sie allein beigesetzt wurden. Es dauerte nicht mehr allzu lange, daß man die Todestage der hauptstädtischen

Bischöfe im Kalender der Kirche notierte und ihnen am Grabe alljährlich eine Feier veranstaltete, wie den Märtyrern der Kirche. Daß man sie später unter dem Altar der Kirche beisetzte, liegt auf derselben Linie. Der Bischof war von vornherein auf dem Wege, den Heiligen zugezählt zu werden.

Die übrigen Kleriker

Der neugeweihte Bischof trat an die Spitze des Klerus, der ihn mitgewählt hatte, und es mußte seine Sorge sein, sich mit den einzelnen Persönlichkeiten abzufinden, auch wenn sie ihm etwa mit Mißtrauen entgegen kamen. Aber es war sein Recht, neue Kleriker zu ernennen und zu weihen, und es wird im allgemeinen in seinem Belieben gestanden haben, ob er den Rat des Klerus und der Gemeinde vorher anhören wollte, oder ob er sich damit begnügte, ihnen von dem Geschehenen Mitteilung zu machen. Er selbst glaubte nach göttlicher Weisung zu handeln und es konnten nur Gründe der Klugheit sein, wenn er es vorzog, nicht ganz selbständig zu verfahren. Die Stellen im Klerus waren ebenso wie das Bischofsamt selbst vielbegehrte Ehrenstellen, so daß der Bischof seine Wahl nach Auswahl treffen konnte. Die erste Bedingung war bei allen Klerikern ein guter Ruf und ein tadelloses Vorleben; daneben kamen für jeden Grad besondere Anforderungen hinzu.

Die nächste Umgebung des Bischofs war das Presbyterium, dessen Mitglieder den Bischof bei den gottesdienstlichen Handlungen zu vertreten hätten. Sie waren zu allen Amtshandlungen berechtigt, die der Bischof ausübte, mit Ausnahme der Ordination, die sein Vorrecht war. Als die Gemeinden größer wurden, so daß sie über mehrere Kirchen verfügten, wurde es Sitte, einzelnen Presbytern die selbständige Versorgung einer Kirche zu übertragen, und damit war eine Entwicklung angebahnt, die dem Presbyter eine Stellung gab, die der des Bischofs im wesentlichen gleich kam. In der ältesten Zeit, in der wir auch bei größeren Gemeinden nur eine Kirche voraussetzen dürfen, war das Presbyterium der Kreis der geistlichen Kollegen, der dem Bischof zur Seite stand bei seinem Auftreten im Angesicht der Gemeinde. Die Presbyter saßen rechts und links vom Bischof zu Seiten seines Throns in der Apsis der Kirche, sie unterstützten oder vertraten ihn bei seinem amtlichen Handeln, und traten auf seinen Ruf

zu einer gemeinsamen Sitzung unter seiner Leitung zusammen, um wichtigere Angelegenheiten zu beraten. Der Bischof redete sie als seine „Mitpresbyter" an oder als seine „Mitliturgen" und die gleiche Ausübung derselben gottesdienstlichen Funktionen verband sie in heiligen Beziehungen. Wie man von Anfang an auf den christlichen Gottesdienst den Begriff des Opfers angewandt hatte, indem man die Gebete und die Darbringungen der Gemeinde als Opfer bezeichnete, so nannte man die Vollzieher der gottesdienstlichen Handlungen Priester. „Gott nimmt von niemand Opfer an, als durch seine Priester."[4] Man sprach von priesterlichen Geschäften, dem priesterlichen Amt, dem priesterlichen Rang. Bischof und Presbyter sind die „Mittler zwischen Gott und seinen Gläubigen, Empfänger des Wortes und Prediger und Verkündiger desselben, Kenner der Schriften und der Aussprüche Gottes und Zeugen seines Willens, welche die Sünden aller tragen und (Gott) Rechenschaft über jeden geben werden"[5]. Und obwohl der neue Titel keineswegs für den Bischof bezeichnend war, da er ihn mit dem Presbyter teilte, wurde doch keine andre Amtsbezeichnung für den Bischof so gern gebraucht, wie diese. Der Dienst am Altar war der höchste und heiligste, der im Bereich seines Amtes vorhanden war, und aus ihm ließen sich alle andern Ansprüche ableiten. Der Bischof wie der Presbyter war ein „Priester Gottes und Christi"[6]. Wollte man Bischof und Presbyter unterscheiden, so nannte man den Bischof Oberpriester. Das Übliche aber war vorläufig für beide die gemeinsame Bezeichnung Priester.

Das heilige Amt begann bald auf seine Träger zurückzuwirken und ihnen besondere Standespflichten aufzuerlegen. Man fand es allmählich anstößig, daß die christlichen Priester zugleich Beamte und Kaufleute waren. Man verbot ihnen Märkte zu besuchen und Geschäfte zu treiben, Bürgschaften und Vormundschaften zu übernehmen; Geldgeschäfte galten als besonders anrüchig und wurden beim Kleriker bestraft. Unter dem Druck dieser Strömung mußte das Presbyterium mit der Zeit seine Zusammensetzung ändern. Während es in der ersten Zeit aus Handwerkern und kleinen Geschäftsleuten seine Mitglieder nahm, war man allmählich mehr auf den Kreis wohlhabender Privatleute angewiesen, denen ihr Besitz ein bequemes Leben gestattete, ohne daß sie für ihren Lebensunterhalt zu sorgen hatten. Es war dieselbe Klasse von Menschen, aus der die Stadt ihre Beamten nahm. Oder aber die Gemeinde mußte ihre Leistungen an ihre Beamten der-

art steigern, daß sie dadurch von irdischen Sorgen befreit wurden. Es ist sowohl das eine wie das andre eingetreten.

Aus dieser Wurzel ist auch die Ehelosigkeit des Klerus entstanden. Wenn man, gemäß dem Zuge der Zeit, die Ehe nur nach ihrer geschlechtlichen Seite zu würdigen vermochte und sie daher als Zugeständnis an die sinnliche Natur des Menschen auffaßte, mußte es wünschenswert erscheinen, daß die Leiter der Gemeinden der Natur diesen Zoll nicht bezahlten. Schon die Propheten der Urzeit hatten sich durch Fasten auf ihre Offenbarungen vorbereitet und, während der Geist durch sie sprach, sich der Gemeinschaft mit der Gattin enthalten; dasselbe schien dem Bischof und dem Presbyter zu ziemen, welche am Altar dienten. Nur verwalteten sie täglich den Gottesdienst, waren also zu ständiger Enthaltung verpflichtet. In vielen Gemeinden gab es Kreise von Männern und Frauen, die sich der Enthaltsamkeit als einer besonderen göttlichen Gabe rühmen durften, und es war wünschenswert, daß der Klerus an Heiligkeit hinter ihnen nicht zurückstand. Die Ehelosigkeit der Geistlichen wird also von Anfang an als Ideal gegolten haben. Sie wurde aber mit der Zeit energischer betont, je mehr die Eucharistie als Opfer galt, und der Bischof und Presbyter als Priester und Mittler angesehen wurde. Und es ließ sich eine solche Verpflichtung auch nur allmählich einführen. Der erste Schritt war, daß man die Einehe vom Kleriker wie vom Laien forderte, und von dieser Forderung für die Kleriker auch nicht nachließ, als sie sich für die Laien nicht mehr aufrecht erhalten ließ. Es war das übrigens eine Bedingung, die auch für die Priester anderer Religionen galt, die also den Anschauungen der Zeit entsprach. Schon damals aber gab es im Klerus Ehelose; viele Bischöfe konnten sich rühmen, nie eine Ehe geschlossen zu haben. Der zweite Schritt war, daß man den Klerikern verbot, nach der Ordination zu heiraten, und es ist bezeichnend, daß das Verbot speziell den Presbytern und dem Bischof galt; denn sie allein dienten am Altare. Das ist der Standpunkt, auf dem die orientalischen Kirchen bis zum heutigen Tage stehen geblieben sind. Den dritten Schritt tat im Westen die spanische Synode von Elvira, indem sie bestimmte, daß alle Kleriker sich des Umgangs mit ihren Frauen zu enthalten hätten. Beinahe hätte die Reichssynode von Nicäa die Ehelosigkeit in dieser Fassung zu einem allgemeinen Kirchengesetz erhoben, wenn nicht der Einspruch des Paphnutius es verhindert hätte. Der letzte Schritt, das allgemeine Eheverbot, ist

erst unter dem Einfluß des Mönchtums und nur im Westen getan worden. Einige Nationalkirchen im Osten, die an der allgemeinen Entwicklung nicht teilnahmen, haben es gewagt, die Ehelosigkeit nicht als ein Ideal für ihren Klerus aufzustellen.

Waren die Presbyter die Kollegen des Bischofs, unter denen er der erste war, so waren die Diakonen seine Diener. Sie standen ihm zur Seite bei allen amtlichen Handlungen, und vermittelten den Verkehr zwischen ihm und der Gemeinde. Zumal in der ältesten Zeit haben wir uns den Bischof ständig von einem oder mehreren Diakonen begleitet zu denken. Sie richteten das gottesdienstliche Lokal her zur kirchlichen Feier, beim Gottesdienst standen sie an der Kirchentür, wiesen den einzelnen ihre Plätze an, nahmen die Fremden auf und suchten Störungen fernzuhalten. War etwas bekannt zu machen, so waren sie die Herolde des Bischofs. Sie halfen bei der Verteilung der Eucharistie und überbrachten die heilige Speise nach dem Schluß des Gottesdienstes denen, die aus Krankheit oder einer andern Ursache hatten fernbleiben müssen, sammelten die Almosen ein, welche die Gemeinde darbrachte und standen bei der Austeilung dem Bischof mit Rat und Tat zur Seite. Die Vorräte und die Kasse der Gemeinde standen zu ihrer Verfügung; an die Diakonen wandte man sich, wenn man dem Bischof irgendein Anliegen vorzutragen hatte. Sie hatten die Kranken der Gemeinde zu versorgen, und die Begräbnisse standen unter ihrer Aufsicht. War eine Verfolgung ausgebrochen, so versorgten die Diakonen die Bekenner im Gefängnis mit allem Notwendigen; und war ein Märtyrer für seinen Glauben gestorben, so sorgte der Diakon für seine Bestattung. Der Bischof und sein Diakon waren unzertrennlich wie ein Kommandeur und sein Adjutant. Es gab wohl in allen Gemeinden mehrere Diakonen, unter denen der Bischof die vielen Geschäfte, die sie zu besorgen hatten, verteilte; aus ihnen wird er sich auch seine Umgebung ausgesucht haben. Man faßte allgemein die Almosenpfleger in Jerusalem (Apostelgeschichte 6) als die Vorläufer der Diakonen auf, was ja durchaus richtig war, und glaubte deshalb auch in größeren Gemeinden nicht mehr als sieben Diakonen anstellen zu dürfen, um dem Vorbild der apostolischen Zeit treu zu bleiben.

Die Diakonen müssen die beliebtesten Beamten der Gemeinde gewesen sein. Der Bischof stand zu hoch, um sich um das einzelne und den einzelnen kümmern zu können; er war in vielen Fällen zu sehr ge-

fürchtet, um beliebt zu sein. Die Presbyter kamen, solange sie nicht selbständig den Gottesdienst einer Kirche versahen, zu wenig mit der Gemeinde in Berührung und traten überhaupt zurück. Der Diakon aber stand überall vornean, wo die christliche Gemeinde als gottesdienstliche Gemeinschaft und als Liebesgemeinschaft sich darstellte. Er war allen Christen der Stadt bekannt, war mit vielen in persönliche Berührung gekommen, alles Gute ging durch seine Hand; der Diakonat war vielleicht ein schweres, aber ein dankbares Amt. Das nahe Verhältnis zum Bischof konnte ebenfalls nur dazu dienen, die persönliche Stellung des Diakonen zu heben.

Gegen Ende unseres Zeitraums wurde der Archidiakonat geschaffen. Es scheint nur ein Titel zu sein für den Diakonen, den sich der Bischof zur persönlichen Begleitung ausgewählt hatte, und der daher eine Vertrauensstellung über seinen Kollegen einnahm.

Eine der einschneidendsten Neuerungen, die seit dem Entstehen des monarchischen Episkopats sich durchsetzte, war der Grundsatz, daß Frauen zur Regierung der Gemeinde untauglich seien und im Gottesdienst zu schweigen hätten. Das war in der ältesten Kirche ganz anders gewesen. Damals hatten neben den Männern überall auch Frauen sich in den Dienst des Evangeliums gestellt, waren als Apostel umhergezogen, hatten in prophetischen Reden den Anstoß zur Gründung von Gemeinden gegeben und sie nicht selten längere Zeit geleitet. Die katholische Kirche wußte aber, was sie wollte, und warum sie den Frauen das öffentliche Auftreten in der Gemeinde untersagte. Prophetische Weiber mußten auf die Dauer das Ansehen der Gemeinden schädigen. Die Begeisterung gefährdete bei einer jungen Frau die Zucht, bei einer älteren die Würde, und schadete der Zurückhaltung, die man von der Frau im Altertum in höherem Grade erwartete als von der modernen. In Erweckungsperioden mag man sich über derartige Rücksichten und über das Urteil der Welt hinwegsetzen; geordnete Gemeinden konnten das nicht mehr. Es scheint aber, als wenn es neben solchen Erwägungen über weiblichen Takt noch andere Überlieferungen gewesen sind, die der Frau ihre alte Stellung in der Gemeinde beschränkten. Eine römische Anschauung von der Würde des Beamten mag hineingespielt haben, auch eine religiöse Überlieferung, daß das Weib zu kultischen Handlungen unfähig sei. Die Strömung, die der Frau feindlich war, war im Westen des Reiches stärker als im Osten. Im Westen entrüstete man sich darüber, wenn eine Frau

sich gottesdienstliche Funktionen anmaßte, wenn sie taufte, die Eucharistie darbrachte, lehrte und die Sündenvergebung erteilte; man hat die Frauen schon im zweiten Jahrhundert aus den geistlichen Stellen entfernt, während im Osten diese Entwicklung länger dauerte.

Man ging zunächst nicht allzu scharf vor, und ließ die Frauen wenigstens als Dienerinnen der Gemeinde zu. Sie waren als solche schwer zu entbehren. Solange die Gemeinde von dem Haß der Heiden umlauert war und die Schritte ihrer Beamten mit Argwohn beobachtet wurden, konnte man einen jungen Diakon nicht an das Krankenbett christlicher Frauen schicken; und bei der Taufe erwachsener Frauen schien es angebracht, eine Frau mitwirken zu lassen, da der Ritus forderte, daß der Täufling sich seiner Kleider entledigte. Man schuf daher ein viertes Amt, das der Witwen. Aus den verwitweten Frauen der Gemeinde wurden solche ausgewählt, die nur in einer Ehe gelebt und etwa das fünfzigste Lebensjahr erreicht hatten. Man hielt an der Altersgrenze nicht allzu streng fest, und nahm gelegentlich auch daran keinen Anstoß, ältere Jungfrauen als „Witwen“ anzustellen. Sie wurden durch einen kirchlichen Akt in ihr Amt eingeführt und mußten dabei das Gelübde ablegen, nicht zu heiraten. Ihre Aufgabe war im wesentlichen die weibliche Krankenpflege und die Vertretung des Diakons in solchen Fällen, wo eine Frau besser am Platze war als ein Mann.

Bis ins dritte Jahrhundert hat es überall in der Kirche die vier klerikalen Grade, Bischof, Presbyter, Diakon und Witwe, gegeben. Seit dem dritten Jahrhundert schieden sich aber Osten und Westen durch ihre verschiedene Stellung zum weiblichen Amt. Im Westen entfernte man die Frauen überhaupt aus dem kirchlichen Rang, im Osten aber schuf man ein neues weibliches Amt, das der Diakonissen. Es war nichts weiter als eine Fortsetzung des alten Witwenamtes. Man wählte den neuen Titel, weil er besser als der der Witwe die Diakonisse als Dienerin bezeichnete, die zu selbständigen Handlungen in der Gemeinde unfähig war. In dieser Form hat der weibliche Diakonat im Orient noch Jahrhunderte bestanden, während der Westen die Diakonissen nie gekannt hat.

Zur selben Zeit, etwas vor der Mitte des dritten Jahrhunderts, ging vom Westen eine andre Neuerung aus, die dem Klerus der Kirche ein ganz neues Aussehen gab. Es wurden nicht weniger als fünf klerikale Grade geschaffen, die sämtlich unter den bisherigen standen, die *ordines minores*. Die fünf neuen Klassen von Klerikern waren die Sub-

diakonen, die Akoluthen, die Exorzisten, die Lektoren und die Ostiarier. Von ihnen hatte nur das Lektorenamt eine Vorgeschichte, die vier andern Grade waren neu.

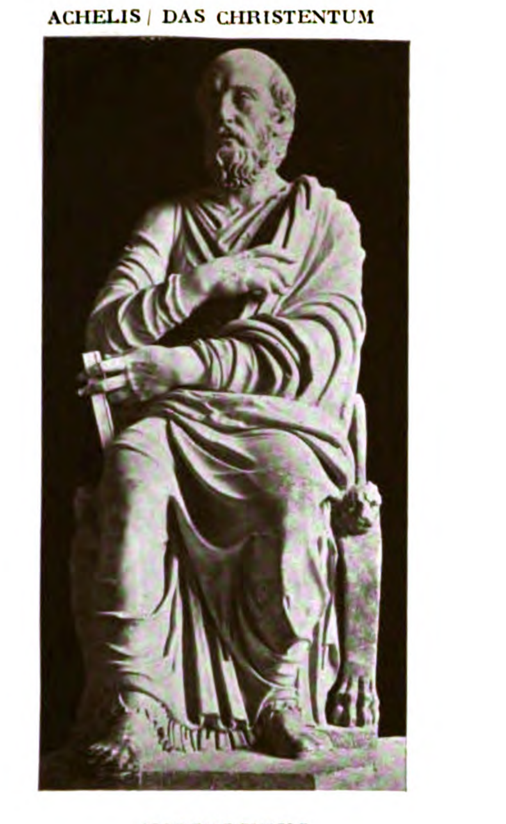
Der Lektor hatte die Aufgabe, die Heiligen Schriften im Gottesdienst zu verlesen. In den kleinen Gemeinden der Urkirche, die im wesentlichen aus ungebildeten Mitgliedern bestanden, mag es nicht immer leicht gewesen sein, einen guten Vorleser zu finden. Denn die Heiligen Schriften waren mit großen Buchstaben und ohne Wortabteilung geschrieben, und es bedurfte einiger Übung, um sie vortragen zu können.

Von einer altchristlichen Bibelhandschrift gibt einen guten Eindruck die Probe auf Taf. 12, auch wenn sie erst um das Jahr 400 geschrieben worden ist. Das Blatt gibt Gen. 34, 21—27 wieder, die Geschichte von der Dina.

Andrerseits legte man auf die öffentliche Vorlesung großen Wert: auf diesem Wege erwarben sich die meisten Christen ihre Bibelkenntnis. Der Lektor war also im Gemeindeleben eine ebenso notwendige wie wichtige Persönlichkeit, und es ergab sich von selbst, daß er an die Vorlesung der Heiligen Schrift zugleich ihre Auslegung anschloß; stand es doch in der alten Zeit jedermann frei, im Gottesdienst zu reden. Noch im Jahre 303 starb in Cäsarea ein Lektor Alphaeus, der gerühmt wurde als ein Prediger und Lehrer des Wortes Gottes. Aber in der Zeit vor der Mitte des dritten Jahrhunderts scheint der Lektorat nicht überall ein Amt gewesen zu sein; die gottesdienstliche Lektion wurde übernommen von jedem, der dazu imstande war, ebenso wie die Predigt; ein klerikaler Rang wurde der Lektorat erst seit der Schaffung der *ordincs minores*.

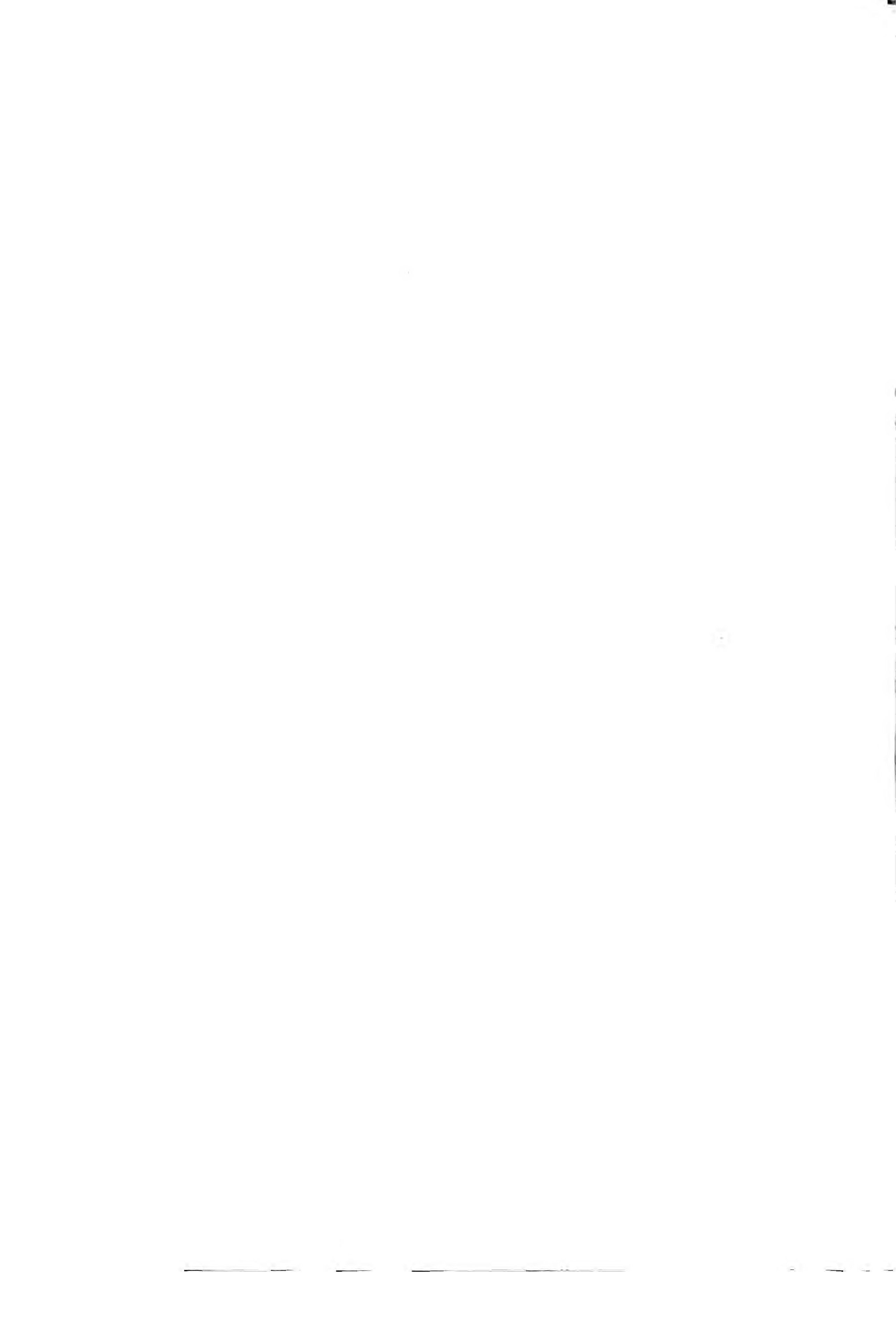
Einen christlichen Vorleser zeigt der Grabstein Taf. 5, 2. Er hat die geöffnete Schriftrolle in den Händen und wendet sich nach links einem sitzenden Manne zu, der auf dem zerbrochenen Teil des Steines zu sehen war. Es ist nicht sicher, daß die eingeritzte Zeichnung einen kirchlichen Lektor vorstellen soll; aber so hat man ihn sich zu denken.

Mit dem Amt des Exorzisten wurde ebenfalls eine Handlung an ein Amt gebunden, die bis dahin von jedermann ausgeübt worden war. Die bösen Geister zu vertreiben, hatte in der ältesten Zeit sich jeder angelegen sein lassen, der den Geist Gottes besaß, vor allem die Apostel, Propheten und Evangelisten, in denen der Geist am mächtigsten sich erwies. Noch Tertullian erklärt jeden Christen dazu imstande, Dämonen zum Sprechen zu bringen und auszutreiben. Es bedeutete eine Geringschätzung der Gaben des Geistes Gottes, wenn nunmehr



HIPPOLYTUS
(NUR DER SESSEL UND DIE BEINE SIND ALT) / LATERANMUSEUM / ROM

SCHRIFTENVERZEICHNIS UND OSTERKANON
AUF DER LINKEN SEITE DES SESSELS



die Ausübung des Geisterbannes einem niedern Kleriker übertragen wurde, der die wirkungskräftigen Formeln sprach, und damit Menschen und Häuser zu schützen oder zu beschwören hatte. Was man gewaltigen Persönlichkeiten und in außerordentlichen Situationen gern glaubt, wurde damit zu einem regelmäßigen Brauch der Kirche herabgesetzt und in den Geschäftsbereich des kirchlichen Amts gezogen.
Die übrigen neuen Beamten, der Subdiakon, der Akoluth und der Ostiarier, waren dazu bestimmt, Geschäfte zu übernehmen, die bis dahin von den Diakonen versehen worden waren. Der Subdiakonat wurde eingeführt als Vertretung der Diakonen, weil man wegen Apostelgeschichte 6 die Siebenzahl der Diakonen nicht zu überschreiten wagte; man schuf daher einen neuen Rang mit denselben Obliegenheiten. Die Akoluthen sollten persönliche Begleiter und Boten des Bischofs sein: bis dahin hatten die Diakonen den Bischof begleitet und seine Briefe überbracht. Der Ostiarius hatte seinen Platz an der Kirchtür, wo ebenfalls bis dahin der Diakon gestanden hatte. Man kann daraus schließen, was zur Schaffung der *ordines minores* geführt hat. Die Arbeiten des Diakonats waren so umfangreich geworden, daß sie in großen Gemeinden von sieben Männern nicht mehr auszuführen waren. Ein andrer Grund ist ebenso wenig zu verkennen. Der Diakon schob alle Verrichtungen, die einem Diener mehr anstehen als einem Herrn, dem Unterpersonal zu. Der Diakon war, wie die ganze Gemeinde, mit der Zeit vornehmer geworden. Darum wurden ihm die niederen Dienste genommen, und er behielt nur die Armenpflege und den Altardienst in der Hand, die auch von einem höher stehenden Manne versehen werden konnten. Es brauchen nicht einmal äußerliche Erwägungen gewesen zu sein, die den Diakonen entlasteten. Vielleicht hat die Rücksicht auf den Gottesdienst in erster Linie gestanden. Der Diakon diente am Altar, nahm die Gaben der Gemeinde in Empfang und teilte die Eucharistie der Gemeinde aus. Die Würde des Gottesdienstes schien es zu erfordern, daß ihm die niederen Dienste abgenommen wurden. Darum versah sich die Kirche nach der damaligen Weise mit einem Heer von Unterbeamten, die sie aber sämtlich zum Klerus rechnete.
Die *ordines minores* sind im zweiten Viertel des dritten Jahrhunderts geschaffen worden, wahrscheinlich in Rom.
Alle Kleriker wurden durch einen kirchlichen Akt, die Ordination, in ihr Amt eingeführt. Wo es notwendig war, wie beim Lektor, wurde

eine eingehende Prüfung seiner Befähigung zu dem Amt vorgenommen, und es wurde beim Vollzug der Weihe der Unterschied des verschiedenen Grades der Würde markiert.

Die Kopfzahl des Klerus war in den Gemeinden überaus verschieden. Für die römische Gemeinde besitzen wir ein Verzeichnis des Klerus aus dem Jahre 251: der Bischof, sechsundvierzig Presbyter, sieben Diakonen, sieben Subdiakonen und zweiundvierzig Akoluthen; die Zahl der Exorzisten, Lektoren und Ostiarier betrug zusammen zweiundfünfzig. Der römische Bischof gebot schon um die Mitte des dritten Jahrhunderts über ein Personal von mehr als hundertundfünfzig Personen.

Die acht Rangstufen hatten überall dieselbe Reihenfolge: Bischof, Presbyter, Diakon, Subdiakon, Akoluth, Exorzist, Lektor, Ostiarier. Im Osten wich man nur insofern von der westlichen Ordnung ab, als man nicht sämtliche Grade hatte: die vorhandenen standen in derselben Reihenfolge.

Sehr alt sind die Bemühungen, die acht Grade zu einer Stufenleiter zu gestalten, die jeder hinanklimmen mußte, der eine kirchliche Stellung erhalten wollte. Das Vorbild war in der Laufbahn der römischen Staatsbeamten gegeben. Es ist aber interessant zu sehen, in wie freier Weise man sich das Vorbild aneignete und wie man die Gefahr des Schematismus zu vermeiden verstand.

Zunächst war der unterste Grad, der Ostiarier, von der Beförderung ausgeschlossen. Es lag in der Natur der Sache, daß man zum Küster eine ältere, gesetzte Persönlichkeit ernannte, und es war wünschenswert, daß das Amt nicht zu oft seinen Träger wechselte. Diesen Gesichtspunkten wurde überall Rechnung getragen. Die kirchliche Laufbahn begann deshalb mit der zweitletzten Stufe, mit dem Lektorat. Einen Lektor bestimmt Cyprian von Anfang an zum Presbyter. Aber es wurde doch gern gesehen, wenn jemand von der Pike an diente: für den Bischof Kornelius von Rom war es eine Empfehlung, daß er sämtliche klerikalen Grade durchlaufen hatte. Für den Kleriker war das allmähliche Aufrücken ein offenbarer Vorteil, da er den kirchlichen Dienst nach allen Richtungen kennen lernte. Er begann in jungen Jahren, vielleicht noch als Knabe damit, die Heiligen Schriften im Gottesdienst zu verlesen, und wurde damit auf das Schriftstudium verwiesen, das wenigstens für die höchsten Stufen ein unbedingtes Erfordernis war. Die Übung im Vortrag war zugleich die beste Schule

für den Prediger. Als Akoluth kam der angehende Kleriker in die Umgebung des Bischofs, vielleicht in die Kanzlei, und lernte als Briefbote den Verkehr mit andern Gemeinden kennen. Im Subdiakonat oder Diakonat wurde er in die soziale Aufgabe der Kirche eingeführt, in ihre Liebestätigkeit; der junge Kleriker mußte mit Armen und Kranken umgehen und konnte seine Fähigkeit im Verwalten ausbilden. Als Presbyter endlich kam er in den engen Rat des Bischofs, oder er hatte eine selbständige Stellung als Liturg einer Kirche. Wurde er endlich irgendwo zum Bischof gewählt, so kannte er die kirchlichen Funktionen sämtlich und hatte sich einen Schatz von Erfahrungen gesammelt.

Es war aber nicht minder für die Regierung der Kirche ein Vorteil, daß sie sich den Klerus heranziehen konnte. Aus den vielen Leuten, die sich zu den kirchlichen Ämtern herandrängten, konnte man sich die geeigneten Persönlichkeiten auswählen. Man kannte seine Beamten von Jugend an, hatte sie früh aus der Welt herausgenommen und immer beaufsichtigt; man schätzte den Eifer und die Fähigkeit jedes von ihnen richtig ein und hatte die Möglichkeit, ihn an den Platz zu stellen, der ihm zukam. Durch eine feste Ordnung des Aufrückens war man nicht gebunden; man konnte schnell und langsam aufsteigen lassen. Ein Bischof, der die Menschen seiner Umgebung kannte, war vor Mißgriffen bei der Besetzung der Stellen geschützt.

Für die höchste Stelle, das Bischofsamt, band man sich wiederum an keine Regel. In vielen Fällen mochte es sich empfehlen, einen Presbyter, der im Dienst der Gemeinde ergraut war, zum Bischof zu wählen; und es gibt zahlreiche Beispiele dafür, daß man den Bischof aus den Presbytern nahm. Da die Wahl in den Händen der Gemeinde lag, ist es nicht zu verwundern, daß häufig ein Diakon in die bischöfliche Stellung einrückte; er konnte sich am leichtesten beliebt machen und das Vertrauen weiter Kreise gewinnen. Wo man die Liebestätigkeit als die wichtigste Pflicht des Bischofs auffaßte, mochte der Diakon als der beste Anwärter auf den bischöflichen Stuhl erscheinen. Aber es stand nichts im Wege, daß ein niederer Kleriker sich um den Episkopat bewarb; und oft fand man einen Laien geeigneter, an die Spitze des Klerus zu treten, als einen aus seiner Mitte. Man bewahrte damit dem Organismus der Gemeinde eine Elastizität, die über manche schwierige Lagen hinweghelfen konnte.

Die Gesamtheit der kirchlichen Beamten nannte man den *clerus.* Innerhalb des Klerus machte man eine scharfe Grenze zwischen den

drei alten Ämtern, den Bischöfen, Presbytern und Diakonen und den neuen, den Subdiakonen, Akoluthen, Exorzisten, Lektoren und Ostiariern. Es ist die Scheidung zwischen höheren Beamten und Subalternen. Die Presbyter und Diakonen nahmen an der Regierung der Gemeinde teil, sie besuchten mit ihrem Bischof die Synoden der Provinz. In der Abwesenheit des Bischofs führten sie vertretungsweise die Gemeinde, schrieben und empfingen Briefe. Die *clerici minores* gehörten ihnen gegenüber zu dem Volk, der Gemeinde.

Die Gemeinde

Zwischen dem Klerus und der Gemeinde wurde eine hohe Schranke aufgerichtet. Die Kleriker waren nicht mehr, wie die Bischöfe und Diakonen der ältesten Zeit, Beauftragte der Gemeinde, die von ihr gewählt und also auch abzusetzen waren. Bischof und Klerus beriefen sich auf eigene göttliche Rechte, auf den Geist Gottes, der in ihnen lebendig war, den sie durch die Handauflegung bei der Ordination empfangen hatten. Der Gemeinde gegenüber waren sie die Beamten, die Gehorsam verlangten und denen man sich zu fügen hatte. Es ist interessant zu sehen, wie schon in den ersten Jahrzehnten des monarchischen Episkopats ein Recht der Gemeinde nach dem andern in Wegfall kommt und in die Hände des Bischofs übergeht. Das ist zunächst an der Korrespondenz zu beobachten. Ignatius und Polykarp wenden sich in ihren Briefen noch an die Gemeinde, wie es in der alten Zeit üblich gewesen war. Ihre Briefe werden in der Gemeinde vorgelesen und beantwortet sein. Es wird vorausgesetzt, daß die Gemeinde noch Briefe schreibt und absendet. Aber Ignatius schreibt außer an die Gemeinde von Smynra in derselben Angelegenheit außerdem an den Bischof von Smyrna, an Polykarp. Und Polykarp schreibt zwar an die Gemeinde von Philippi, aber als absendende Stelle nennt er nicht seine Gemeinde, sondern sich und sein Presbyterium.
Wer die Korrespondenz in der Hand hat, veranlaßt auch die Absendung von Botschaften. In den Ignatiusbriefen entsenden noch die Gemeinden ihre Boten, aber der Bischof Polykarp bezeichnet gelegentlich sich als den Urheber einer Gesandtschaft[7]. Man sieht: der Briefwechsel des Ignatius und Polykarp, der etwa dem zweiten Jahrzehnt des zweiten Jahrhunderts angehören mag, führt uns in die Übergangszeit hinein, als das Recht, Briefe zu schreiben und zu empfangen, aus

den Händen der Gemeindeversammlung in die des Bischofs überging. Bald nachher haben nur noch die Bischöfe untereinander korrespondiert, und sie hatten das Recht, von dem Inhalt ihrer Briefe der Gemeinde mitzuteilen oder zu verschweigen, was sie wollten.

Es ist bekannt, wie sehr unter den veränderten Verhältnissen die Briefe selbst ihren Inhalt geändert haben. Die Sendschreiben der apostolischen Zeit waren dazu bestimmt, in den Gottesdiensten der Gemeinde verlesen zu werden. Die apostolischen Verfasser hatten sich deshalb bemüht, die ganze Wucht ihrer Persönlichkeit in ihre Feder hineinzulegen. Was sie geschrieben haben, ist mit dem Worte Brief nicht beschrieben: es sind weit eher Predigten, Zeugnisse des göttlichen Geistes, der in ihnen lebendig war. In dieser Beziehung gehören die Briefe des Ignatius noch der alten Zeit an. In ihnen weht der apostolische Geist. Dagegen nahmen die Briefe, welche die Bischöfe untereinander wechselten, immer mehr den Charakter einer geschäftlichen Korrespondenz an. Sie beschäftigten sich mit kirchlichen Fragen aller Art, die sie aufwarfen und beantworteten. Viele von ihren Briefen sind aufbewahrt und weiter verbreitet worden, um als Grundlage des kirchlichen Rechts zu dienen.

Wie mit der Korrespondenz so ging es mit allen andern Rechten, die früher die Gemeinde ausgeübt hatte, mit der Wahl der Beamten, der Verfügung über die Einkünfte, den Ansprachen im Gottesdienst und der Bußzucht, nur daß wir die Entwicklung nicht an allen Punkten urkundlich belegen können, wie bei dem Briefwechsel. Ein Stück nach dem andern nahm der Regent der Gemeinde in seine Hand. Die Demokratie verwandelte sich sehr schnell in eine absolute Monarchie. Das einzige Recht, das der Gemeinde blieb, war die Wahl des Bischofs. Das war freilich ein überaus wichtiges Recht, zumal daraus gefolgert werden konnte, daß die Gemeinde unter Umständen den von ihr gewählten Bischof absetzen dürfe. Das ist auch noch im dritten Jahrhundert anerkannt worden. Aber wie selten war eine Gelegenheit da, um das Recht anzuwenden. Und eine Gemeinde, der alle übrigen Rechte der Selbstregierung genommen waren, verlor von selbst die Geschlossenheit und die Kraft, die notwendig war, um in außerordentlichen Fällen gegen ihren Bischof vorzugehen.

Es ist nicht notwendig anzunehmen, daß sich der Übergang der Regierungsgewalt von der Gemeinde auf den Bischof im Streit vollzogen hat. Eine vielköpfige Volksversammlung ist ein schwerfälliges Organ

zu allen Akten der Verwaltung. Wo die Bischöfe weitblickend genug waren, um die Lage zu überschauen, werden sie feindselige Auseinandersetzungen vermieden haben. Ein Streit über die Rechte konnte der von ihnen gewünschten Entwicklung nur schädlich sein. Die Gemeinden werden es dankbar anerkannt haben, daß die Geschäfte soviel schneller und müheloser sich abwickelten als in früheren Zeiten. Alles konnte sich in Eintracht und bei vollstem gegenseitigen Vertrauen vollziehen. Es ist nicht einmal nötig vorauszusetzen, daß die Bischöfe alle, oder nur in der Mehrzahl, ein Bewußtsein davon hatten, wie günstig die Zeit ihren Ansprüchen war. Die guten Köpfe unter ihnen werden allerdings bemerkt haben, daß das Schwergewicht der Verhältnisse sie hob, und sie sind es gewesen, die die Entwicklung vorwärts getrieben haben.

Der Montanismus

Einmal ist noch der Versuch gemacht worden, das Urchristentum wiederherzustellen: im Montanismus. Im Jahr 156/7 trat in der Landschaft Phrygien ein neubekehrter Christ als Prophet auf. In ekstatischen Zuständen, die ihn in der Gemeindeversammlung befielen, sprach der Geist aus ihm als eine Stimme Gottes. „Ich bin der Herr Gott, der Allmächtige, der sich auf einen Menschen niedergelassen hat“[8]; „weder ein Engel, noch ein Gesandter, sondern ich, der Gott Vater, bin gekommen“[9]; „siehe, der Mensch ist wie eine Leyer, und ich fliege herzu wie das Plektrum. Der Mensch schläft und ich wache. Siehe, der Herr ist es, der die Herzen der Menschen in Ekstase versetzt, der den Menschen das Herz gibt“[10]. „Ich bin der Vater und der Sohn und der Tröster“[11]. Montanus sprach von Kriegen und Zerstörungen, die kommen würden, und von dem Ende aller Dinge, das er in nahe Aussicht stellte. Mit scharfen Worten tadelte er das Verderbnis der Kirche und forderte alle zur Umkehr auf. An einigen Punkten Phrygiens, in Pepuza und Tymion, wollte er die Menschheit versammeln; diese Orte seien heilig, und dort werde sich das himmlische Jerusalem herablassen auf die Erde. Dann „wird der Gerechte leuchten hundertmal mehr als die Sonne, die Kleinen unter euch werden leuchten hundertmal mehr als der Mond“[12].

Die ersten Anhänger des Montanus waren einige Frauen, Priscilla, Maximilla und Quintilla. Als der Geist über sie kam, verließen sie

ihre Männer und Kinder, und weihten ihr Leben der neuen Prophetie. Wieder einmal traten Frauen in den Vordergrund der christlichen Mission. Christus verkehrte mit ihnen in Träumen und Gesichten. „In weibliche Gestalt verwandelt erschien bei mir Christus in strahlendem Gewande, und legte in mich die Weisheit, und offenbarte mir, daß dieser Ort hier — Pepuza — heilig sei und daß an dieser Stelle sich Jerusalem aus dem Himmel herablassen werde" — so hatte Priscilla oder Quintilla erzählt[13]. Und Maximilla predigte: „Hört nicht mich, sondern Christus"[14]. „Mich hat der Herr gesandt für diese Arbeit, dies Werk und diese Botschaft als Anhänger, als Deuter und als Ausleger, gezwungen, mit Willen und ohne Willen, um zu lernen die Erkenntnis Gottes"[15]. „Nach mir wird keine Prophetie mehr sein, sondern das Ende"[16]. Sie warben viele Anhänger, vergaben ihnen die Sünden, und leiteten sie zu einem neuen Leben an, einem Leben im Geiste.

Noch einmal fühlte sich die Christenheit als eine Gemeinde der Heiligen der letzten Tage. In ihren Versammlungen erschienen wohl sieben weißgekleidete Jungfrauen mit Lampen in den Händen; sie behaupteten, weit her gekommen zu sein, um der Gemeinde zu weissagen. Dabei wußten sie sich in einen Taumel der Begeisterung zu versetzen, sprachen vom Ende aller Dinge und bewegten die Versammlung zu lautem Wehklagen über ihre Sünden. Die neuen Propheten stellten strenge Grundsätze auf für die Lebensführung, wie sie den Christen gezieme, die der Erscheinung des Herrn entgegenharren. Man wagte zwar nicht, die eheliche Gemeinschaft zu verbieten, aber man richtete doch den alten Grundsatz wieder auf, der in den Gemeinden der großen Städte stark ins Wanken gekommen war, daß der Christ nur eine Ehe im Leben schließen dürfe, und man achtete scharf auf seine Durchführung. Für das Fasten der Gemeinden stellten sie neue Bestimmungen auf von einer unerhörten Schärfe. An den Stationstagen wurde unter den Montanisten das Fasten bis zum Abend ausgedehnt, während man es im allgemeinen nur bis zur neunten Stunde beobachtete. Zwei Wochen im Jahr fasteten die ganzen Gemeinden, mit Ausnahme von Sonnabend und Sonntag, und eine ganz neue Erfindung waren die Xerophagien, Tage, an denen man dem Fleisch und dem Wein in jeder Form entsagte, ebenso wie den Früchten und dem Bade; wie schwer mag die Beschränkung auf das trockene Brot ohne Getränk und Zukost den Bewohnern der heißen Landschaften Asiens ge-

fallen sein. Durch alle diese Enthaltungen suchten die Prophetinnen bei ihren Anhängern ekstatische Zustände hervorzurufen; und das wird der tiefste Grund gewesen sein, weshalb die neue Prophetie die Enthaltsamkeit predigte. Sie erhielt dadurch ihre eigentliche Lebenskraft wach.
Ein Beweis für die Göttlichkeit ihrer Sendung schien den Prophetinnen der neue Mut zu sein, mit dem ihre Anhänger den Verfolgungen entgegentraten. Ein asiatischer Märtyrer, Themison, gehörte bald zu den Führern. Die Prophetinnen schürten geradezu die Lust zum Martyrium. Sie riefen im Geist: „Du wirst öffentlich vorgeführt, das ist dir gut. Wer unter den Menschen nicht vorgeführt wird, wird im Herrn vorgeführt. Laß dich nicht erschrecken; die Gerechtigkeit geleitet dich in die Versammlung. Was willst du mutlos werden, wenn du doch Lob davonträgst. Unter den Augen der Menschen wächst dir Kraft zu“[17]. Selbst den Frauen in der Gemeinde rief man zu: „Habt nicht den Wunsch, in Betten, bei Fehlgeburten und im Fieber aus der Welt zu scheiden, sondern im Martyrium, damit der verherrlicht werde, der für euch gelitten hat“[18]. In dem Geist, der beim Bekenntnis aus den Märtyrern sprach, glaubte man das sichtbare Zeichen in Händen zu haben, daß Gott den Montanus und seine Prophetinnen zu ihrem Werk erwählt habe.
Vom Herzen Kleinasiens aus verbreitete sich die Bewegung in die andern Provinzen mit derselben Schnellkraft wie die erste Botschaft des Evangeliums. Aber sie wandte sich nicht wie damals an Juden und Heiden, um aus ihnen Gemeinden von Gläubigen zu sammeln, sondern sie suchte die bischöflichen Gemeinden auf, um aufzuregen und zu zerstören, und für ihre Sonderbotschaft Anhänger zu sammeln. Die Propheten wurden anfangs in den Gemeinden zugelassen, man hörte ihre Weissagungen an, dann aber entwickelte sich ein Widerstand. Die Bischöfe witterten in der Prophetie den Gegner, nahmen den Kampf auf und traten den Montanisten entgegen im Angesicht ihrer Gemeinden. Dann versammelten sich die Bischöfe in Synoden und schlossen die Anhänger der neuen Prophetie von der Kirchengemeinschaft aus. Die Gemeinden wurden vorsichtiger und abweisender. Von Maximilla ist uns die Klage erhalten: „Ich werde verjagt wie ein Wolf von den Schafen. Aber ich bin kein Wolf. Ich bin Wort und Geist und Kraft“[19]. Der Erfolg des Montanismus in seiner engeren Heimat war nicht allzu groß; nur wenige Gemeinden, wie die von Ancyra in Galatien, wurden ganz gewonnen.

Einige der ersten Führer, darunter Montanus selbst, scheinen bald gestorben zu sein, und es hatte einmal den Anschein, als wenn die Prophetie bald erlöschen sollte. In diesem gefährlichen Augenblick kamen die Einrichtungen, die Montanus der Bewegung gegeben hatte, ihr nach seinem Tode zugute. Er hatte mit einem guten Blick für die Bedürfnisse der Mission Sammelboten angestellt und eine Kasse begründet, aus der die Propheten reichlich besoldet wurden. Die Missionare selbst nahmen Geschenke aller Art an, und forderten die Gläubigen zu großen Gaben auf. Prisca, nach allem Anschein eine außergewöhnliche Frau, führte die Prophetie nach Europa hinüber. In Thrazien trat ihr der Bischof Sotas von Anchialus entgegen und suchte ihren Prophetengeist wie einen Dämon auszutreiben. Er hatte kein Glück damit. Die Missionare des Montanismus zogen durch die ganze Kirche, und noch immer waren ihnen größere oder kleinere Erfolge beschieden. Ein Bischof in Pontus, der sich eine starke visionäre Begabung zutraute, träumte ein über das andre Mal, daß die Welt in Jahresfrist untergehen werde. Er machte seiner Gemeinde Mitteilung von seinen Gesichten und es gelang ihm, sie durch seine Prophezeiungen zu erschüttern und zum Glauben zu bringen. Man brachte Tag und Nacht in der Kirche zu, vernachlässigte die Arbeit, und wer es konnte, verkaufte selbst seinen Grundbesitz. Die Ernüchterung ließ nicht lange auf sich warten, und der Bischof hatte seinen Anschluß an die neue Prophetie mit einer Schädigung seines Ansehens zu bezahlen. In Syrien ereignete sich ein ähnlicher Fall. Ein Bischof bewog einen Teil seiner Gemeinde, mit Frauen und Kindern auszuziehen ins Gebirge, damit sie Christus entgegengingen. Die Begeisterung endete aufs kläglichste; man sagte, der Statthalter der Provinz habe nicht übel Lust gehabt, gegen die schwärmerischen Scharen, die ohne Hilfsmittel in den Bergen umherirrten, wie gegen Räuber mit seinen Soldaten vorzugehen. Der oberste Bischof von Syrien, Serapion von Antiochien, wehrte die Montanisten scharf ab. Er war der Meinung, daß die neue Prophetie von der Brüderschaft in der ganzen Welt verabscheut würde.

Der Bischof von Antiochien irrte sich. Im Westen waren die Zeitumstände dem Montanismus günstig. Die Propheten trafen in Gallien ein, als dort im Jahre 177 die Verfolgung über die Gemeinden in Lugdunum und Vienna verhängt wurde. Die Märtyrer von Lyon waren geneigt, den Propheten zu glauben und sich ihnen anzuschließen; sie schrieben

in diesem Sinne an den Bischof von Rom, Eleutherus, der ebenfalls zu einer ablehnenden Haltung sich nicht entschließen konnte. Man hat allem Anschein nach lange gezaudert, ehe man die Prophetie verwarf.

In den ersten Jahren des dritten Jahrhunderts kam der Montanismus nach Afrika. Wie es scheint, ist es ein Schüler der Prisca gewesen, der der Prophetie dort Bahn brach. Denn Tertullian führt wörtliche Weissagungen von ihr an, und von ihr allein mit Namensnennung. Die Montanisten scheinen Jahre lang an der karthagischen Gemeinde gerüttelt zu haben, begünstigt von den Märtyrern, angefeindet vom Bischof, bis sie endlich die Gemeinde zur Spaltung trieben, in eine katholische und eine montanistische Gemeinde. Auf der Seite des Montanismus aber stand der große christliche Schriftsteller von Karthago, Tertullian, der der Bewegung von Anfang an sein lebhaftes Interesse geschenkt hatte.

Schwärmerische Sekten, welche mit der Botschaft vom baldigen Untergang der Welt die Kirche erschüttern, pflegen eine Krisis durchzumachen, sobald sich in den Reihen ihrer Anhänger die Überzeugung verbreitet, daß die Botschaft der Propheten nicht so wörtlich zu nehmen ist, wie sie ausgesprochen wurde. Der Tod der ersten Führer und Apostel pflegt nicht minder schwere Erschütterungen mit sich zu bringen, da ihre einzigartige Begabung selten durch einen Nachfolger ersetzt werden kann. Kleine Reste der alten Gemeinschaften können dennoch bestehen bleiben, auch wenn ihre Botschaft unausführbar und sinnlos geworden ist; sie leben von der Kritik an der Kirche und zuweilen von deren Fehlern. Von Zeit zu Zeit flackert dann bei günstiger Gelegenheit noch einmal eine Flamme auf wie aus den Trümmern eines verbrannten Hauses, nachdem der Brand gelöscht ist. Als im Jahr 235 unter der Regierung des Maximinus Thrax heftige Erdbeben die Bevölkerung der Landschaften Pontus und Kappadozien ängstigten, und die erregte Stimmung des Volkes sich in einer Verfolgung der Christen entlud, erschien in den erschütterten Gemeinden plötzlich eine junge Prophetin, die sich durch begeisterte Reden und erstaunliche Wunder zu beglaubigen wußte. Sie ging im Winter barfuß über den Schnee, ohne Schaden zu nehmen, und glaubte, daß sie selbst die Urheberin der Erdbeben sei. Sie wird den nahen Weltuntergang gepredigt haben, und die Zerstörung der Erde als eins der bekannten Vorzeichen des Endes aufgefaßt haben. Aus Jeru-

salem wollte sie stammen und nach Jerusalem wollte sie zurückkehren — dort sollte ja nach der ältesten kirchlichen Auffassung das himmlische Jerusalem sich auf die Erde herablassen. Soweit noch Kleriker in den Gemeinden anwesend waren, waren sie bald von der Prophetin gewonnen, so daß das junge Weib alle priesterlichen Handlungen ungestört ausüben konnte und als geistliches Haupt der Gemeinde schaltete: sie brachte die Eucharistie dar, und taufte persönlich alle, die sie durch ihre Predigt den erschütterten Gemeinden zuführte. Ihre Wirksamkeit dauerte eine ganze Zeitlang, bis sie schließlich von einem geistesmächtigen Exorzisten überführt wurde, daß ein Dämon und nicht Gott aus ihr sprach. Als endlich einige Kleriker bekannten, daß sie sich mit ihr versündigt hätten, war es vollends um ihren Ruf geschehen; sie verschwand plötzlich, wie sie gekommen war.

Der Kampf gegen den Montanismus ist der Kirche innerlich schwer geworden, und als sie ihn abwies, verurteilte sie ihre eigene Vergangenheit. Für die Prophetie hatte man fortan kein Verständnis mehr. Die Grundlagen der bischöflichen Verfassung gingen aus der Krisis vollends gekräftigt hervor; die Bischöfe hatten sich nicht schrecken lassen, als die Vergangenheit der Kirche gegen sie heraufbeschworen wurde; sie hatten den Ansturm siegreich bestanden. Daß Frauen in die Regierung der Gemeinden hineinsprachen, war fortan gänzlich unmöglich; ihr Auftreten war mit dem Makel der Ketzerei behaftet. Das wichtigste aber war, daß mit dem Montanismus auch die Ewigkeitsstimmung verurteilt war, die man als das Kennzeichen des ältesten Christentums ansprechen muß. Gewiß hat der Kampf gegen den Montanismus auch an diesem Punkt nur einen Zug verstärkt und bestätigt, der schon vorher in der Ausbildung begriffen war. In den heidenchristlichen Gemeinden nach dem Jahre 70 hatte die Zukunftserwartung viel von der Kraft der ältesten Zeit verloren; die Glutstimmung des palästinensischen Christentums war in fortwährendem Abkühlen begriffen. Justin meint[20], Gott warte noch mit der Auflösung und Vernichtung der Welt, um der Kirche Gelegenheit zur weiteren Ausbreitung zu verschaffen; vielleicht wären manche Menschen noch gar nicht geboren, die gerettet werden sollten[21]. Das war um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, als man sich mit der Möglichkeit eines längeren Bestandes der Welt vertraut zu machen begann. Etwa fünfzig Jahre später berichtet uns Tertullian[22], daß man im Gottesdienst um den Aufschub

des Endes betete. Es wurde damals eine Theorie beliebt, die aus dem Judentum zu stammen scheint, es aber bis dahin zu keiner Rolle in der Theologie der Kirche gebracht hatte, daß das Alter der Welt ihrer Schöpfung entsprechen würde. Wie Gott die Welt in sechs Tagen geschaffen habe, und am siebenten Tage ruhte, so werde die Welt sechstausend Jahre bestehen, und das tausendjährige Reich der Herrlichkeit auf Erden sei der Weltensabbat. Denn tausend Jahre sind vor Gott wie ein Tag. Man hatte damit wieder ein Mittel an der Hand, den Zeitpunkt des Endes zu berechnen, so wie man es in der ältesten Zeit geliebt hatte; aber das Mittel versagte, da man keine übereinstimmende Überlieferung besaß, an welchem Zeitpunkt des sechsten Jahrtausends man stehe. Die Zeitereignisse wirkten hier mächtig ein. Man kann beobachten, daß fast bei jeder Christenverfolgung der Gedanke wiederkehrte, das Ende der Welt sei hereingebrochen. Trotzdem kann man von einer neuen Stimmung reden, welche die Überlieferung allmählich umgestaltete. Das Christentum richtete sich in der Welt ein und fand seine Rolle hier auf Erden. Die Gedanken der alten Zeit, daß die Christen nur Gäste auf Erden sind, daß die Kirche die Braut ist, die dem Kommen des Bräutigams entgegenharrt, wurden zu Reliquien, die man sorgsam hütete und vor den Blicken der Menge verbarg, aber bei feierlichen Gelegenheiten hervorholte, um damit zu prunken und sich an ihnen zu erbauen.

II. DER GOTTESDIENST

Die Basilika

Unter den Maßregeln, welche die Kirche gegen die Gnosis ergriff, war keine so wichtig wie die, daß sie den Gottesdienst in jeder Stadt an einem Orte zusammenzog und ihn unter die Leitung des Bischofs stellte. Die Winkelgottesdienste in den Privathäusern hörten auf. An ihre Stelle trat ein einheitliches gottesdienstliches Lokal, das der Gemeinde von einem wohlhabenden Christen zur Verfügung gestellt war; und wenn die Größe der Gemeinde mit der Zeit mehrere Kirchen erforderte, so standen sie doch alle unter der einheitlichen Leitung des Bischofs. Die Presbyter, die dort amtierten, waren bischöfliche Organe.

Wir nennen das altchristliche Kirchengebäude Basilika. Es ist ein allgemeiner Name, der im Altertum auf Gebäude sehr verschiedener

Bestimmung angewandt wurde und die Hallenform bezeichnet, in der sie erbaut waren. Das Kirchengebäude schloß sich also einer vorhandenen Bauform an. Es gliedert sich in drei, deutlich unterschiedene Teile, das Atrium, das Langhaus und die Apsis, die hinter einander liegen. Das Atrium ist ein offener Säulenhof mit quadratischem Grundriß, in dessen Mitte sich ein Brunnen befindet, damit die Besucher des Gottesdienstes sich reinigen konnten. Hier, im Vorhof der Kirche, wohnten die Katechumenen dem Gottesdienst bei. Das Langhaus gliedert sich in mehrere parallele Schiffe, die durch Säulenreihen von einander getrennt sind; das Mittelschiff ragt durch Höhe und Breite über die niedrigen Seitenschiffe hervor. Die drei Schiffe sind der Platz der Gemeinde. An das Langhaus schließt sich die halbrunde Apsis an, in deren Mitte ein Sessel steht, der Lehrstuhl des Bischofs, zu dessen Seiten die Presbyter rechts und links auf Bänken Platz nehmen. Die Apsis ist also der Platz des Klerus. Das Ganze ist ein Hörsaal, dessen beherrschender Punkt die Kathedra des Bischofs ist. Ein fester Altar fehlte: zu Beginn der Abendmahlsfeier wurde ein Tisch hereingebracht und vor den Bischof gestellt. Im Langhaus befanden sich eine oder zwei Kanzeln, die aber nicht für den Bischof bestimmt waren, sondern für die Lektoren, die am Anfang des Gottesdienstes Abschnitte aus den Heiligen Schriften vorlasen.

Das wichtigste Ausstattungsstück der alten Basilika ist demnach die Kathedra des Bischofs gewesen, und nicht der Altar. Es sei deswegen auf den Bischofsstuhl in Ravenna (Taf. 11, 2) und auf die Statue Hippolyts verwiesen, die den Bischof auf seiner Kathedra darstellt (Taf. 13, 1).
Einen christlichen Vorleser s. auf Taf. 5, 2.

Das Ganze macht nach außen hin einen recht schmucklosen Eindruck: man sieht nur Mauern und Dächer; und die Basilika war häufig in andre Gebäude eingebaut, so daß ihre kirchliche Bestimmung in keiner Weise hervortrat. Inwendig aber war die Kirche ausgeschmückt in der Weise, wie man die Säle in den vornehmen Häusern zu dekorieren pflegte: mit Marmor, bunten Steinen und Malerei, einem Mosaikfußboden und einer prächtigen Decke. Wo es anging, war die Basilika orientiert, d. h. in ihrer Längsrichtung von Osten nach Westen gerichtet; aber in umgekehrter Weise, wie wir es gewohnt sind: der Altar stand im Westen und der Eingang war im Osten, so daß die Gemeinde, wenn sie nach Osten gewandt betete, den Eingang der Kirche vor Augen hatte. Die Gebetsrichtung ist auch der Grund, weswegen man

die Ost-West-Richtung wählte: man legte Wert darauf, die Gebete nach Osten zu richten. Mancherlei Nebenräume schlossen sich dem Hauptgebäude an: kleinere Säle, Vorratskammern, die Bibliothek und Sakristei, vielleicht auch schon Wohnräume für den Bischof und andre Kleriker.

So werden die Kirchen ausgesehen haben, die sich seit dem zweiten und dritten Jahrhundert allmählich in den großen Städten erhoben. In kleineren Orten wird die Gemeinde noch lange in Privathäusern zu Gaste gewesen sein. Aber auch hier wurde der Bischof der alleinige Leiter des Gottesdienstes.

Die Sonntagsversammlung

In der Kirche versammelte sich die Gemeinde an den Tagen des Gottesdienstes, die aber in den verschiedenen Gegenden und Zeiten verschieden bestimmt wurden. Überall und jeder Zeit galt der Sonntag als Festtag, in manchen Gegenden aber wurde jeder Tag mit einer gottesdienstlichen Feier begonnen. Die Tageszeit scheint, soweit unsre Nachrichten reichen, überall die frühe Morgenstunde gewesen zu sein.

In diesem Frühgottesdienst findet man leicht die liturgische Feier der Gemeinden der ältesten Zeit wieder; wo aber ist die eucharistische Feier, die damals zur Abendstunde stattzufinden pflegte? Sie ist verschwunden, oder vielmehr mit dem Morgengottesdienst vereint, und damit stehen wir an dem entscheidenden Punkt, der die Gottesdienste der alten Zeit von denen der bischöflichen Kirche unterscheidet. Schon bei den heidenchristlichen Gemeinden der ältesten Zeit hatten wir beobachtet, daß die eucharistische Mahlzeit zu manchen Mißhelligkeiten führte und daß das Bestreben vorhanden war, sie nach Kräften würdig zu gestalten. Und schon der Apostel Paulus gab in dieser Absicht den Rat, man möchte sich zu Hause sättigen, ehe man zum Herrenmahl komme. In demselben Bestreben ist man bald dazu übergegangen, an die Stelle der wirklichen Mahlzeit einen rituellen Akt zu setzen, der das Essen und das Trinken nur andeutete, und dann stand nichts mehr im Wege, die Eucharistie mit dem Gebetsgottesdienst zu vereinen. Das ist schon sehr früh, jedenfalls vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts geschehen; denn aus dieser Zeit stammt die Beschreibung, die Justin vom christlichen Gottesdienst gibt (Apol. I, 65 ff.)

Der Gottesdienst begann damit, daß die Lektoren von den Kanzeln der Kirche umfangreiche Abschnitte aus dem Alten und Neuen Testament vorlasen. An die Lesung knüpfte der Bischof mit seiner Predigt an, die er von seinem Bischofssitz aus sprach. Es war noch nicht ausgeschlossen, daß besonders begabte Laien zur Predigt aufgefordert wurden; im allgemeinen aber gehörte die gottesdienstliche Ansprache zu den Pflichten des Leiters der Versammlung. An die Predigt schloß sich das Gemeindegebet an, das von allen Anwesenden gemeinsam gesprochen wurde. Darauf folgte der Friedenskuß unter allen Mitgliedern der Versammlung.

Taf 14, 1 stellt wahrscheinlich einen christlichen Prediger dar, der über seinem Grabe in der Domitillakatakombe gemalt ist. Er hat in der Hand eine geöffnete Schriftrolle, die Heilige Schrift; die ausgestreckte Rechte begleitet die Rede in lebhafter Bewegung. — Andere halten die Figur für ein Christusbild.

Das war der erste Teil des Gottesdienstes. Nun mußten sich die Katechumenen und die etwaigen Gäste entfernen, die Türen wurden geschlossen, so daß die folgende Sakramentsfeier von dem Schleier des Geheimnisses umgeben war. Kein Christ durfte im Verkehr mit Ungläubigen davon sprechen. Man nennt dies Verbot die Arkandisziplin der alten Kirche.

Ein Tisch wurde hereingetragen und vor den Bischof gesetzt, ein Brot und ein Kelch mit Wein darauf gestellt. Der Bischof trat an den Tisch heran und begann die Abendmahlsfeier[23].

Der Bischof: Der Herr sei mit euch.
Die Gemeinde: Und mit deinem Geiste.
Der Bischof: Erhebet eure Herzen.
Die Gemeinde: Wir erheben sie zum Herrn.
Der Bischof: Laßt uns danksagen dem Herrn.
Die Gemeinde: Recht und billig ist es.
Der Bischof: Dank sagen wir dir Gott
durch deinen geliebten Sohn Jesus Christus,
den du in den letzten Zeiten uns gesandt hast
als Heiland und Erlöser und Engel deines Ratschlusses.
Er ist dein unabtrennbares Wort,
durch das du alles geschaffen hast nach deinem Wohlgefallen.
Du hast ihn gesandt vom Himmel in den Schoß einer Jungfrau,
er wohnte und ist Fleisch geworden in ihrem Leib,
und er ist offenbar geworden als dein Sohn,
geboren aus dem Heiligen Geist und einer Jungfrau.
Er erfüllte deinen Willen
und berief dir ein heiliges Volk,
breitete beim Leiden seine Hände aus,

damit er vom Leiden befreite, die an dich glaubten.
Als dieser zum freiwilligen Leiden sich hingab,
um den Tod aufzuheben
und die Fesseln des Satans zu sprengen,
die Hölle niederzutreten
und die Heiligen zu erleuchten,
einen Grenzstein zu setzen
und die Auferstehung zu begründen,
da nahm er das Brot, sagte dir Dank und sprach:
„Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch gebrochen wird."
In gleicher Weise auch den Kelch und sprach:
„Das ist mein Blut, das für euch vergossen wird;
„wenn ihr dies tut, tut es zu meinem Gedächtnis."
Indem wir nun seines Todes und seiner Auferstehung gedenken,
opfern wir dir das Brot und den Kelch,
indem wir dir danken,
daß du uns würdig gemacht hast,
vor dir zu erscheinen und dir zu dienen.
Und wir bitten dich, daß du sendest deinen Heiligen Geist
auf das Opfer der heiligen Kirche.
Vereinige alle Empfänger und gib ihnen,
daß sie als Heilige erfüllt werden mit dem Heiligen Geist
zur Befestigung ihres Glaubens in Wahrheit,
daß wir dich loben und preisen
durch deinen Sohn Jesus Christus,
durch den dir sei Preis und Ehre,
in deiner heiligen Kirche
jetzt und von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Die Gemeinde sprach das Amen.
Darauf traten alle an den Tisch heran und empfingen Brot und Wein aus der Hand der Presbyter oder Diakonen. Während der Austeilung wurde ein Lobpsalm gesungen.
Mit jedem Gottesdienst war verbunden eine allgemeine Darbringung von Liebesgaben. Jeder, der etwas zu geben hatte, trat an den Bischof heran und spendete nach seinem Vermögen: Geld und Naturalien, Kleider und Schuhe, und der Bischof ließ das alles sogleich durch die Diakonen an die Armen verteilen. Bei dieser Gelegenheit erhielten auch der Bischof und die Kleriker ihren regelmäßigen Anteil.

Die Agapen

Neben dem Sonntagsgottesdienst, in dem die Eucharistie zu einer symbolischen Mahlzeit geworden war, bestand ihre ursprüngliche Form, die wirkliche heilige Mahlzeit, fort und wurde nach wie vor



CHRISTLICHER PREDIGER
KATAKOMBE DER DOMITILLA / ROM



BETENDE CHRISTIN
KATAKOMBE DES KALLISTUS / ROM

gern geübt. Man nannte diese Essen jetzt Agapen, indem einer der Namen, die früher die eucharistische Mahlzeit bezeichnet hatten, die besondere Bedeutung erhielt, daß sie die alte Weise des Abendmahls im Gegensatz zur neuen kennzeichnete. Es waren nach wie vor private Veranstaltungen, zu denen die wohlhabenden Christen ihre ärmeren Glaubensgenossen einluden. Man hielt darauf, daß sie nicht üppige Mahlzeiten wurden und daß die Stimmung nicht ausartete. Zugleich aber bemühte man sich, sie unter den Einfluß des Bischofs zu stellen, um die Möglichkeit der Sektenbildung zu verhüten. Darum fanden sie in der Kirche statt. Der Bischof oder einer seiner Kleriker durfte allein die Eucharistie vollziehen, die noch immer mit der Agape verbunden war; war vom Klerus niemand anwesend, dann fiel das Sakrament fort und die Agape war eine gewöhnliche Mahlzeit. Am Schluß, wenn die Lichter angesteckt waren, sang man Psalmen und selbstgedichtete Lieder. Mit einem Gebet wurde die Mahlzeit beschlossen wie begonnen, und noch immer nahmen die Teilnehmer die Überreste mit nach Hause. Cyprian scheint die Gewohnheit gehabt zu haben, regelmäßig zum Abendessen seinen Klerus bei sich zu Gaste zu haben, und dabei die Mahlzeit in der alten Weise mit der Eucharistie zu verbinden. Es würde das ein Beweis dafür sein, in welchem Umfang er seinen Reichtum in den Dienst der Gemeinde stellte, und wie er die Gastfreiheit des Altertums in christliche Liebestätigkeit umzuwandeln verstand. Wir haben aber mit der Möglichkeit zu rechnen, daß andere Bischöfe dieselbe Sitte pflegten, und würden damit einen neuen Einblick in den intimen Charakter der alten bischöflichen Gemeinden erhalten.

Eine christliche Agape ist auf Taf. 15, 1 dargestellt. Man sieht drei Männer mit ihrer Bedienung. Es ist ein Gedächtnismahl, das in der Katakombe zur Erinnerung an die Verstorbenen gefeiert wurde. Vgl. die eingehende Besprechung auf S. 222.

Die kirchlichen Feste

Das einzige Jahresfest, das die christlichen Gemeinden ohne Ausnahme begingen, war noch immer das Osterfest, die Feier der Auferstehung Jesu von den Toten. Man beging es in derselben Weise wie früher, durch eine nächtliche Feier in der Kirche. Die ganze Nacht hindurch wurde verlesen, gepredigt und gesungen; ein antiochenischer Bischof hatte gar einen Frauenchor gegründet zu dem Zweck, daß er am Oster-

fest Hymnen singen sollte. Ostern war noch immer der „große Tag“ der Christenheit.

Im einzelnen war doch manches anders geworden. Zunächst hatte der Sonntag das Osterfest beeinflußt, und es auf einen andern Tag verlegt. Man feierte das christliche Passah nicht mehr am 14. Nisan, sondern am Sonntag nach dem 14. Nisan, in der Meinung, „daß man nur am Sonntag das Geheimnis der Auferstehung des Herrn feiern dürfe“[24]. Der neue Brauch muß schon sehr früh eingeführt worden sein; denn als es am Ende des zweiten Jahrhunderts zur Sprache kam, daß die kleinasiatische Kirche bei der alten Gewohnheit geblieben war, wußte sich von den übrigen Landeskirchen keine mehr zu entsinnen, daß es bei ihnen früher ebenso gewesen war; sie glaubten alle den Ostersonntag aus alter apostolischer Überlieferung erhalten zu haben.

Auf diese Weise hatte man das christliche Fest von dem jüdischen entfernt, man blieb aber noch immer abhängig vom jüdischen Kalender; nur die Juden konnten sagen, wann der 14. Nisan war, und auf welchen Sonntag demnach das christliche Ostern fiel. Man machte demnach den Versuch, durch astronomische Berechnung den Frühlingsvollmond zu finden, und Ostertabellen aufzustellen, aus denen das Datum in jedem Jahr abzulesen war. Nach manchen vergeblichen Versuchen ist man schließlich zu befriedigenden Resultaten gelangt. Die Versuche scheinen insbesondere in Rom und Alexandrien unternommen zu sein. In Rom war der erste christliche Astronom der Presbyter Hippolytus, der spätere schismatische Bischof. Mit Stolz gruben die Verehrer Hippolyts seinen Osterkanon ein in den Sessel der Marmorstatue, die sie in seinem Zömeterium oder in einer benachbarten Kirche aufstellten. Es scheint so, als ob die bei den Christen einzigartige Ehrung durch eine Statue dem Hippolytus als dem Erfinder der christlichen Osterberechnung zuteil geworden ist. Leider mußte sich sein sechzehnjähriger Zyklus, der mit dem Jahre 222 seinen Anfang nahm, bald als fehlerhaft herausstellen; ein Unbekannter machte schon im Jahre 243 den Versuch, ihn zu verbessern; und es hat noch Jahrhunderte gedauert, ehe man zu einer allgemein befriedigenden Lösung gelangt war.

Vgl. Taf. 13. 1. — Es ist die einzige Statue eines Christen, die wir aus den ersten drei Jahrhunderten besitzen, und gerade sie ist in ihrem oberen Teil vollständig zerstört. Hippolyt war ein Presbyter der römischen Gemeinde, sah sich aber zur

Zeit des Bischofs Kallistus aus dogmatischen Gründen veranlaßt, eine eigene Gemeinde zu begründen. Die Marmorstatue ist ihm von seinen Verehrern gewidmet worden. Denn sie zeigt uns Hippolyt als Bischof, wie er im Gottesdienst auf seinem Bischofstuhl saß. Die Inschriften am Sessel (Taf. 13, 2) feiern ihn als Gelehrten. Links steht ein Verzeichnis seiner wissenschaftlichen Werke, das freilich sehr unvollständig ist; rechts steht ein Verzeichnis der Ostergrenzen nach seinem Zyklus. — Auf der anderen Seite des Sessels steht eine Liste der Ostersonntage.

Seit dem zweiten Jahrhundert leitete man das Osterfest ein durch ein Fasten. Es entsprach der antiken Vorstellung vom Fasten, daß es den Körper freihält von den Einflüssen der Dämonen, die eben mit den Speisen in den Menschen gelangen: man muß ein Fest mit reinem Körper und mit reinem Geist begehen. Für das Osterfasten scheint aber speziell das Wort des Markusevangeliums 2, 20 bestimmend gewesen zu sein: „Es werden die Tage kommen, wann der Bräutigam von ihnen genommen ist; dann werden sie fasten an jenem Tage". So fastete denn die Christenheit einen oder mehrere Tage vor dem Osterfest, bis zur Zeit der letzten großen Christenverfolgung das vierzigtägige Osterfasten üblich wurde.

Nach alter Sitte schloß sich an das Osterfest die fünfzigtägige Freudenzeit an, die man Pentekoste nannte. Es machte sich aber in der Benennung und in der Feier eine Entwicklung bemerkbar, die aus der fünfzigtägigen Feier das Pfingstfest entstehen ließ. Man fing an, den Sonntag sieben Wochen nach Ostern zu feiern, unter dem Einfluß von Apostelgeschichte 2, wo berichtet war, daß an diesem Tage der Geist auf die Apostel ausgegossen worden sei. Demgemäß verstand man unter Pentekoste allmählich nicht mehr den Zeitraum von fünfzig Tagen, sondern den fünfzigsten Tag selbst, und so ist es in der Kirche geblieben.

Die Taufe

Die Taufe in der bischöflichen Kirche bestand aus einer Reihe von heiligen Handlungen, die sich um die Taufhandlung gruppierten und auf sie hinleiteten. Aus dem einfachen Ritus des Wasserbades war eine reich ausgestattete Feier geworden, die in ihrem Verlauf mehrere Tage in Anspruch nahm. Die Gemeinde war versammelt, und der Klerus war in Tätigkeit.

Der Bischof hatte alles in seiner Hand; er allein hatte darüber zu bestimmen, wer in die Gemeinde eintreten durfte. Er nahm nicht jeden auf, der sich meldete; und wer angenommen war, mußte sich noch

einer längeren Vorbereitungszeit unterwerfen. Die Kirche hatte ihre Erfahrungen in der Welt gemacht; sie wußte, daß sich nicht jeder zum Christen eignete, und suchte es mit allen Mitteln zu verhindern, daß getaufte Christen ihren Entschluß später bereuten und abfielen.
Es ist auffallend, wie wenig Sorge man hatte wegen der Ausbreitung des Christentums. Man hatte keinerlei Einrichtung, die der Mission diente, und man wandte kein Mittel an, um sich dem heidnischen Volk in günstigem Licht zu zeigen. Die Kirche ging ruhig ihres Weges, sorgte sich um ihre eigenen Angelegenheiten und war sich bewußt, dabei eine ungeheure Anziehungskraft auszuüben. Die Heiden, die sich dem Christentum näherten, waren in der Regel gern bereit, nach antiker Sitte ein Eintrittsgeld zu bezahlen, und es war nur ein Grundsatz der Kirche, der es verhinderte, daß die Gabe des Heiligen Geistes um Geld verkauft wurde.
Die Katechumenen unterstanden der Aufsicht eines Lehrers, der sie häufig um sich versammelte, um sie in die Anschauungen des Christentums einzuführen. Es wird in vielen Fällen ein Presbyter der Kirche gewesen sein, der den Unterricht übernahm; nicht selten aber betraute man damit einen christlichen Philosophen, der nicht zum Klerus gehörte. Die Zeit des Katechumenats diente dazu, die einzelnen Katechumenen kennen zu lernen, und ihnen die Verpflichtungen einzuschärfen, die sie mit der Taufe übernahmen. Sie wohnten regelmäßig dem Gottesdienst bei, d. h. seinem ersten Teil, der Schriftlesung, der Predigt und dem Gebet; vor der Eucharistie mußten sie sich entfernen. Sie lernten also die Heiligen Schriften kennen und wurden durch die Predigt des Bischofs oder des Presbyters ebenfalls in die christlichen Gedankenkreise eingeführt. Bei einer Verfehlung standen die Katechumenen unter der christlichen Bußdisziplin. Die Dauer des Katechumenats richtete sich in dieser Zeit nach den besonderen Umständen; eine Regel, die den Unterricht auf zwei oder drei Jahre festsetzte, kommt schon auf, wenn sie auch wohl nicht überall angewandt wurde.
Der übliche Tauftermin war das Osterfest. Die Katechumenen wurden durch vielfache Beschwörungen auf die heilige Handlung vorbereitet. Sie mußten baden, viel fasten und beten; der Bischof trat zu ihnen, legte jedem einzelnen die Hand auf, bekreuzigte ihn und blies ihn an, um die bösen Geister zu entfernen. Die Osternacht wurde wachend verbracht, zusammen mit der Gemeinde in der Kirche. Die Taufhand-

lung begann am andern Morgen mit einer Salbung am ganzen Körper; das war wieder ein exorzistischer Brauch; dann entsagte der Täufling feierlich dem Teufel, seinem Anhang und seinen Engeln; viele übernahmen, um den Beweis einer gänzlichen Sinnesänderung zu geben, im Überschwang der Begeisterung ein Gelübde der Ehelosigkeit; es kam vor, daß einer den tiefen Einschnitt, den sein Leben erhielt, dadurch markierte, daß er sich von diesem Augenblick an einen neuen Namen beilegte.

Dann folgte der eigentliche Taufakt. Er fand noch lange Zeit in fließendem Wasser statt; erst langsam und zögernd ist man dazu übergegangen, Taufkapellen in der Nähe der Basiliken zu bauen. Der Bischof hatte das Taufwasser vorher gesegnet, um die Materie von den Einflüssen der Dämonen zu befreien. Um die Lehre der Kirche festzuhalten und sie gegen die Häresie abzugrenzen, hatte man drei Tauffragen formuliert, die den drei Gliedern der Taufformel entsprachen. Man fragte den Täufling, während er im Wasser stand:

Glaubst du an Gott, den allmächtigen Vater?
Glaubst du an Christus Jesus, seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn,
der erzeugt wurde aus dem Heiligen Geist und der Jungfrau Maria,
der unter Pontius Pilatus gekreuzigt wurde und begraben ist,
am dritten Tage auferstand von den Toten,
hinaufstieg zum Himmel,
sitzt zur Rechten des Vaters,
von wo er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten?
Glaubst du an den Heiligen Geist,
die heilige Kirche,
die Vergebung der Sünden
und die Auferstehung des Fleisches?

Jede Frage wurde mit Ja beantwortet, und der Presbyter, der die Taufe vollzog, tauchte den Täufling nach jeder Antwort unter im Taufwasser. Nach der Taufe folgte wieder eine Salbung; dann wurden die Neophyten bekleidet und in die Kirche eingeführt, wo die Gemeinde ihrer wartete. Der Bischof empfing sie mit einem Kuß, legte die Hände auf sie, bekreuzigte sie und sprach ein Gebet über sie, indem er den Heiligen Geist auf sie herabflehte. Endlich wurde ihnen ein Kelch mit Milch und Honig gereicht, als ein Vorgeschmack des seligen Lebens, das sie durch den Eintritt in die Kirche erreichen sollten. Eine Darbringung der Eucharistie bildete den Höhepunkt der Feier, an der sich die Neophyten zum erstenmal beteiligten, als vollbürtige Mit-

glieder der Kirche. Am Schluß des Gottesdienstes legten sie auch zum erstenmal ihre Gabe in die Hände des Bischofs auf den Altar.

Eine Taufe ist Taf. 15, 2 dargestellt. Das Bild befindet sich an einem Grabe und gibt die Taufe des Verstorbenen wieder; darum ist es die Taufe eines einzelnen. Zu beachten ist, daß die Taufe noch in offenem Wasser stattfindet, obwohl das Bild sicherlich der Zeit der bischöflichen Kirche angehört. Der Presbyter, der die Taufe vollzieht, ist nur mit einem Lendenschurz bekleidet, damit er ins Wasser steigen kann. — Wegen der Taube rechts halten manche das Bild für die Taufe Christi durch Johannes.

An der Abneigung gegen die Kindertaufe hat man nicht lange festgehalten. Es konnte sich nur um Kinder christlicher Eltern oder wenigstens einer christlichen Mutter handeln, die zur Taufe in die Kirche gebracht wurden, und es war nicht einzusehen, warum ihnen die Taufe zu verweigern war. Man taufte die Kleinen am zweiten oder dritten Tage nach der Geburt, und fand das allgemein richtig. Das Schreien und Weinen der Neugeborenen deutete Cyprian als Bitte um die Gnade der Taufe, die man ihnen nicht verweigern dürfe.

Das Taufbild Taf. 15, 2 ist nicht als Taufe eines Knaben aufzufassen. Es war eine Kunstregel des Altertums, solche Personen, an denen eine Handlung vorgenommen wird, in kleiner Figur vorzustellen.

Bei der heidnischen Umgebung waren die christlichen Sakramente in hohem Ansehen, und mancher, der das Christentum während seines Lebens weit von sich gewiesen hatte, ließ sich auf dem Sterbebett mit der Taufe versehen, zur Abwaschung seiner Sünde. Da jeder christliche Laie taufen durfte, konnte die Taufe in solchem Falle ohne Aufsehen und ohne Schwierigkeit vollzogen werden, und die Kirche trug kein Bedenken, sie zu erteilen, zumal wenn es sich um Personen handelte, die ein ehrbares Leben hinter sich hatten.

Darum wurde die Taufe des Verstorbenen auf seinem Grabe dargestellt, um zu bezeugen, daß er kurz vor seinem Tode die Sündenvergebung in der Taufe empfangen habe (Taf. 15, 2).

III. DAS PRIVATLEBEN DER CHRISTEN

Das öffentliche Leben

Es gehörte zur jüdischen Erbschaft, die dem Christentum in die Wiege gelegt war, wenn es sich bemühte, seine Anhänger aus der Welt nach Möglichkeit zurückzuziehen. Die Welt war des Teufels; die Vergnü-

gungen der Heiden waren seine Blendwerke, die für den Christen voller Gefahren waren. Darum wurden die Christen im Gottesdienst ermahnt, Theater und Amphitheater zu meiden und man hat die Aufforderung in hartem Kampf aufrecht erhalten, bis sie nach dem Siege des Christentums zur Aufhebung wenigstens der Gladiatorenkämpfe geführt hat.

Wie gegen das Theater hatte die Kirche ihre Bedenken auch gegen andere Seiten des öffentlichen Lebens. Die Bischöfe sahen die Mitglieder ihrer Gemeinden nicht gern auf dem Markte und der Straße. Sie erklärten es für unmöglich, daß sich ein Christ an den Volksfesten beteiligte. Selbst an den Geburtstagen der Kaiser blieben die christlichen Häuser ohne Schmuck und ohne Beleuchtung; bei dem Festessen fehlten die Christen.

Das Leben in den Schenken schien den christlichen Grundsätzen nicht angemessen zu sein; die kleinen ordinären Lokale, in denen Fuhrleute abstiegen und geringe Leute ihre Erholung suchten, dienten nicht selten der Unzucht; mit Würfeln zu spielen war dem Christen geradezu verboten — es war ein Glücksspiel und der beste Wurf hieß im Volksmunde nach der Venus. Die Bäder waren den Christen wenigstens an Fasttagen verschlossen und man nahm mit Recht Anstoß an den „gemischten Bädern", wo Männer und Frauen gemeinsam zu baden pflegten. Von dem öffentlichen Gericht suchte man die Mitglieder der Gemeinde möglichst fernzuhalten. Man mußte den heidnischen Richter schon deswegen scheuen, weil dem Christen der Eid in jeder Form verboten war. In der Eidesformel wurden heidnische Götter genannt, die der Christ nicht in den Mund nehmen durfte. Da man aber die feierliche Versicherung nicht völlig entbehren konnte, so formulierte man für den internen Gebrauch schon frühzeitig christliche Schwurformeln; man gab die Versicherung auf den Leib und das Blut Christi oder rief Christus und seine Engel zu Zeugen an. Es war also weniger der Eid selbst, den man bekämpfte, als die Anrufung der Götter.

Das sittliche Leben

Je weiter man die Christen von dem öffentlichen Leben und seinem Schmutz fernzuhalten suchte, um so mehr bemühte man sich, das Leben der Christen nach den Grundsätzen des Evangeliums umzugestalten. Der Segen, den das Christentum über die Menschheit

brachte, wird auf dem Gebiet des sittlichen Lebens zuerst und am kräftigsten zu spüren gewesen sein. Man ging gegen die Sünden der Unzucht mit unerbittlicher Strenge vor und suchte seinen Stolz darin, die Gemeinde von ihnen frei zu halten. Unnatürliche Unzucht schloß auf ewig von der Kirche aus oder wurde, wenn sie sich bei einem Mitglied der Gemeinde fand, mit Strafen belegt, die einem Ausschluß auf Lebenszeit gleichkamen. Die anderen Formen der Unsittlichkeit wurden kaum milder beurteilt. Es gab in der ganzen katholischen Kirche wohl keine Gemeinde, in der nicht jeder Fall von Unzucht, der zur allgemeinen Kenntnis kam, mit den härtesten und beschämendsten Strafen belegt wurde.

Trotz aller Hochschätzung der Ehelosigkeit war die große Mehrzahl der Christen verheiratet und die Kirche begünstigte die Eheschließung. Wenn irgend möglich, wurde die Heirat innerhalb der Gemeinde geschlossen. Je größer die Gemeinden wurden, und je mehr sich das Christentum in allen Ländern ausbreitete, um so leichter war ja die alte Forderung, nur in Christus zu heiraten, durchzuführen. Die Verlobten pflegten ihren Entschluß der Gemeinde mitzuteilen, die durch den Mund des Bischofs ihre Erlaubnis gab. Das Hochzeitsmahl wurde mit der Eucharistie verbunden; es war ein christliches Liebesmahl, an dem der Klerus, und wenn möglich, der Bischof teilnahmen; Heiden konnten dazu nicht geladen werden, weil in ihrer Gegenwart kein eucharistisches Opfer stattfinden durfte. Und einen Kranz durfte weder die Braut noch der Bräutigam tragen, weil das bei Mahlzeiten zu Ehren der Götter üblich war. Die christlichen Agapen sollten sich durch Zucht und Mäßigkeit auszeichnen und durch nichts an die Ausgelassenheit heidnischer Gelage erinnern.

Ebenso hatte der christliche Ehestand seine eigenen Gesetze. Der leichtsinnigen Ehescheidung, die in der späteren Römerzeit eingerissen war, stellte die Kirche das Wort Jesu Matth. 5, 32 entgegen. Sie ging noch darüber hinaus, indem sie die Scheidung auch im Falle des Ehebruches untersagte; und wenn sie einmal einem Gatten die Einwilligung dazu gab, so doch nicht zur Wiederverheiratung. Mit der Zeit mußte die Kirche aber auch zu der Frage Stellung nehmen, ob sie den Konkubinat anerkennen wollte. Nachdem sie sich anfangs ablehnend verhalten hatte, weil sie nur die rechtliche Ehe duldete, hat der römische Bischof Kallistus dem Konkubinat vornehmer Frauen mit freigelassenen Sklaven den Segen der Kirche gegeben. In der Gemeinde

konnten solche Fälle leicht vorkommen, da in ihr die Frauen höherer Stände reichlicher vertreten waren als die Männer gleichen Ranges; und da die Kirche den Wunsch hatte, gemischte Ehen möglichst zu vermeiden, war sie fast genötigt, die Verbindung ihrer Senatorentöchter mit Männern geringen Standes zu begünstigen. Nach den staatlichen Gesetzen, zumal nach den damals vor kurzem erlassenen Bestimmungen des Septimius Severus war bei einem solchen Rangunterschied der Gatten keine Ehe, sondern nur ein Konkubinat möglich. Warum sollte sich die Kirche nicht über die Gesichtspunkte des Staates hinwegsetzen, wenn ihr im übrigen die Bedingungen zu einer christlichen Ehe erfüllt zu sein schienen?

Die Frömmigkeit der christlichen Familien suchte ihren Ausdruck im Fasten und Beten. Es ist wiederum bezeichnend für den Geist der bischöflichen Kirche, daß die freie Betätigung der Frömmigkeit seit dem dritten Jahrhundert der Bestimmung des Episkopats unterworfen wurde. Wenn es in alter Zeit dem einzelnen Christen freistand, ob er die Stationstage, Mittwoch und Freitag, zum Fasten verwenden wollte oder nicht, so scheint das Wochenfasten in dieser Zeit verpflichtend für die ganze Gemeinde geworden zu sein. Die Änderung ist scheinbar geringfügig; und doch wurde das Wochenfasten erst dadurch eine schwere Verpflichtung, daß jeder Christ genötigt war, sich zweimal in der Woche bis zum Abend der Nahrung zu enthalten.

Die Kirche bekümmerte sich um das Leben ihrer Mitglieder bis auf die Einzelfragen der Kleidung und der Haartracht. Noch immer galt für die christlichen Frauen das Gesetz, daß sie auf der Straße und in der Kirche den Schleier zu tragen hätten. Außerdem erteilten ihnen die Bischöfe in den Predigten Anweisungen, daß sie allzu kostbare Stoffe für die Kleidung und jede Art von Schmuck vermeiden müßten. Golddurchwebte Kleider, Tuche in Purpur oder Scharlach galten als Erfindungen des Teufels; es war verboten, das Gesicht oder die Augen zu schminken, das Haar in moderne Frisuren zu legen oder gar die Haare zu färben. Die vornehme Frau mußte, wenn sie Christin wurde, ihre Haarkräusler und Toilettensklaven entlassen. Halsketten, Fußketten und Ohrringe wären von den Dämonen aufgebracht, um die Frauen durch Eitelkeit zu verführen. Selbst verständige Bischöfe behandelten die Schmucksachen der Frauen lediglich unter dem Gesichtspunkt, daß sie die Männer verlockten. Natürlich war es in großen Gemeinden nicht möglich, mit so weitgehenden Forderungen

durchzudringen. Die Bilder der römischen Katakomben zeigen uns manche Ausnahme von der allgemeinen Regel. Ohne Einfluß aber waren die kirchlichen Vorschriften nicht. Es fiel den Heiden auf, wie wenig Wert die Christen auf Kleidung und Putz legten. „Seit sie eine Christin geworden ist, geht sie in ärmlicher Kleidung", hörte man wohl sagen[25].

Das Bild der betenden Christin Taf. 14, 2 zeigt sie im Schleier und — soweit man sehen kann — ohne Halskette und Armbänder. Es gibt aber andere Beispiele. Das Gewand mit den weiten Ärmeln, das sie trägt, ist eine Dalmatika.

Dieselben Vorschriften wie den Frauen galten den Männern. Man fand es unwürdig, wenn Männer sich die Haare färben und frisieren ließen, sich salbten oder schminkten oder durch kostbare Kleidung und goldene Ringe Aufmerksamkeit erregten. Man hatte die Stutzer im Verdacht, daß sie die Augen der Frauen auf sich zu ziehen suchten. Seit der Zeit des Kaisers Hadrian trug man allgemein den Vollbart, den man auch unter den Christen als die würdige Barttracht ansah; man hielt es für unerlaubt, wenn sich manche den Bart ausrupfen oder abscheeren ließen. Cyprian führt die Sitte, den Bart zu beschneiden, als ein Zeichen dafür an, daß die Kirche verweltlicht sei.

Der christliche Prediger Taf. 14, 1 trägt einen struppigen Vollbart.

Die Empfindlichkeit vor der Berührung mit der Welt steigerte sich noch, wenn es sich um eine Befleckung mit dem Dienst der heidnischen Götter handelte. Der Christ durfte sich auf keine Weise an dem Opfer beteiligen. Als ein spezielles Merkmal des Götzendienstes galt der Kranz, mit dem die Statuen der Götter geschmückt wurden und den der Heide bei festlichen Gelegenheiten sich aufs Haupt zu drücken pflegte. Die Christen verabscheuten den Kranz in jeder Art seiner Anwendung. Man mißgönnte den Eheleuten den Hochzeitskranz, dem Soldaten den Lorbeerkranz und dem Verstorbenen versagte man den üblichen Blumenschmuck im Haar. Der Christ durfte nur einen Kranz tragen, den Kranz des Lebens, den Gott nach glorreichem Martyrium seinen Freunden schenkte.

Man beachte, daß die Christen auf Taf. 15, 1, welche das Liebesmahl begehen, keine Kränze im Haar tragen.

Wenn man auf solche Weise die Grundsätze für die christliche Lebensführung bis ins einzelne festsetzte, war es nicht schwer, grobe Ausschreitungen zu verhüten, die dem Geist des Christentums zu widersprechen schienen. Man hatte es nicht gern, daß Christen einen Beruf

ausübten, der auf Gelderwerb abzielte. Lieber sah man den Handwerker bei seiner Arbeit fleißig sein und die Hausfrau mit Wolle und Spindel beschäftigt. Fleiß und Mäßigkeit war das häusliche Ideal. „Die Faulen haßt Gott der Herr; ein Fauler kann nicht Christ werden; eine Schande, die nicht wieder gut zu machen ist, ist der Müßiggang"[26]. Das waren die gesunden bürgerlichen Anschauungen, die wir in allen Christengemeinden voraussetzen dürfen.

Wie die Eltern, so die Kinder. Man hielt sie zu tätigem Leben an, ließ sie ein Handwerk lernen und gab ihnen in jungen Jahren eine Frau zur Ehe. Den Verkehr mit heidnischen Altersgenossen sah man nicht gern, weil man die Gefahr der Verführung fürchtete, zum Götzendienst und vor allem zur Unzucht; umsomehr begünstigte man den Umgang mit anderen Christen. Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir uns die Beziehungen zwischen den christlichen Familien im allgemeinen als sehr lebhaft vorstellen; den Witwen sagte man nach, daß sie den Verkehr in den Häusern reicher Christen mehr pflegten, als im Interesse des Ganzen wünschenswert schien.

Bei dem eingezogenen Leben der Christen kam auch die Lektüre zu ihrem Recht. Man las nichts als die Heiligen Schriften und machte schon die Kinder mit ihrem Inhalt bekannt. Man gab sie selbst Heiden in die Hand, in der Hoffnung, daß sie durch ihre Lektüre für die Kirche gewonnen würden. Der Weg zur Kirche führte noch lange Zeit über die Heilige Schrift. Als Kaiser Konstantin sich mit dem Christentum bekannt machen wollte, nachdem er die Vision des Kreuzeszeichens gehabt hatte, beschloß er, zunächst die Heiligen Schriften kennen zu lernen. Origenes mußte als Knabe jeden Tag Bibelstellen auswendig lernen; sein Vater war ein Mann von ausgesprochen christlicher Gesinnung. Ein unbekannter Schriftsteller um die Mitte des dritten Jahrhunderts meint, man könne sich an jedes Kind und jeden Bauern unter den Christen wenden, um von ihnen über die Heilige Schrift unterrichtet zu werden. [27] Offenbar befanden sich in den Händen vieler Christen Handschriften von einzelnen Teilen der Bibel; manche hatten große Abschnitte sich wörtlich eingeprägt. Von einem ägyptischen Blinden, der während der Verfolgung Diokletians in die Bergwerke von Phaeno verurteilt worden war und dort enthauptet wurde, erzählte man, daß er ganze Bücher der Bibel auswendig kenne; ein Zeitgenosse von ihm, der jerusalemische Diakon Valens, sollte gar die ganze Bibel nach dem Gedächtnis hersagen können.

Ein Blick auf die Bibelhandschrift Taf. 12 möge den hohen ästhetischen Genuß vergegenwärtigen, den die Lektüre einer Handschrift aus den ersten Jahrhunderten macht, zugleich aber die großen Schwierigkeiten verdeutlichen, welche der Bibelleser damals zu überwinden hatte.

Dagegen sah man Bücher von Heiden und Ketzern nicht gern in den Händen der Christen. Was nicht in der Bibel stand, hielt man für unnötig und für schädlich. Es trifft die Durchschnittsmeinung der christlichen Gemeinden, wenn die syrische Didaskalia[28] schreibt: „Sitze zu Hause und lies im Gesetz, im Buch der Könige und Propheten, und im Evangelium, der Erfüllung jener (Schriften des Alten Testaments). Von den Schriften der Heiden jedoch halte dich fern. Denn was willst du mit den fremden Worten oder den Gesetzen und falschen Prophezeiungen, die junge Leute sogar vom Glauben abbringen? Was fehlt dir denn an dem Worte Gottes, daß du auf diese Geschichten der Heiden dich stürzest? Wenn du Geschichtsberichte lesen willst, so hast du das Buch der Könige, wenn aber die Weisen und Philosophen, so hast du die Propheten, bei denen du mehr Weisheit und Verstand findest als bei den Weisen und Philosophen; denn es sind die Worte des einen, allein weisen Gottes. Und wenn du Hymnen begehrst, so hast du die Psalmen Davids und wenn etwas über den Anfang der Welt, so hast du die Genesis des großen Moses, und wenn Gesetze und Vorschriften, so hast du das Gesetz ... Aller jener fremden Schriften, die dawider sind, enthalte dich gänzlich.“ Wir wissen nur von wenigen Christen dieser Zeit, die mit einem echten Bekenntnis zu Christus eine warme Liebe für die Alten verbanden. Von den kirchlichen Schriftstellern ist hier eigentlich nur Klemens von Alexandrien — Origenes mit gewissen Einschränkungen — zu nennen. In der übrigen Kirche war sie selten. Christliche Bischöfe des dritten Jahrhunderts, bei denen wir eine gute literarische Bildung voraussetzen mögen, machen nirgends von ihren Kenntnissen Gebrauch; es ist, als wenn die Taufe mit der sündigen Vergangenheit das literarische Gedächtnis ausgelöscht hätte. Bei einigen Lateinern des dritten Jahrhunderts merkt man schon, daß man in der antiken Literatur eine Ausnahme machte: Vergil. Er sollte in der Folgezeit der christliche Klassiker werden.

Die Anfänge einer christlichen Kultur

Wenn die Gemeinde den Verkehr ihrer Mitglieder mit der Außenwelt auf das notwendigste Maß zu beschränken suchte und untereinander

möglichst intim verkehrte, ist es nicht zu verwundern, daß sie sich bald ihre eigene Ausdrucksweise ausbildete, für den mündlichen wie den schriftlichen Verkehr. Von einem christlichen Briefstil kann man schon sehr früh sprechen. Er besteht im wesentlichen aus einigen Wendungen, die denen der großen apostolischen Schreiben nachgebildet sind. An den vielen „im Herrn“ und „in Gott“, die bei jeder Situation anzubringen waren, erkannte man die christlichen Briefe leicht als solche, so wie wir noch jetzt aus den Tausenden der erhaltenen Originalbriefe, die uns Ägypten wiedergibt, die Äußerungen christlicher Verfasser daran herausfinden.

Allmählich ist zu beobachten, daß die Christen sich Eigennamen wählen, die sie von den Heiden unterscheiden. Man legte verehrten Bischöfen die Beinamen Theophorus und Thaumaturgus bei, oder nannte einen frommen Diakon Zacchaeus, nicht ohne Anspielung auf seine kleine Figur. Selbst einfache Christen nahmen daran Anstoß, daß sie mit ihrem Namen an heidnische Götter erinnerten und nannten sich fortan nach Helden des Alten Testaments: Samuel, Elias, Jesajas, Jeremias und Daniel; die Propheten des Alten Testaments hatten offenbar die Phantasie dieser Ägypter beschäftigt. Nicht selten gaben Eltern ihren Kindern biblische Namen fürs Leben mit: sie nannten die Knaben Petrus und Paulus, die Mädchen Eva und Maria. Immerhin waren Namen mit christlicher Bedeutung oder christlichem Anklang in der Zeit vor Konstantin noch selten, seltener sogar als direkt heidnische Namen.

Seit dem dritten Jahrhundert besaßen wohl alle größeren Gemeinden ihre eigenen Friedhöfe und es hatten sich über die Bestattung längst feste Gewohnheiten gebildet. Man hielt an der Beerdigung der Verstorbenen fest wie an einem christlichen Grundsatz, und pflegte die Mitglieder der Gemeinde in einem gemeinsamen Zömeterium beizusetzen. Für die Bischöfe — wenigstens für die römischen — war in der Katakombe ein besonders großer und prächtiger Raum aufgespart; die übrigen Kleriker waren von der Gemeinde nicht getrennt. Jeder ruhte in der Kammer seiner Familie oder an dem Platze, den er sich selbst bei Lebzeiten erworben hatte. Bei der Bestattungsfeier mied man alles, was an Götzendienst erinnerte. Der Tote durfte keinen Blumenkranz im Haar tragen und keine Musik von Flöten durfte sich hören lassen. Dagegen scheint man mit besonderer Sorgfalt einbalsamiert zu haben. Der Bischof oder ein Presbyter leitete die Feier der

Beisetzung und sprach die Gebete dabei. Manches spricht dafür, daß man mit der Bestattung eine Mahlzeit verband, eine Agape, an der der Kleriker ebenfalls teilnahm. Wenigstens war dies die Form, in der man das Gedächtnis des Verstorbenen beging. Die Familie versammelte sich mit den geladenen Gästen in der Grabkammer am Jahrestage des Todes zu einer eucharistischen Mahlzeit. Der Presbyter brachte das Opfer dar und gedachte dabei des Verstorbenen und der überlebenden Mitglieder der Familie. Darum ist auf den Grabschriften so häufig der Tag der Beisetzung angegeben, als einziges Datum, damit die Hinterbliebenen daran erinnert wurden, die Gedächtnisfeier am richtigen Tage zu begehen. Die Gedächtnismahle sind es offenbar, die uns so oft in den römischen Katakomben vor Augen geführt werden. Der kleine Kreis der Familie sitzt da zu fröhlichem Mahl vereint, in den Kammern, wo ihre Angehörigen bestattet sind. Die Maler haben den familiären Zug bei den Gedächtnismahlen mehr betont als das Sakramentale. Man bemerkt nicht ohne Erstaunen, daß es da unten an den Gräbern zu Zeiten recht fröhlich zugehen konnte.

Auf dem Bilde Taf. 15, 1 haben drei Männer zu einer Totenfeier Platz genommen. Sie liegen nach damaliger Sitte auf der Erde, mit den Armen stützen sie sich auf eine dicke Polsterrolle. Rechts und links von ihnen sitzen zwei Dienerinnen auf kleinen Stühlen. Vor ihnen steht ein dreifüßiger Tisch, auf dem als Speise ein Fisch aufgetragen ist. Daneben steht ein großer Weinkrug, eine Amphora; ein Knabe bietet ein Glas mit Wein an. Die Inschriften enthalten Aufträge, die den Sklavinnen zugerufen werden: Irene gib heißes Wasser! Agape mische mir den Wein! Die übrigen Inschriften rühren von späteren Besuchern der Grabstätte her. — Manche deuten das Bild auf ein Mahl der Seligen im Paradiese.

Es sind die ältesten Produkte einer christlichen Kunst, die in den Katakomben erhalten sind; und sie geben uns einen neuen Beweis dafür, wie kräftig und selbständig die Kirche die Welt erfaßte. Die abgeschlossenen christlichen Friedhöfe unter der Erde, in die der Fremde nur an der Hand eines christlichen Führers eindringen konnte, begünstigten den Wunsch der christlichen Maler, sich nach Herzenslust aussprechen zu dürfen; und so ist die reizvolle Blüte der Volkskunst entstanden, an der wir uns noch heute erfreuen dürfen. Man sieht, das Christentum war in den Kreisen der römischen Handwerker zu Hause, und aus ihnen ist die gesunde naturgemäße Art, von sich selbst zu sprechen, hervorgegangen. Die Wände und die Decken der kleinen Grabkammern konnten, auch wenn sie unter der Erde lagen, nach antikem Gefühl nicht ohne Schmuck bleiben; daher versah man

sämtliche Flächen mit einem haltbaren Putz und füllte die weißen Felder mit leichter Dekoration. Man sieht die Mitglieder der römischen Gemeinde leibhaftig vor sich, die Bäckermeister, Faßbinder und Gemüsefrauen, vor allem die Totengräber selbst, die in den Katakomben die Stätte ihrer Wirksamkeit hatten, und so manche Familie, wie sie zum Totenmahl versammelt ist. Am wertvollsten sind uns die Bilder, in denen die Christen von ihrem Glauben und Hoffen reden. An der Stätte des Todes sprechen sie von der Auferstehung des Fleisches in der bekannten Bildersprache des Alten Testaments. In steter Wiederholung sieht man die Geschichte von Noah in der Arche, der aus der Wasserflut errettet wurde, von Isaak, den Gott vor dem Messer seines Vaters Abraham beschützte, von den drei Jünglingen, die im Feuerofen unversehrt blieben, von Daniel in der Löwengrube, von Jonas, der zwar von dem Untier verschlungen, aber wieder ausgespien wird, von Lazarus, den Jesus nach vier Tagen vom Tode zurückrief: es ist die einfache Sprache einer gewissen Hoffnung. Nicht minder deutlich sind die Bilder vom Sündenfall im Paradies, von der Taufe, welche die Sünden abwäscht, und vom guten Hirten, der das Schaf auf der Schulter trägt. Man sieht, wie stark jenes Geschlecht an seiner Sünde trug, und daß die Kirche bereit war, die verirrten Glieder ihrer Gemeinschaft wieder aufzunehmen. Der gute Hirt ist unter allen Bildern am häufigsten zur Darstellung gebracht; er bezeugt die heftigen Kämpfe um die Wiederaufnahme der Sünder, welche die römische Gemeinde fast hundert Jahre lang erschütterten. An den späteren Bildern kann man die Entstehung der Heiligenverehrung beobachten; die Katakomben reichen bis in die Zeit hinein, wo die Verehrung der Märtyrer alles andere religiöse Interesse in den Hintergrund drängte. Der Bischof Damasus schmückte im vierten Jahrhundert die Krypten der Märtyrer mit seinen Epigrammen, die er in riesige Marmortafeln eingraben ließ, und bezeichnete sich dabei selbst als „den Verehrer der seligsten Märtyrer, Damasus, den Knecht Gottes."

Vgl. die Grabkammer Taf. 16. In die Wände rechts und links sind Fachgräber eingehauen, die ursprünglich mit Marmorplatten verschlossen waren; oder die Plätze für die Gräber sind wenigstens angedeutet. An der Rückseite befindet sich ein großes Bogengrab, ein Arkosol; darüber wieder ein offenes, leeres Fachgrab. Im Hintergrund des Arkosols sieht man die Weisen aus dem Morgenlande bei Maria und dem Kinde; links vom Bogen Moses, der Wasser aus dem Felsen schlägt, rechts Noah in der Arche. An der Decke sieht man geradeaus den Propheten Jonas, der aus dem Schiff geworfen und von dem Walfisch verschlungen wird; rechts und links davon einen betenden Mann und eine betende Frau (Oranten).

Taf. 17 gibt zwei Bilder des Guten Hirten. Beide sind mit einer gegürteten Tunika bekleidet, welche den rechten Arm und die Schulter frei läßt; der Hirt unten scheint noch einen Mantel über der Schulter zu tragen. An den Beinen tragen sie Gamaschen aus gekreuzten Lederriemen. Beide stehen inmitten einer Herde, die durch zwei Schafe angedeutet ist, und auf der Schulter tragen sie ein drittes Schaf. Auf dem Bilde oben scheint aber der Maler zweimal statt des Schafes eine Ziege gemalt zu haben. Der Hirt unten trägt in der freien Hand einen Stab und einen Milcheimer. Bäume mit Vögeln deuten die Landschaft an.
Ein christlicher Prediger Taf. 14, 1.
Betende Christen (Oranten) Taf. 6 und 14, 2.

Es sind nur Werke der Grabkunst aus der altchristlichen Zeit erhalten. Die Häuser, in denen die Christen damals wohnten, sind längst vergangen und es hat sich keine Beschreibung davon erhalten, wie sie ausgeschmückt waren. Ohne Zweifel äußerlich in derselben Weise wie die Wohnungen der Heiden, mit leichten Malereien an den Wänden und an den Decken der Zimmer. Inhaltlich werden die christlichen Maler sich ihre eigenen Wege gesucht haben wie in der Grabkunst. Denn daß man die mythologischen Bilder, wie sie die Häuser der Heiden schmückten, als Werke der Dämonen bis in den Grund der Seele verabscheute, daran ist nicht zu zweifeln. Die christlichen Dekorateure werden in den Privathäusern, zumal der wohlhabenden Christen, besser und sorgfältiger gearbeitet haben als in den Grüften unter der Erde, in die nie ein Sonnenstrahl fiel; und so müssen wir bedauern, daß uns davon nichts erhalten ist.

So gab es schließlich keine Beziehung des menschlichen Lebens, für welche die Kirche nicht ihre besonderen Grundsätze aufgestellt hätte. Wie sie ihre eigenen Gotteshäuser und Friedhöfe besaß, so feierte sie ihre Feste, vollzog ihren Gottesdienst und beging das Gedächtnis der Toten auf ihre eigene Weise. Das Leben ihrer Mitglieder hatte sie bis aufs kleinste geordnet. Für den Beginn und den Abschluß des menschlichen Lebens hatte sie ihre Weihen; für Essen und Trinken, für Fasten und Genießen, für die Ehe und für die Ehelosen hatte sie ihre Bestimmungen. Jeder Christ wußte, was er zu tun und zu lassen habe bis in die Einzelheiten seiner Kleidung und Toilette und bis auf die Beschäftigung in seinen Mußestunden. Die Christen lebten wie eine geschlossene Gemeinde; es gab keine andere Religion, die an ihre Bekenner derartige, ununterbrochene Anforderungen stellte. Die kirchlichen Vorschriften waren dadurch besonders wirksam, daß sie ihre Kraft nicht im bloßen Verneinen zeigten. Die Kirche verbot nicht nur, sondern sie schuf neue Lebensbedingungen; sie schritt



LIEBESMAHL
KATAKOMBE DES PETRUS UND MARCELLINUS / ROM



TAUFE IM OFFENEN WASSER
KALLISTKATAKOMBE / ROM

tapfer vorwärts und eroberte sich ein Gebiet des Lebens nach dem andern. Man konnte längst von einer christlichen Literatur reden; bald gab es eine christliche Poesie und eine christliche Kunst. Es hätte die Kirche wenig gekümmert, wenn man ihre Produkte minderwertig gescholten hätte: sie hatte ihren eigenen Maßstab und bewertete alles nach seinem Einfluß auf das Leben. Sie suchte ihren Söhnen das Leben im Hause der Mutter freundlich zu gestalten und bewahrte sie dadurch, in die Gewohnheiten des Heidentums zurückzufallen. Sie schritt unbekümmert ihren Weg den Sternen des Himmels nach und wußte, daß ihr die Zukunft gehöre.

Das alles hatte freilich auch eine Kehrseite.

Die Stellung der Kirche zur Kultur des Altertums

Vorläufig war die Kirche eine kleine Gemeinschaft, die auch in den großen Städten nur einen kleinen Prozentsatz der Bevölkerung vorstellte. Wenn ihre besonderen Grundsätze dem üblichen Leben vielfach entgegenstanden, so störten sie doch das Getriebe der Welt nicht. Was aber würde geschehen, wenn sich einmal die Hoffnungen der Christen verwirklichen sollten, daß die Kirche sich die volle Anerkennung im Staat und in der Gesellschaft erzwingen würde? Die Punkte, an denen sie das öffentliche Leben mißbilligte, waren sehr zahlreich und sie griffen tief in die Volksseele hinein. Der Anstoß, den die Kirche nahm, hatte seinen Ursprung nicht in der Tadelsucht einer unterdrückten Gemeinde oder in andersartigen volkstümlichen Überlieferungen. Die christliche Kritik stammte aus den Tiefen des religiösen Bewußtseins, und es war daher deutlich, daß sie niemals verstummen oder sich mit einer halben Erfüllung ihrer Forderungen zufrieden geben würde. Die Religion des Monotheismus wollte das Heidentum mit Stumpf und Stiel ausrotten wie Elias die Pfaffen des Baal. Wenn die Christen die Tempel verabscheuten, so folgerten sie daraus, daß die Kultushandlungen, die mit dem Staatsleben verbunden waren, aufhören müßten, und daß alle die vielen Religionen verschwinden sollten, mit denen die Völker des römischen Reiches jung gewesen und alt geworden waren. Sie verfolgten den heidnischen Kultus bis in seine entferntesten Beziehungen hinein. Ihr Verdammungsurteil traf mit dem Opfer und dem Weihrauch zugleich den Viehhändler und den Spezereikrämer, die ihre Waren an die Tempel liefer-

ten; sie verboten das Flötenspiel in ihren Häusern und an ihren Gräbern, weil bei den Opfern auf der Flöte geblasen wurde. Im Namen der bildlosen Gottesverehrung schlossen sie Maler und Bildhauer von der kirchlichen Gemeinschaft aus, falls sie nicht Garantien gaben, daß sie mit ihrer Kunst künftig jede Form des Götzendienstes vermeiden würden; von Gladiatoren und Schauspielern gar nicht zu reden. Sie duldeten nicht das Geringste, was mit dem Tempeldienst in Verbindung stand. Die Tempel aber waren die ältesten Denkmäler griechischer Kunst, die im Reiche vorhanden waren. An der Entwicklung, der Ausgestaltung und der ständigen Vervollkommnung dieser Bauform hatten über ein Jahrtausend lang die begabtesten Völker gearbeitet; es waren die schönsten Gebäude der Städte. An der bildlichen Darstellung der göttlichen Gestalten hatte sich die griechische und dann die römische Plastik groß gerungen. Ihre Meisterwerke erschienen als die Gipfelpunkte, welche der menschliche Geist nach unendlichen Bemühungen erklommen hatte, ebenso wie die Bauten der Tempel selbst. Was stellte die Bildhauerkunst überhaupt anderes dar als die ewig jungen Leiber der Götter und Göttinnen; und was blieb von den Werken der Malerei übrig, wenn man die Mythologie entfernen wollte. Nahm man der Kunst ihren hauptsächlichen Gegenstand, so lief man Gefahr, sie selbst zu vernichten.

Also die Tempel sollten zerstört, die Bildsäulen sollten zerschlagen werden und die Kunst sollte nach Brot gehen. Würden die Triebe, welche die Kirche aus sich heraus entwickelte, stark genug sein, um die Städte aufs neue mit Denkmälern zu füllen, die den alten gleichkamen; würde sie imstande sein, ganzen Kunstzweigen neue Bahnen zu weisen, die zu ähnlichen Höhen emporzuführen vermöchten, wie sie die antike Kunst erreicht hatte. Würde die Kirche jemals in der Lage sein, das Zerstörungswerk, das sie anzustellen im Begriff stand, vor dem Richterstuhl der Geschichte zu rechtfertigen?

Die bildende Kunst war es nicht allein, die bedroht war. Wenn die Kirche das Theater herabsetzte, so meinte sie damit nicht nur die heruntergekommene Schauspielkunst und die Dichtkunst des dritten Jahrhunderts, sondern die Bühne und die dramatische Poesie überhaupt. Die Kirche wollte das Theater stürzen, von dem viele Jahrhunderte lang die ästhetische Bildung der Griechen und Römer ausgegangen war; sie wollte die Dichtkunst ausrotten, die mehr als einmal zu den reinsten und erhabensten Leistungen gelangt war, welche

der Menschengeist aufzuweisen hat. Und sie beschränkte ihre Kritik nicht einmal auf die Dramatiker. Ihre Wortführer verwarfen mit scharfen Ausdrücken Hesiod und Homer; aus Sokrates sollten die Dämonen ebenso gesprochen haben wie aus Sophokles und Euripides. Es war fast ein Wunder, wenn von einigen griechischen Christen Plato mit Hochachtung genannt und von den Lateinern Vergil anerkannt wurde. Man tat es auch nur unter der Voraussetzung, daß beide in irgendwelcher nahen Beziehung zu Moses oder Christus ständen, indem man gewisse Anklänge, die man zu bemerken glaubte, als Abhängigkeit deutete: nur als Propheten des Christentums konnten sie von dem allgemeinen Verdammungsurteil ausgenommen werden. Den Verlust, den die Welt durch die Vernichtung der Klassiker erleiden würde, meinten kirchliche Autoren damit aufzuwiegen, daß sie auf die Heilige Schrift verwiesen. Man glaubte mit den Psalmen die antike Poesie, mit den Büchern Mosis und der Propheten die griechische Philosophie, mit den Büchern der Könige die Geschichtsschreibung der Griechen und Römer ersetzen zu können. Was für eine ungeheure Summe von Unkenntnis und von Barbarei ist in diesem Urteil enthalten. Der ständige Kampf, in dem sich die christlichen Philosophen mit den Vertretern der alten Philosophenschulen befanden, ließ den Gegensatz der Kirche gegen die Welt des Altertums größer erscheinen als er war und verhinderte eine ruhige Unterscheidung zwischen religiösen, ästhetischen und wissenschaftlichen Maßstäben. Was die Welt an geistigen Werten hervorgebracht hatte bis zur Entstehung des Christentums, galt der Kirche als ein Werk des Teufels, soweit man es nicht als Vorläufer und Bundesgenossen ansprechen konnte.

War einmal die ganze Stadt christlich geworden, so konnte sie keinen Tempel, kein Theater, kein Amphitheater mehr in ihren Mauern dulden, die Kasernen der Gladiatoren würden leer werden, ganze Industriezweige würden eingehen, weil die Kirche ihre Erzeugnisse als gottlos verurteilte. Und welche Umwandlung mußte die Bevölkerung durchmachen, wenn die großen Feste der Götter nicht mehr stattfinden sollten; wenn es verboten wurde, sich zu den Spielen zu versammeln, und wenn die Quellen der Bildung versiegten, welche die Philosophie der Alten darbot. Mußte eine christliche Stadt nicht allen Reizes und aller Kultur entbehren?

Bis in die Privathäuser hinein erstreckten sich die Einwirkungen der christlichen Sittenrichter. Ihre Ausstattung mußte sich wesentlichen

Veränderungen unterwerfen. Der Hausaltar mit den Laren am Eingang der Wohnung mußte verschwinden und der fröhliche Wandschmuck mußte entfernt werden, weil er von den Liebesabenteuern der Götter erzählte. Die Maler mußten sich daran gewöhnen, gleichgültige Motive zu ersinnen, wenn sie in christlichen Häusern arbeiten wollten. Die Statuen, welche Atrium und Peristyl schmückten, beleidigten ein christliches Auge, weil sie nackte Körper darstellten und mit der Götterwelt irgendwie zusammenhingen. Das Leben im Hause mußte auf einen andern Ton gestimmt werden. Was sich von alter Zeit her an bedeutungsvollen Bräuchen erhalten hatte, die man an festlichen Tagen aufleben ließ, konnte vor dem strengen Auge der neuen Religion schwerlich bestehen. Ihr Einfluß erstreckte sich bis auf Schmuck und Kleidung, auf Arbeit und Erholung, auf Tageseinteilung und Geselligkeit. Das Christentum war ein Sauerteig, der das ganze Hauswesen von innen heraus durchdrang.

Es läßt sich nicht verkennen, daß sich mit dem Siege des Christentums eine Umwälzung der griechisch-römischen Welt vorbereitete. Die antike Kultur hing in tausend Fasern mit der alten Religion zusammen: wer die eine mit tödlichen Waffen angriff, traf die andere, ob er wollte oder nicht. Eine große Kulturperiode ging ihrem Ende entgegen, die, als Ganzes angesehen, das Höchste darstellte, was der Menschengeist bis dahin hervorgebracht hatte. Ein neuer strenger Geist, der von den Bergen Palästinas herkam, bemächtigte sich der alten Völker, griff ihren Geist und ihre Lebenskraft an, ihren Formensinn und ihre Freude. Es muß doch in der Zeit des absterbenden Heidentums viele Menschen gegeben haben, denen das Leben nicht mehr lebenswert erschien, wenn ihnen alles genommen wurde, was bis dahin zur Erhebung und Bildung, zum Genuß und zur Zerstreuung gedient hatte. Mancher tüchtige Mann mag die Stimmung gehabt haben, daß er lieber mit den alten Göttern untergehen wollte, ehe er sich entschlösse, alles das zu schmähen, was bis dahin den Inhalt seines Lebens ausgemacht hatte.

Aber die Welt des Schönen bringt keine Märtyrer hervor. In der höheren Gesellschaft zeigte sich eine Kulturmüdigkeit, die dem Christentum vollends seinen Sieg erleichterte. Bezeichnende Äußerungen aus der Seele dieses matten Geschlechts erhalten wir in der Schrift Cyprians an Donatus. Wie von einem hohen Berge aus sieht er das Leben der Menschen zu seinen Füßen liegen und wundert sich über

ihre Unruhe, Eitelkeit und Unsicherheit. Die öffentlichen Zustände bieten ihm wenig Freude. Das Meer ist von Seeräubern bevölkert, die Landstraßen sind durch Wegelagerer unsicher gemacht, überall herrscht Mord und Krieg. In den Städten machen sich die widerwärtigen Gladiatorenspiele breit und die gemeinen Schauspiele, zu denen das ganze Volk hinläuft. Die Schändlichkeiten, die auf der Bühne öffentlich gezeigt und beklatscht werden, lassen traurige Schlüsse ziehen auf das häusliche Leben der Zuschauer, Schlüsse, die leider nur allzu richtig sind. Die staatlichen Zustände erscheinen Cyprian ebenso unerfreulich. Bei den Gerichtsverhandlungen sieht man zanksüchtige Menschen und Parteien; der Strafprozeß hat die bekannten unmenschlichen Formen der Untersuchung; die Hüter des Rechts sind Bestechungen zugänglich; man kann täglich auf dem Markt eine Fülle von Schlechtigkeit erleben. Der Glanz der Erde, der soviele blendet, ist völlig nichtig. Die hohen Beamten des Staats haben ihre Stellen durch unwürdige Kriecherei erworben, um dann wieder andere Menschen vor sich kriegen zu lassen. Man hat einen Einblick in die innere Hohlheit dieser Spitzen der Gesellschaft, sobald sie durch irgendeine Wendung der öffentlichen Zustände ihrer Stellungen verlustig gehen. Der Reichtum ist ebenso eitel wie hohe Stellung und vornehme Geburt. Die Reichen können nicht ruhig schlafen vor Sorgen, daß sie ihr Geld verlieren könnten, und die richtige Weise, ihre Güter zu verwenden, ist ihnen unbekannt, da sie an den Armen achtlos vorübergehen, oft selbst an den eigenen Verwandten. So sind denn alle, die irgendwie hoch gestellt sind, von Angst und Unsicherheit umgeben.

Die Stimmung der Weltverachtung und Entsagung, die aus diesen Worten spricht, ist um so bemerkenswerter, wenn man sich erinnert, daß es ein gebildeter und reicher Mann in den besten Lebensjahren ist, der in schöner Herbstzeit auf seinem Landgut diese Worte niederschrieb, ein Mann, der dazu berufen war, noch eine große Rolle in der christlichen Kirche zu spielen, dank seiner hervorragenden Eigenschaften, die eben in dem öffentlichen Leben erworben werden, für das er hier nur harte Worte hat.

Der Übergang zur christlichen Weltanschauung ist von diesem Weltschmerz leicht gefunden. Wir verstehen es, wenn Cyprian fortfährt zu versichern, daß es wahre Freude nur in der Religion gebe. Um ihrer teilhaftig zu werden, müsse man die Welt in ihrer Nichtigkeit erkannt

haben, und sich dem Himmel ganz hingeben. Wer diesen Weg einschlage, gelange aus der Nacht zum Licht, aus dem Irrtum zur Wahrheit, zu einem neuen Leben. Vorher schwaches Fleisch, werde er nunmehr ein Mensch nach dem Geist. In seinem einfachen und ruhigen Leben genieße der Christ alles, was er begehre; und die Anfälle des Herrn der Welt, des Teufels, überwinde er in der Kraft des Geistes. Auf Erden fühle sich freilich der Christ immer als Gast und Fremdling, sein Vaterland sei der Himmel. Die rechte christliche Stimmung bestände darin, daß man stets bereit sei abzuscheiden aus der feindlichen Welt, um den Scharen der vorangegangenen Frommen zugeteilt zu werden, den Aposteln, den Propheten, den Märtyrern und Jungfrauen und all den Lieben, die ihn einst umgaben.
Man sieht, die Umbildung, welche das Christentum mit der Kulturwelt des Altertums vorzunehmen im Begriff war, wurde von der Stimmung der Gesellschaft unterstützt, auch wenn sie sich dessen nicht bewußt war.

IV. DIE BUSSDISZIPLIN

Das bischöfliche Gericht

Über die Durchführung des christlichen Lebens im ganzen wie im einzelnen wachte der Klerus, und die groben Verfehlungen wurden geahndet vor dem Gericht des Bischofs. Es wird in der Regel am Schluß des Gottesdienstes stattgefunden haben, vorzugsweise am Sonntag, wenn die Gemeinde in großer Anzahl zugegen war. Der Bischof und das Presbyterium bildeten den Gerichtshof, der Bischof war der Richter, die Presbyter seine Beisitzer, die Diakonen die Gerichtsdiener, die den Angeklagten herein- und hinausführten; die Gemeinde bildete das Publikum. Hier fand das Schiedsgericht statt für die zivilrechtlichen Streitigkeiten der Christen untereinander, wodurch man zu verhüten suchte, daß Mitglieder der Gemeinde die öffentlichen Gerichte anriefen. Vor allem aber übte der Bischof Justiz über die Verfehlungen, die innerhalb der Gemeinde vorgekommen waren.
Die Grundsätze der kirchlichen Justiz waren ursprünglich überaus hart. Denn die Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit wurde jedem Menschen nur einmal angeboten. Die Taufe, die den Christen

in die Gemeinde einführte, wusch alle Sünden der Vergangenheit ab und machte den Menschen rein, zu einem Gefäß des Geistes. Was aber sollte geschehen, wenn der Christ nach der Taufe in eine neue Sünde fiel? Da die Taufe nicht zu wiederholen war, hatte der Sünder die Gnade Gottes verscherzt. Der Satz schien durch seine unerbittliche Folgerichtigkeit festzustehen, und er ist in der Kirche nicht vergessen worden. Man kannte nur ein Mittel, die Taufe zu ersetzen, das war das Martyrium, die Bluttaufe, wie man sagte. Sie kam allerdings an Wirkung der Taufe gleich und gab den gefallenen Christen die Möglichkeit, die Sünden nach der Taufe zu tilgen: um den Preis des irdischen Lebens konnte der Sünder sich das ewige Leben aufs neue erwerben, aber nur um diesen Preis.

In der ältesten Zeit waren es die Apostel und Propheten gewesen, die den Ausgleich zwischen dem hohem Ideal und dem praktischen Leben vermittelt hatten. Da der Geist Gottes aus ihnen sprach, konnten sie im Namen Gottes Vergebung der Sünden verkündigen, dem einzelnen Christen wie der sündigen ganzen Gemeinde. Jede derartige Handlung hatte den Anschein der Inkonsequenz an sich. Um ihr den Charakter einer ausnahmsweisen Erweisung der Güte Gottes zu geben, hatte man wohl den Grundsatz aufgestellt, daß nur eine einmalige Sündenvergebung nach der Taufe möglich sei, wodurch man zu der ersten Inkonsequenz noch eine zweite fügte. Denn wenn einmal der Geist dem getauften Christen seine Sünde vergeben konnte, war nicht einzusehen, warum ein solcher Gnadenakt nicht mehrere Male geschehen konnte.

In der bischöflichen Kirche waren an die Stelle der Propheten die Bischöfe getreten, die im Namen Gottes das Urteil sprachen und Vergebung spendeten. Zugleich aber war das geordnete Gerichtsverfahren eingeführt worden, und damit hatte eigentlich erst das alte Ideal von der Kirche als der reinen Braut Christi vor den Verhältnissen des tatsächlichen Lebens kapituliert. Denn damit gab man zu, daß eine Gemeinde ohne ständige Verfehlungen nicht bestehen konnte, während bis dahin ein Sünder in der Gemeinde der Heiligen als etwas Unmögliches erscheinen mußte. In dieser Zeit gebrauchte man ein neues Bild für die Kirche, das in der ältesten Zeit unerhört gewesen wäre. Man verglich sie mit der Arche Noah, in der sich allerlei Tiere befanden, die reinen so gut wie die unreinen. Es schien dem Willen Gottes zu entsprechen, daß seine Kirche Sünder und Gerechte umfasse.

Die Veränderung ist bezeichnend für die bischöfliche Kirche in ihrem Verhältnis zur Urkirche. Man gab ein Ideal auf, dem die Anschauung zugrunde lag, daß die Kirche die Wiederkunft Christi in nächster Zeit zu erwarten habe; an seiner Statt schuf man Einrichtungen, die sich auf den Boden des Tatsächlichen stellten und sich dort bald bewähren sollten. Es würde aber falsch sein, daraus zu schließen, daß die sittlichen Zustände in den Gemeinden zurückgegangen waren oder gar, daß sie infolge des neuen Verfahrens zurückgingen. So schwierig es ist, in diesem Punkte Beobachtungen zu machen und Vergleiche anzustellen, wird man doch eher zugunsten der bischöflichen Kirche sich entscheiden, in der die Gemeinden schon aus dem Rohen herausgearbeitet waren, einen Stamm von eingeborenen und bewährten Mitgliedern hatten und bei der Aufnahme neuer Katechumenen vorsichtig waren. Und gewiß wäre es falsch, den bischöflichen Gerichten dieser Zeit Mangel an Ernst und Strenge zum Vorwurf zu machen. Die Gemeinden unterstanden einer überaus energischen Leitung.

Die Todsünden

Im Abendland stellte man schon in früher Zeit ein Grundgesetz auf, gegen das niemand verstoßen durfte, der der Gemeinde angehörte. Es bestand aus den drei Verboten des Götzendienstes, des Mordes und der Fleischessünden. Wer als Christ eine von diesen drei Todsünden beging, war auf ewig aus der Gemeinde ausgeschlossen. Mochte Gott ihm Vergebung gewähren; die Kirche hatte keine Macht, ihm Gottes Vergebung zu verkünden.

Es ist wohl kein Zweifel, daß man dies Gesetz der Heiligen Schrift entnommen hat; man würde es nicht in späterer Zeit so lange aufrecht erhalten haben, nachdem es durchlöchert war, wenn man nicht ein göttliches Gebot in den Händen zu haben glaubte. Das Gesetz über die Todsünden ist einem Mißverständnis oder einer Umdeutung des alten Aposteldekrets in der Apostelgeschichte 15, 20 und 29 entsprungen, das freilich ursprünglich einen ganz anderen Sinn hatte. Es befiehlt die Enthaltung von Götzendienst, Hurerei, Blutgenuß und Ersticktem, und meint mit den beiden letzten Vorschriften Speiseverbote. Im abendländischen Text der Apostelgeschichte ist das Verbot des Erstickten, die deutlichste Speisevorschrift, unterdrückt worden; das Verbot des Blutes verstand man dort als ein Verbot des Mordes,

was nach dem Wortlaut schließlich möglich war; und dann setzte man dem nunmehr dreigliedrigen Verbot hinzu: „und alles, was ihr wollt, daß es euch nicht geschehe, das tut auch keinem anderen an", und hatte somit nach Form und Inhalt ein christliches Grundgesetz gewonnen mit den Paragraphen des Götzendienstes, der Hurerei und des Mordes. Die Textänderung in der Apostelgeschichte ist offenbar wohl erwogen und sie steht in sichtlichem Zusammenhang mit der Bußdisziplin.

Es wird immer ein glänzendes Zeugnis für die erzieherische Macht der Kirche sein, daß sie schon im zweiten Jahrhundert daran denken konnte, auf das Vergehen des offenbaren Abfalls zum Heidentum und auf einen Fall von Unzucht die Strafe des ewigen Ausschlusses aus der Gemeinschaft zu setzen. Denkt man daran, wie oft Paulus in seinen Gemeinden die Neigung zu außerehelichem Geschlechtsverkehr bekämpfen mußte, und erinnert man sich, wie zerrissen und zum Abfall bereit die römische Gemeinde war, als der Prophet Hermas unter ihr wirkte, dann muß man zugeben, daß in kurzer Zeit Großes erreicht war. Es war eine Gemeinde von Heiligen gegründet, die ihresgleichen nicht in der Welt hatte. Das alte Idealbild der Kirche als der reinen Braut Christi war nicht vergessen worden: grobe Sünder waren in den Gemeinden unmöglich. Der Ruhmestitel bleibt bestehen, auch wenn die Kirche sich genötigt gesehen hat, im dritten Jahrhundert das Gesetz zu ermäßigen. Es hat eine Zeit gegeben, in der man das vermeintlich apostolische Gesetz in seiner ganzen Strenge handhabte und jeden Christen für immer aus der Gemeinde ausschloß, der sich gegen eine seiner Bestimmungen in schwerer Weise vergangen hatte.

Eine derartig harte Strafe für die Sünde der Unzucht läßt sich aufrecht erhalten in kleinen Gemeinden, in denen jeder den anderen kennt und beaufsichtigt und in deren Kreis man keinen aufnimmt, der nicht die genügenden Eigenschaften besitzt, um sich auf die Dauer der Gemeinde würdig zu zeigen. Als unter der Gunst des severischen Kaiserhauses die Kirchen sich schneller vermehrten und stärker anwuchsen als bisher, kam man in den großen Gemeinden zu der Erkenntnis, daß das Gesetz in dieser Form nicht mehr den tatsächlichen Verhältnissen, in denen man sich befand, entspreche. Die Gefahr der Verführung lauerte für den Christen weniger auf der Straße, an den öffentlichen Stätten der Völlerei und der Unzucht, als im eigenen

Hause. Die Sklavenwirtschaft brachte mancherlei Übelstände mit sich; die Christen in den heidnischen Häusern wurden gar zu leicht in die allgemeine Leichtfertigkeit hineingerissen. Die Gefahr war am stärksten in Rom, der sittenlosen Hauptstadt der Welt; die römische Gemeinde wird schon damals die zahlreichste, mindestens im Westen, gewesen sein. Es war daher nur natürlich, daß ein römischer Bischof das apostolische Gesetz an dem Punkte durchbrach, dessen Unhaltbarkeit er eingesehen hatte. Wir wissen nicht, welche näheren Umstände den Bischof Kallistus zu diesem Schritt geführt haben. Wahrscheinlich war die Zahl der Sünder, die er für ewig aus der Gemeinde ausschließen mußte, so groß geworden, daß daraus eine Schwierigkeit für die Gemeinde entstand. Vielleicht hatten die Gefallenen ihre Fürsprecher unter den einflußreichen Mitgliedern des Klerus und der Laienschaft; es entstand ein Druck, dem der Bischof nachgeben mußte, wenn er nicht seine Stellung gefährden wollte. Und Kallistus tat den Schritt, der getan werden mußte: er vergab den Gefallenen ihre Sünde, nachdem sie lange genug Buße getan hatten, kraft des apostolischen Geistes, der auf ihm ruhte. In der Kraft seines bischöflichen Amtes durchbrach er die Überlieferung der Kirche.

Kallistus hat wegen seines kühnen Schrittes die schärfsten Angriffe erfahren, von Hippolytus in Rom und von Tertullian in Karthago. Es sind bei dieser Gelegenheit Worte voll beißender Ironie und voll heiliger Entrüstung gegen ihn gesprochen worden, wie gegen keinen andern Bischof dieser Jahrhunderte. Man darf trotzdem bezweifeln, ob die Philippiken auf Kallistus Eindruck gemacht haben. Wir haben keinen Grund, seiner Maßregel unlautere Motive unterzuschieben. Von den Umständen, die sein Vorgehen begleiteten, ist wenigstens der eine deutlich, daß Kallistus den Bruch mit der Überlieferung offen und ehrlich vollzogen hat. Er hat, wie wir erfahren, seinem nächststehenden Kollegen, dem Bischof von Karthago, eine Mitteilung zugehen lassen über die Zustände in der römischen Gemeinde und seine Stellungnahme; und nicht nur Karthago, sondern das ganze Abendland ist entweder sofort oder doch bald nachher dem römischen Beispiel gefolgt. Das ist der beste Beweis dafür, daß die Maßregel notwendig war.

Dieselben Verhältnisse wiederholten sich nach einem Menschenalter an einem anderen Punkt. Das Edikt des Kaisers Decius vom Jahre 250 stellte an alle Christen, Kleriker und Laien, die Forderung, daß

sie öffentlich eine Opferhandlung vollziehen sollten. Die Gemeinden waren wenig darauf vorbereitet, daß das Edikt in seiner ganzen Schärfe durchgeführt werden würde; als der Drohung die Ausführung folgte und die Christen wirklich zu Hunderten vor die Götterbilder geschleppt wurden, haben nicht viele Widerstand zu leisten vermocht. Die Gemeinden hatten große Scharen von Büßern in ihrer Mitte, sobald sie von der Verfolgung betroffen worden waren. Man schloß die Christen, die wirklich geopfert hatten, von der Gemeinde aus; sie sollten bis zum Ende ihres Lebens Büßer bleiben. Man verwies sie ausdrücklich darauf, daß sie ja bei einer neuen Verfolgung durch ein öffentliches Bekenntnis vor dem Richter ihre Verfehlung wieder gutmachen könnten. Man wagte aber nicht, es darauf ankommen zu lassen. Als nach zwei Jahren unter der Regierung des Gallus eine neue allgemeine Verfolgung bevorzustehen schien, nahm man alle Gefallenen wieder auf. Man hatte also das alte Gesetz über die Todsünden nunmehr an einem zweiten Punkte durchbrochen. Der Kampf, den die Bischöfe bei dieser Gelegenheit führten, für das apostolische Gesetz und für die kirchliche Überlieferung, ist, soweit wir ihn beobachten können, so ehrenvoll wie möglich gewesen, so daß wir beinahevergessen, daß er mit einer Kapitulation geendigt hat.

Die Milderung der Bußdisziplin hat sich unter schweren Kämpfen vollzogen. Die Gemeinde war in zwei Parteien zerspalten, die Milden und die Strengen, und die Parteien haben im Westen ein volles Jahrhundert lang mit einander gerungen, bis die Milden gesiegt hatten. Diese Kämpfe haben einen Niederschlag in der christlichen Grabkunst gefunden. Das Bild des Guten Hirten verdankt seine Beliebtheit dem Umstande, daß sich die Milden mit Vorliebe auf die Parabel Lukas 15 beriefen. Der Gute Hirte ist ein Bild des Sünderheilands (vgl. Taf. 17). Aber auch die strenge Partei wußte das Bild in ihrem Sinne zu verwenden. Der Gute Hirt in der Prätextatkatakombe (Taf. 18, 1) streckt seine Hand segnend über seine Herde aus, die durch die Siebenzahl der Schafe bezeichnet ist, und er wehrt mit seinem Stabe die unreinen Tiere ab, den Esel und das Schwein. Das Bild läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Bei dem großen Abfall in der Verfolgung tröstete man sich mit der Verleugnung des Petrus. Da Petrus als der Gründer des römischen Episkopats galt, lag diese Erinnerung für die Römer doppelt nahe. So ist es gekommen, daß die Ansage der Verleugnung Petri in den Bilderkreis der Katakomben aufgenommen ist (Taf. 18, 2). Im Vordergrund steht Christus, der bedeutsam drei Finger in die Höhe reckt: Ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen. Petrus hebt betroffen seine Rechte; zwischen beiden steht der Hahn auf einem Postament. — Das Bild ist durch Flecken entstellt. Der Vollbart, den Christus trägt, ist daher nicht gesichert.

Die Bußzeit

Die kirchliche Sitte forderte überall von den Büßern, daß sich die Reue über die Sünde in ihrem äußeren Verhalten ausdrückte. Der Büßer mußte sich in Nahrung und Kleidung mit dem notwendigsten begnügen. Sack und Asche war sein Gewand, ein Bad durfte er nicht besuchen. Er mußte Tag und Nacht Gott um Vergebung seiner Sünden anrufen, mußte häufig fasten und viel Almosen an die Armen geben. Zu den Gottesdiensten mußten die Büßer regelmäßig erscheinen, am Eingang der Kirche ihren Platz nehmen, vom eigentlichen Heiligtum ausgeschlossen, dort sich auf dem Boden wälzen und die Füße der Vorübergehenden umfassen. Nach dem ersten Teil des Gottesdienstes, der Lektion und der Predigt, mußten sie mit den Katechumenen sich entfernen: sie durften nicht mit der Gemeinde gemeinsam beten und an der Eucharistie nicht teilnehmen; ihre Gaben wurden am Altar vom Bischof nicht angenommen, und ebenso wurden ihnen die Wohltaten nicht zuteil, die der Gemeinde nach dem Gottesdienst ausgeteilt wurden. Jeder Gottesdienst brachte es den Sündern schmerzvoll zum Bewußtsein, daß sie von dem Volke Gottes ausgeschlossen waren.

Die Gemeinde aber ließ sie nicht aus den Augen. Die Presbyter nahmen sich der Sünder an, suchten sie in seelsorgerlichem Gespräch zur Erkenntnis ihrer Sünden zu bringen, leiteten ihre Buße auf den rechten Weg und weckten in den Verzweifelten die Hoffnung, daß sie doch noch in die Kirche wieder aufgenommen werden könnten.

War die Zeit der Buße abgelaufen, so wurde der Sünder wieder aufgenommen. Es fand aufs neue eine feierliche Gerichtssitzung statt nach dem Schluß des Gottesdienstes. Der Büßer wurde vom Diakon in die Versammlung der Gemeinde hereingeführt, er bekannte öffentlich seine Sünde, um derenwillen er ausgeschlossen worden war, bat unter Tränen die Kleriker und die Gemeinde um ihre Fürsprache, indem er ihre Knie umfaßte und ihre Füße küßte, und dann wurde die Besprechung des Falles noch einmal wieder aufgenommen. Jeder hatte dabei das Recht sich zu äußern, es wurde hin und her geredet, und schließlich fällte der Bischof seine Entscheidung, nachdem er sich mit dem Presbyterium besprochen hatte. Er ließ den Sünder an seinen Thron heranführen, legte die Hand auf sein Haupt, indem er Gott um die Vergebung seiner Sünden bat; die Gemeinde betete mit für den

Sünder aus ihrer Mitte. Schließlich reichte der Bischof die Eucharistie; sie war das Zeichen der völligen Kirchengemeinschaft. Darum war auf den Kelchen vielfach das Bild des guten Hirten angebracht: Christus bringt das verlorene Schaf zur Herde zurück.
Die Bußdisziplin mußte mehr als alles andere dazu dienen, die Macht des Bischofs zu erhöhen. Wie ohne seinen Willen niemand in die Gemeinde eintreten konnte, da die entscheidende Handlung bei der Taufe, die Handauflegung, von ihm allein auszuführen war, so konnte auch ohne seine Mitwirkung kein Sünder wieder aufgenommen werden. Der Bischof allein war imstande, durch den ihm innewohnenden Geist die Sünde im Namen Gottes zu vergeben: die Handauflegung konnte durch keinen anderen in gleicher Wirkung vollzogen werden.

Die Bestrafung des Klerus

Die Bußdisziplin war zugleich das Mittel, den Klerus in Zucht zu halten. Da der Kleriker ein Vorbild für die Gemeinde sein sollte und sein Amt ihn fortgesetzt mit den Heiligtümern des Gottesdienstes in Berührung brachte, wurden an sein Leben höhere Ansprüche gestellt als an das der Laien. Das Amt brachte es mit sich, daß bei ihm eine doppelte Strafe möglich war: er konnte seines Amtes enthoben oder gar ausgeschlossen werden. Durch die erste Strafe wurde er ein Laie, durch die zweite ein Büßer. Die Absetzung war die leichtere, die Exkommunikation die schwerere Strafe; man ließ niemals einen Kleriker in die Reihe der Büßer eintreten, solange er noch im Amte war oder nur die Aussicht hatte, das Amt aufs neue zu bekleiden. Bei einer schweren Sünde ging der Kleriker seines Amtes in der Regel verlustig. Man erinnere sich, daß mit dem Amte außerordentliche, häufig wiederkehrende oder gar regelmäßige Einnahmen verbunden waren, und man wird es verstehen, wie schwer man einen Kleriker traf, wenn man ihn zur Laienkommunion verurteilte. Es war schon eine Strafe, wenn man ihm auf einige Zeit seine Einkünfte entzog.

Das Gericht über den Bischof

Wie aber sollte man verfahren, wenn der allmächtige Gerichtsherr selbst, der Bischof, sich einer offenbaren Sünde schuldig gemacht hatte. Alle die Gesichtspunkte, welche eine strengere Behandlung des Klerus

erforderten, galten von ihm in doppeltem Maße. Wenn der gewöhnliche Kleriker schon ein vorbildliches Leben führen sollte, so verschwand doch der einzelne unter den Dutzenden oder gar Hunderten von Personen, die den Klerus einer großen Gemeinde ausmachten – auf die Persönlichkeit des Bischofs waren aller Augen gerichtet. War der Kleriker einer wirklichen Einwirkung auf das Volk nur dann sicher, wenn er durch sein Leben seine Ermahnungen bekräftigte, so hatte der Bischof bei jedem Gottesdienst das Volk zu ermahnen, zu strafen und zu richten. Wenn der Dienst am Altar den Presbyter und selbst den Diakonen zu einem heiligen Leben verpflichtete, so hatte der Bischof täglich die eucharistischen Gebete zu sprechen und die Gaben Gott darzubringen. Aus dem Gottesdienst ergab sich der wichtigste Gesichtspunkt: an dem persönlichen Leben des Bischofs schien die Gemeinde mit ihrem Seelenheil interessiert zu sein. Konnten seine Gebete, die er für die Gemeinde sprach, Erhörung finden, wenn er unheilige Hände zu Gott emporhob? Nahm Gott sein Opfer an, wenn es ihm aus unreinem Herzen und mit schlechtem Gewissen dargebracht wurde? Der Heilige Geist konnte nur in einem reinen Gefäß seine Wohnung aufschlagen. Der Bischof verlieh aber jedem Christen den Heiligen Geist durch die Handauflegung bei der Taufe; er spendete ihn aufs neue dem Sünder, wenn er ihn in die Kirche wieder aufnahm, und er weihte den Kleriker zu seinem Beruf ein bei der Ordination. Alle seine bischöflichen Handlungen waren an den Besitz des Geistes geknüpft. Ein unheiliger Bischof schien die Kirche ihrer Gnadenmittel zu berauben.

Für die Bestrafung eines Bischofs gab es mehrere Gesichtspunkte, die sich widersprachen, und aus denen sich erst allmählich eine ständige Gewohnheit, ein bestehendes Recht, entwickelt hat. Zunächst und vor allem war der Bischof von der Gemeinde gewählt worden und konnte demnach von der Gemeinde wieder abgesetzt werden. Das ist die ursprüngliche Lage, in der die alte Stellung des Bischofs als des gewählten Beamten der Gemeinde zutage tritt. Fanden die Handlungen oder Gesinnungen des Bischofs in irgendeiner Weise nicht den Beifall der Gemeinde, dann konnte man ihn in der Gerichtssitzung zur Rede stellen; und wenn auch eine geringfügige Strafe bei ihm ausgeschlossen war, so konnte der Bischof doch bei einer groben Verfehlung abgesetzt werden. Das war der ursprüngliche Zustand, der sich in abgelegenen Gemeinden lange Zeit erhalten zu haben scheint.

Andererseits wirkte die Entwicklung der Verhältnisse dahin, den Bischof dem Gericht seitens der Gemeinde zu entziehen. Faßte er sein Amt mit geschickten Händen an und waren ihm die Umstände einigermaßen günstig, dann erhob sich seine Persönlichkeit derart über die Gemeinde und den Klerus, daß er unantastbar zu sein schien. Wer sollte es wagen, den Mann anzugreifen, der täglich allen das Wort Gottes verkündigte und die dargebrachten Gaben austeilte, der am Altar als Priester fungierte und als Richter über das Wohl und Wehe der Sünder entschied, auf dem allein der Geist Gottes ruhte, der im Namen Gottes und an der Stelle Christi das Regiment führte? Er war in solchem Maße der Vater und Gebieter seiner Gemeinde, daß es unmöglich erscheinen mußte, ihn bei gegebener Gelegenheit in die Rolle des Angeklagten zu versetzen und seiner Würde zu entkleiden.
Es entwickelte sich demnach der neue Grundsatz, daß der Bischof nur von seinesgleichen gerichtet werden könne. Hatte sich ein Bischof eines schweren Verbrechens schuldig gemacht, so benachrichtigte die Gemeinde die Bischöfe der Umgegend, die sich darauf zu einem öffentlichen Gericht über den Schuldigen und zu einer eventuellen Neuwahl einfanden. Damit war schon die entscheidende Stimme bei dem Strafverfahren den Bischöfen gegeben. Als nun bald darauf die Bischöfe der Provinz sich häufiger und dann regelmäßig zu versammeln begannen, so daß von einer Provinzialverfassung der Kirche gesprochen werden kann, wurden die Strafsachen der Bischöfe der Provinzialsynode zugeschoben, wohin sie ihrer Natur nach zu gehören schienen.

Die Wirkung der Bußdisziplin

Wenn man die Entwicklung der Bußdisziplin verfolgt, kann man beobachten, daß die Anforderungen, welche die Kirche an ihre Gläubigen stellte, mit der Zeit geringer wurden und daß die Sünden mit immer leichteren Strafen gebüßt wurden. Um dies festzustellen, braucht man nur daran zu erinnern, daß im Westen das Gesetz über die Todsünden Punkt für Punkt ermäßigt worden ist: seit Kallist nahm man die Unzüchtigen wieder in die Gemeinschaft auf, seit Cyprian und Kornelius auch die Abgefallenen. Jede Ermäßigung fand allgemeinen Anklang und wurde der Folgezeit als Gesetz vererbt.
Die Momente, welche das Nachlassen der Disziplin bedingten, sind schon mehrfach berührt worden. Sie ergaben sich aus der Ausbreitung

des Christentums. Die Gemeinden waren in beständigem Anwachsen begriffen. Aus kleinen Gemeinschaften, in denen der Bischof wie ein Hausvater walten konnte, waren in den großen Städten Gemeinden von Zehntausenden geworden, in denen man die Aufsicht über die einzelnen längst aus der Hand gegeben hatte. Man konnte nicht mehr jeden, der den Eintritt in die Kirche begehrte, auf seine Motive prüfen und ebenso wenig hatte man das Leben aller Christen vor Augen: man mußte sich damit begnügen, die Straffälle zu verhandeln, die zur Anzeige gebracht wurden. Je größer die Gemeinden wurden, um so schwerer waren sie von der Notwendigkeit der urchristlichen Strenge zu überzeugen und dazu machten die Sekten in zunehmendem Maße Konkurrenz. Der Bischof konnte sicher sein, wenn er ein hervorragendes Mitglied seiner Gemeinde zu schwerer Buße verurteilt hatte, daß alsbald die Häresie ihre Hände nach dem Ausgestoßenen ausstreckte und ihn für sich zu gewinnen suchte. Gewiß ein starker Grund für den Bischof, den Bogen nicht zu überspannen. Angesichts dieser Verhältnisse wundert man sich, daß die Disziplin nicht in ganz anderer Weise zurückgegangen ist, als es tatsächlich der Fall ist. Wir bemerken zwar ein Nachlassen, aber doch in geringem Maße und in unwesentlichen Punkten. Offenbar war in den Gemeinden der Geist der urchristlichen Zucht noch lebendig. Man hatte das Bewußtsein, sich selbst zu beflecken, wenn man die Sünder nicht in scharfe Zucht nahm. Cyprian kann gelegentlich seiner Gemeinde das Lob erteilen, daß sie häufig eine strengere Behandlung der Büßer gefordert hätte, wenn er sie wieder aufgenommen habe. Wo das der Fall war, waren allerdings die Rollen auf das Beste verteilt. Die Gemeinde wachte über sich selbst und der Bischof konnte die Strenge zügeln und sich den Ruf eines milden Richters verdienen: ein ebenso vortreffliches Zeugnis für die Gemeinde wie für den Bischof. Ähnliche Verhältnisse scheinen nicht selten gewesen zu sein. Von der umgebenden Heidenwelt hob sich die Sittenstrenge der Gemeinde ab wie ein leuchtendes Vorbild.

Wenn es in der damaligen Zeit eine Moralstatistik gegeben hätte, würde es als ein sicheres Ergebnis vor aller Augen gestanden haben, daß keine Religion unter ihren Bekennern so wenige Verbrecher und eine so geringe Anzahl von unehelichen Geburten, Ehescheidungen und Selbstmorden aufzuweisen hatte wie das Christentum. Denn es gab keine andere Gemeinde, die ihren Mitgliedern eine solche Erziehung zuteil





CHRISTLICHE GRABKAMMER
IN DER PETRUS-MARCELLINUS-KATAKOMBE / ROM

werden ließ, und so strenge Sittenzucht bei allen Verfehlungen übte; und die Folgen derselben waren allgemein bekannt. Mit der Zeit mußte diese Sittenstrenge der Mission notwendig zugute kommen.

V. DIE KIRCHLICHE WISSENSCHAFT

Das neue Testament

Im Gottesdienst gebrauchte die Kirche dieselben Heiligen Schriften, die sie vom Judentum geerbt und sich angeeignet hatte, und die ihr selbst in ihrer ältesten Zeit erwachsen waren: die Bücher des Alten und des Neuen Testaments, die Propheten und die Apostel. Man hätte der Kirche keinen besseren Wunsch mit auf den Weg geben können als den, daß alle die guten Geister ihrer geistesmächtigen Zeit ihre Leitsterne und Führer bleiben möchten; und das ist geschehen, wenn auch mit Einschränkungen.

Im Bewußtsein der Gemeinde verwischte sich die Erinnerung an die Autoren, welche die Schriften des Neuen Testaments verfaßt hatten; selbst der große Unterschied zwischen den Heiligen Schriften der Juden und denen der Kirche glich sich aus; man verlor das Bild der geschichtlichen Entwicklung aus den Augen, deren Urkunden die einzelnen Bücher und Briefe waren: sie alle zusammen waren der Kirche die Heilige Schrift, die göttlichen Urkunden. Das ist ein Vorgang, der sich in der Geschichte der Religionen wiederholt hat. Aus dem lebendigen Gotteswort, das durch den Mund der begeisterten Führer zu den ersten Generationen der Gläubigen sprach, wird ein heiliges Buch, das die Reste der großen Zeit umfaßt. Man erklärt das Zeitalter, das man soeben durchlebt hat, für klassisch, indem man es für unmöglich hält, daß jemals eine Zeit wiederkommen würde, die sich mit ihm an Bedeutung messen könne. Man leistete mit der Kanonisierung der Heiligen Schriften allen folgenden Geschlechtern den unschätzbar großen Dienst, daß man ihnen mit den Schriften der alten Zeit diese selbst lebendig erhielt. Wie das Bild Jesu aus den Evangelien herausstrahlt, wo nur immer die Bücher der Evangelisten gelesen und erklärt werden, so ist der Geist des Paulus und des Johannes lebendig in allen Kirchen, so weit sie nicht ganz verknöchert oder versumpft sind.

Unsere neutestamentlichen Schriften lagen schon alle vor, als die katholische Kirche sich bildete, in der ersten Hälfte des zweiten Jahr-

hunderts. Die jüngsten unter ihnen ragen in diese Zeit hinein; aber die Merkmale des bischöflichen Zeitalters trägt keine Schrift des Neuen Testaments an sich. Man sammelte die vier Evangelien, von denen jedes für einen bestimmten Kreis der Kirche geschrieben worden ist, und hatte fortan allgemein vier verschiedene Erzählungen vom Leben Jesu nebeneinander im gottesdienstlichen Gebrauch; weit entfernt, sich daran zu stoßen, fand man das vierfache Evangelium bald so selbstverständlich wie die vier Jahreszeiten, die vier Windrichtungen oder die vier Temperamente. Die Anordnung, welche wir den Evangelien geben, scheint schon im Altertum die gewöhnliche gewesen zu sein, obwohl Abweichungen nicht selten sind. Matthäus steht vornean, weil er wegen seiner prächtigen Erzählungsweise am meisten gebraucht wurde; wenn Johannes die letzte Stelle innehat, so scheint sich darin die Erinnerung bewahrt zu haben, daß er der jüngste Evangelist ist. An die Evangelien schloß sich die einzigartige Apostelgeschichte, welche den Bericht der Evangelien über die Entstehung und ersten Schicksale der Religion fortsetzt.

Von Paulus sammelte man die großen Schreiben an seine Gemeinden, die durch ihren Umfang und ihre Bedeutung zum bleibenden Gebrauch bestimmt zu sein schienen. Sie sind nach ihrer Größe geordnet; das war ein einfaches und natürliches Prinzip, durch das man allen etwaigen Wünschen dieser oder jener Gemeinde, den an sie selbst gerichteten Paulusbrief durch einen bevorzugten Platz im Kanon auszuzeichnen, den Boden entzog. Die Briefe an seine Schüler Timotheus und Titus schloß man an, weil sie die wertvollen Fingerzeige über die Verfassung der Gemeinden enthalten. Daß das nicht alles ist, was Paulus an Briefen geschrieben hat, ist bei einem so regen Geiste, wie der Apostel war, selbstverständlich: in einzelnen Fällen können wir noch nachweisen, daß Briefe vorhanden waren, die wir nicht mehr besitzen: ein Brief an die Gemeinde in Laodicea und wahrscheinlich zwei Briefe an die Korinther sind uns verloren. Außer den großen Sendschreiben hat aber gewiß noch eine reichhaltige private Korrespondenz des Apostels bestanden, die bis auf den kleinen Rest verschwunden ist, der durch den einzigen Brief an Philemon repräsentiert wird. Man nahm ihn auf, weil er das Verhältnis des christlichen Herrn zum christlichen Sklaven in so musterhafter Weise zu beleuchten schien. Was untergegangen ist, wären für den Geschichtsschreiber vielleicht wertvolle Urkunden für die Lebensbeschreibung des Apostels; wieviel fertiger und feiner

ausgeführt stände wohl seine Gestalt vor uns, wenn uns das alles erhalten wäre; im Gemeindegottesdienst glaubte man es nicht brauchen zu können. Vermutlich war von den Gemeinden selbst schon eine unbewußte Auslese des Besten vollzogen worden, indem man das eine im Gottesdienst gebrauchte, und das übrige unbeachtet ließ. Die gottesdienstlichen Schriften wurden in den Kirchen oder von ihren Vorstehern aufbewahrt; man fertigte von ihnen gut lesbare Exemplare, die für langjährigen Gebrauch berechnet waren. Waren neue Gemeinden gegründet, so wurden sie mit Abschriften versehen. Was aber nicht im gottesdienstlichen Gebrauch war, wurde vergessen und ging unter. Im richtigen Augenblick fehlte, wie so oft, der wissenschaftliche Sammler, und das Interesse für Reliquien war nicht stark genug, um die literarische Hinterlassenschaft des großen Apostels zu retten. Wir müssen uns an den Briefen des Paulus genügen lassen, aus denen die Kirche des zweiten Jahrhunderts ihre Erbauung schöpfte.

Eine schwierige Frage war, wie man sich zur Offenbarung des Johannes verhalten sollte. Sie war ein Stück ältesten Christentums, das in einer altüberlieferten jüdischen Form den Geist der alten Zeit der Kirche in sich beschloß, die heiße Erwartung des Endes aller Dinge und des herrlichen Reiches Christi auf Erden. Ihre literarische Form wurde den Gemeinden mit der Zeit unverständlich, die Sehnsucht nach dem himmlischen Jerusalem kühlte sich ab; die alte Schrift konnte aber leicht den Anlaß geben, die alte Zeit wiederaufleben zu lassen und die Gegenwart zu gefährden. War es nicht besser, sie fallen zu lassen? Es wäre beinah geschehen. Als die Kirche den Montanismus bestritt, geriet auch die Schrift des Propheten Johannes in Gefahr. Um das Jahr 200 schrieb der Römer Gajus eine Schrift gegen sie, in der er zu beweisen suchte, daß sie den Evangelien widerspreche; um sie gänzlich unmöglich zu machen, behauptete er sogar, daß sie den Häretiker Kerinth zum Verfasser habe. Er fand aber seinen Gegner in Hippolytus[29], und dieser scheint es gewesen zu sein, der die Apokalypse gerettet hat, wenigstens für das Abendland. Im Orient wurde die Offenbarung des Johannes im allgemeinen nicht zu den Heiligen Schriften gerechnet.

Umgekehrt erging es dem Hebräerbrief, den der Westen nicht anerkennen wollte, obwohl er wahrscheinlich in Italien seine Adressaten gehabt hat und schon im ersten Jahrhundert dort eifrig gelesen worden ist. Das zweite und dritte Jahrhundert ist ihm weniger günstig gewesen. Obwohl wir keine Nachricht über den Streit besitzen, der seine

Entfernung zur Folge hatte, können wir doch wohl mit Gewißheit sagen, daß es die bekannte Stelle im sechsten Kapitel gewesen ist, die ihn in Mißkredit brachte, dieselbe Stelle, die ihm später Luthers Zorn zuzog und ihm in der Bibel der lutherischen Kirche einen schlechten Platz verschaffte. Gegen den Satz, daß eine Buße nach der Taufe unmöglich sei, kämpfte die abendländische Kirche seit dem zweiten Jahrhundert. Zuerst gestand man durch den Mund der Propheten eine einmalige Buße für jeden Christen zu; als man dann, unter dem Einfluß einer Gegenbewegung, die Todsünden davon ausnahm, durchlöcherte man diese Bestimmung Stück für Stück, bis das ganze Gesetz gefallen war. Eine Schrift aber, die in so scharfer Form den altchristlichen Grundsatz aussprach, daß es eine Sündenvergebung nach der Taufe nicht mehr geben könne, wollte man nicht im Kanon der Kirche haben. Der Hebräerbrief ist im Kampf um die Bußdisziplin gefallen. Im Orient hatte man das Dreitafelgesetz nicht; darum sind dort die Kämpfe der Gemeinden für ihre Büßer nicht so lebhaft gewesen, und der Hebräerbrief konnte erhalten bleiben.

So hatte fortan der Kanon im Osten wie im Westen seine Besonderheiten, jeder hatte einen Ausfall und jeder ein Mehr, die Offenbarung des Johannes und den Brief an die Hebräer. Aber überall arbeiteten die Bischöfe auf das Ziel hin, das in unserm Neuen Testament vorliegt. Sie traten in Synoden zusammen und korrespondierten miteinander, tauschten aus und glichen aus, entfernten die Besonderheiten und verbreiteten das von vielen Anerkannte noch weiter. Das Resultat war schon im dritten Jahrhundert, daß in den meisten Gemeinden vorhanden waren die vier Evangelien, die Apostelgeschichte, die dreizehn Briefe des Paulus, der erste Johannesbrief und der erste Petrusbrief; über den Hebräerbrief und die Offenbarung des Johannes war der Orient und der Okzident verschiedener Meinung; der Jakobusbrief und die kleinen katholischen Briefe waren nur an einigen Orten bekannt und anerkannt. Die übrige Erbschaft des Urchristentums behandelte man als einen Anhang zum Kanon, der im Gottesdienst nicht gebraucht wurde, aber privatim gelesen werden durfte. Das war ein guter Mittelweg, auf dem man es vermied, alte berühmte Schriften zu verdammen, und sie doch vom Gottesdienst ausschloß, für den sie nicht mehr geeignet waren.

Das Ergebnis der Kanonsgeschichte ist bewunderungswürdig. Man kann auf allgemeine Übereinstimmung rechnen, wenn man sagt, daß

sich kein Buch im Neuen Testament befindet, das dieses Platzes unwürdig wäre, und daß wir außerhalb des Neuen Testaments keine altchristliche Schrift kennen, die wir dort vermissen. Welche Schwierigkeiten sind wohl zu überwinden gewesen, ehe es zu diesem Resultat kam. Wir hören von einem Kampf um das Johannesevangelium, von einem Angriff und einer Verteidigung desselben. Welche Fülle von Segen wäre aber der Kirche verloren gegangen, wenn sie dies Buch hätte entbehren müssen. Und auf der andern Seite: Welche Zurückhaltung hat die Kirche bewiesen, wenn sie die alten „Taten des Paulus" zurückwies, die in so vortrefflicher Weise dem Bedürfnis nachkamen, den aus seinen gewaltigen Briefen bekannten Apostel mit einer Lebensbeschreibung zu versehen, die ausführlicher und etwas romantischer ist als die kurzen Berichte der Apostelgeschichte. Man hatte ein Gefühl für das Echte und das Unechte, in einem Zeitalter, das von literarischer Kritik weit entfernt war. Der Briefwechsel zwischen dem König Abgar von Edessa und Jesus, der uns als eine alberne Fälschung erscheint, wurde von Eusebius in seine Kirchengeschichte wörtlich aufgenommen[30], und die Edessener schützten ihre Stadt damit gegen die Anstürme der Perser; aber ins Neue Testament ist die Reliquie nicht gekommen. Man hat also zu scheiden gewußt zwischen den Worten Jesu in den Evangelien und seinem „echten" Brief an den König von Edessa. Welcher außerordentlichen Beliebtheit erfreute sich das Buch des Hermas noch lange Zeit nach seiner Entstehung; dieser Prophet im Plauderton scheint so etwas wie ein christliches Volksbuch im Abendland gewesen zu sein; er saß dadurch fest im Herzen des Volkes, daß er eine zweite Buße nach der Taufe allen verkündete, die danach verlangten. Man hat ihn trotzdem vom gottesdienstlichen Gebrauch ausgeschlossen. Welches feine Unterscheidungsvermögen setzt es voraus, wenn man die fremdartige Offenbarung des Johannes annahm und die ansprechenden Visionen des Hermas verwarf. Man konnte so sichere Griffe tun, weil man den religiösen Gehalt der Schriften immer aufs neue erprobte, wenn man sie im Gottesdienst vorlas und auslegte. Was sich da bewährte, wurde erhalten; das Minderwertige verschwand von selbst.

Die junge katholische Kirche hat sich den Dank aller folgenden Generationen von Christen verdient, daß sie das Erbe ihrer großen Vergangenheit bewahrte. Wir bewundern ihre Kritik, die das Gute und Echte von minder Gutem sonderte, und sind ihr nicht weniger dankbar

für die Pietät, mit der sie die Denkmäler des Altertums unverletzt erhielt. Denn wir können nicht feststellen, daß man die Schriften des Neuen Testaments in der Zeit ihrer Kanonisierung mit Zusätzen ausgestattet hätte.

Der Biblizismus

Mit dem Kanon der heiligen Schriften erbaute sich die Kirche ein Postament, auf das sie sich selbst stellte. Es war ihr Stolz und der Titel ihres Rechts, daß sie auf dem Boden der Schrift stand. In der Bibel glaubte sie alles verzeichnet zu haben, was im Himmel und auf Erden für sie von Bedeutung war. Jeder Gottesdienst begann mit der Verlesung umfangreicher Abschnitte aus den Heiligen Schriften, und daran schlossen sich die Betrachtungen des Predigers an.

Man gewöhnte sich bald daran, die Bibel als ein Gesetzbuch zu gebrauchen, mit dem man die Einrichtungen der Kirche rechtfertigte. War es notwendig, neue Bestimmungen zu schaffen, so suchte man nach entsprechenden Worten Jesu oder der Apostel, die auf den vorliegenden Fall zu beziehen waren, oder man ermittelte ähnliche Situationen im Leben des alttestamentlichen Volkes, um die neue Verfügung mit dem Glanz eines alten Herkommens zu umkleiden. Man faßte noch immer die christliche Gemeinde als die Nachfolgerin des alttestamentlichen Priestertums auf: dort waren Hoherpriester, Priester und Leviten gewesen, hier waren der Bischof, die Presbyter und die Diakonen ihre Nachfolger. Man gab der Anschauung Folge, indem man selbst die alten Bezeichnungen übernahm, und demgemäß bei feierlicher Gelegenheit von dem christlichen Hohenpriester und den christlichen Leviten sprach. Andrerseits sah man in den Diakonen die Nachfolger jener Siebenmänner in Apostelgeschichte 6; das war durchaus richtig; aber man folgerte weiter, daß eine Gemeinde, um dem biblischen Vorbild zu genügen, nur sieben Diakonen haben dürfe, und ging selbst in großen Gemeinden über die Siebenzahl nicht hinaus, wo doch eine größere Anzahl von Armenpflegern wünschenswert gewesen wäre: das biblische Vorbild mußte das praktische Bedürfnis zum Schweigen bringen. An andern Orten scheint der Vergleich der Presbyter mit den Aposteln dazu geführt zu haben, daß man die Zwölfzahl der Mitglieder als kanonisch für das Presbyterium ansah. Gemäß den Worten des Paulus 1. Timotheus 3 und Titus 1 nahm man keinen zweimal Verheirateten in den Klerus auf. Über dem Institut der kirchlichen Witwen

stand die Vorschrift 1. Timotheus 5. Man hielt daran fest, nur einmal Verheiratete anzustellen, und selbst die unpraktische Bestimmung, keine Witwe vor dem sechzigsten Jahr anzunehmen, ließ man nicht fallen, wenigstens im Grundsatz nicht. Das Osterfasten ist ausgegangen von dem Wort Jesu Markus 2, 20 und Parallelen. Als man ein vierzigtägiges Osterfasten daraus machte, tat man es nach dem Vorbild des Elias, des Moses und Jesu selbst. Man beendete das Fasten in der Osternacht, während die Gemeinde in der Kirche versammelt war; Dionysius von Alexandrien untersuchte die Auferstehungsberichte, um genau bestimmen zu können, in welcher Stunde das Fasten aufhören und das fröhliche Osterfest beginnen müsse[31]. Die Feier des Pfingsttages geht auf Apostelgeschichte 2 zurück; bald folgte die Feier des Himmelfahrtsfestes auf Grund von Apostelgeschichte 1. Die täglichen Gebetszeiten um die dritte, sechste und neunte Stunde wurden ebenfalls aus der Apostelgeschichte begründet. Das Gesetz über die Todsünden hat durch Apostelgeschichte 15 seinen Nachdruck bekommen. Wenn man den Frauen Schmuck und Putz verbot, berief man sich auf Petrus und Paulus. Die Vorschrift, daß die Frauen sich verschleiern müßten, wurde durch 1. Korinther 11 aufrecht erhalten. Aus dem Worte Jesu: „Wer das Schwert nimmt, soll durchs Schwert umkommen“[32] entnahm man, daß kein Christ Soldat werden dürfe; und man hielt die Forderung aufrecht. Wer aber schon vor der Taufe Soldat war, wurde nicht abgewiesen: dieser Fall war von dem Wort nicht betroffen. Den leichtfertigen Ehescheidungen trat man mit Matth. 5, 32 entgegen; das Eidesverbot stand Matth. 5, 34. Der Einfluß der Bibel erstreckte sich bis auf die Formen des täglichen Umgangs. Wenn ein Christ auf der Reise in das Haus eines christlichen Bruders eintrat, gab er sich zu erkennen durch das Wort Lukas 10, 5: Friede sei mit diesem Hause; denn diesen Gruß hatte der Herr seinen Jüngern vorgeschrieben.

Der Glaube an die Heilige Schrift als die Richtschnur des christlichen Lebens verführte manchen ehrlichen Forscher zu wunderlichen Behauptungen, die nicht selten die Tendenz hatten, dem bestehenden kirchlichen Brauch entgegenzutreten. Ein afrikanischer Bischof hatte das Fündlein gemacht, daß man die Kinder am achten Tage nach ihrer Geburt taufen müsse, um dem Beschneidungsgebot gerecht zu werden; die Provinzialsynode des Jahres 252 war aber andrer Ansicht[33]. Manche Häretiker ließen zur selben Zeit bei ihren Taufen Feuer erscheinen, um das Wort des Johannes von der Feuertaufe zu erfüllen. Gegen die

christliche Sitte, bei keiner Gelegenheit einen Kranz zu tragen, weil das ein heidnischer Festbrauch war, ließ sich einwenden, daß die Heilige Schrift den Kranz nicht verbiete. Mit einem Schriftwort erkämpften sich die Gemeinden die Erlaubnis zu einer zweiten Heirat. Man verwies ganz richtig auf 1. Korinther 7, 39, indem man sagte, daß dort Paulus ausdrücklich der Witwe die Heirat gestatte; nur den Klerikern sei die einmalige Ehe befohlen. Und dabei ist das Verbot der zweiten Ehe schließlich stehen geblieben.

In welchem Umfang haben sich doch damals die Gemeinden unter den Einfluß der Heiligen Schrift gestellt. Die Worte Jesu wurden in ihren Händen Waffen, mit denen man Unsitten des öffentlichen und des Familienlebens entgegentrat; sie gaben die Veranlassung zu manchem ansprechenden Brauch, der eine Eigentümlichkeit der christlichen Gemeinden blieb. Aber welche Unbequemlichkeiten legte sich doch auch der einzelne, und selbst die Regierung der Gemeinden auf, um den Worten der Schrift gerecht zu werden, und zu welchen Wunderlichkeiten konnte die wörtliche Befolgung irgendeines Bibelwortes Anlaß geben. Man gestaltete das Leben der Gemeinde nach den Heiligen Schriften, teilte jeden Tag in Gebetsabschnitte und das Jahr in Festzeiten, richtete Fasten und Feste ein, und ließ sich schließlich bei der Anordnung der Gesamtverfassung der Kirche von Bibelworten beeinflußen. Der Einfluß ist so groß und so mannigfaltig, daß man gut tut, sich zu erinnern, daß der Ursprung der christlichen Sitte im ganzen nicht in der Bibel zu suchen ist. Die Ordnungen der Gemeinden sind aus denen der Synagoge herübergenommen und unter dem Einfluß der religiösen Strömungen der damaligen Welt emporgewachsen; daneben ist freilich das Bestreben der Kirche nicht zu verkennen, sich in allem nach den eigenen heiligen Urkunden zu richten. Das Schiff der Kirche lief von Palästina her in das Weltmeer ein, es wurde erfaßt und getrieben von den Winden und Strömungen, die dort ihr Wesen hatten; man merkt aber doch, daß es seinen Kurs nach den Sternen richtete, die an seinem Himmel strahlten.

Die biblische Wissenschaft

Was man an Wissenschaft besaß, baute sich ebenfalls auf dem Grunde der Heiligen Schrift auf. Sie wurde von Klerikern und Laien fleißig gelesen; in den weitesten Kreisen der Gemeinden war sie die ein-

zige Lektüre. Wer sich von den Klerikern wissenschaftlich beschäftigen wollte, war fast allein auf sie angewiesen. So entstand die exegetische Literatur. Man kann es noch im einzelnen beobachten, wie die wissenschaftliche Exegese, wenn man sie so nennen will, aus der Praxis der Predigt hervorging. Es sind meist kleine Abhandlungen über kurze Texte, die so, wie sie vorliegen, zunächst mündlich in der Kirche vorgetragen sind. Das Ganze ist in der Form einer Rede gehalten, die bessern und erbauen will; die Anrede an die Gemeinde unterbricht nicht selten die gelehrte Ausführung. Große Kommentare, die ganze biblische Bücher im Zusammenhang erklären, haben sich erst später daran angeschlossen.

Von der Theologie aus fand man alsbald den Übergang zu den weltlichen Wissenschaften und man glaubte, wohin man sich auch wandte, immer aufs neue zu entdecken, daß der eine Schlüssel, den man in der Hand hatte, alle Türen öffnete, so daß sich ungeahnte Ausblicke nach allen Seiten ergaben. Aus dem Alten Testament entstand die christliche Weltgeschichte. Die Anfänge der Menschheit stellte man sich nach dem Bericht der Genesis vor: aus dem ersten Elternpaar im Paradiese hatte sich nach dem Sündenfall und der Sündflut das Geschlecht der Patriarchen entwickelt, der Stammväter des Volkes Israel. Gott hatte dasselbe wunderbar geführt, durch Verheißungen, Belohnungen und Strafen, bis es in der Fülle der Zeiten sich zum Christentum entfaltete, um darin das Endziel seiner geschichtlichen Entwicklung zu finden.

Die Abschnitte der Weltgeschichte fand man in den vier Weltreichen des Propheten Daniel aufgezeichnet. Man übernahm die jüdische Deutung derselben, und sprach von den vier Weltreichen der Babylonier, der Perser, der Griechen und der Römer. Durch die Offenbarung des Johannes ließ man sich das Schema bestätigen. Da es prophetischen Schriften entnommen war, vermochte es nicht nur das rechte Verständnis der Vergangenheit zu erschließen, sondern zugleich einen Ausblick in die Zukunft zu gestatten. Die christliche Eschatologie schien hier ihre wissenschaftliche Begründung zu erhalten: man erkannte, daß die gegenwärtige Generation in der vierten Weltmonarchie ihre Stelle habe; nach dem Römerreich aber kommt das Ende. Alle Weltreiche waren dem Volke Gottes feindlich gewesen; das Reich Christi bricht erst an, wenn die Welt ein Ende hat.

Man sieht, daß die religiöse Verehrung vor den Urkunden der Religion die christlichen Schriftsteller dazu verführte, sich von der Heiligen Schrift

Fragen lösen zu lassen, die nicht in den Bereich der Religion gehörten. In ihren Augen gab es kein Ding im Himmel und auf Erden, worüber die Bibel nicht die einzig richtige Aufklärung zu geben imstande sein sollte. Neben solchen Theorien, in denen wir nur ein Hindernis für die wissenschaftliche Erkenntnis sehen können, stehen andererseits erhebliche wissenschaftliche Leistungen. Origenes hat dem Text des Alten Testaments eine gewaltige Arbeit gewidmet.

Die Kirche gebrauchte noch immer die Septuaginta, die griechische Übersetzung des Alten Testaments, die in der alexandrinischen Synagoge entstanden war. Der Text war vielfach unsicher geworden durch die Abweichungen der Handschriften; um den hebräischen Text bekümmerte sich niemand. Origenes aber lernte hebräisch und schaffte sich eine hebräische Bibel an. Er bemühte sich, ihre griechischen Übersetzungen zu erhalten; dabei begnügte er sich nicht mit der Septuaginta, sondern suchte sich auch gerade die unbekannteren zu beschaffen, die des Aquila, des Symmachus und des Theodotion; für die vielgelesenen Psalmen fand er außerdem noch drei andere, so daß ihm ihr Text in sieben verschiedenen Übersetzungen vorlag. Er hatte Mühe gehabt, sie zusammenzubringen, zum Teil hatte er sich aus entlegenen Orten ein vergessenes letztes Exemplar zu beschaffen gewußt. In einem großen wissenschaftlichen Werke stellte er alle die Texte des Alten Testaments in Parallelkolumnen nebeneinander: zuerst den hebräischen Text, dann die griechische Transskription und hierauf die vier Übersetzer, Aquila, Symmachus, die Septuaginta und Theodotion. Durch ein System von kritischen Zeichen machte er auf die Abweichungen der Texte aufmerksam und schuf so eine Grundlage für textkritische Studien. Das ist die Hexapla, die bedeutendste Leistung auf dem Gebiete des Alten Testaments, welche das christliche Altertum hervorgebracht hat. Die kirchliche Bibliothek in Caesarea-Palaestina bewahrte diesen Schatz.

Taf. 12 gibt Genesis 34, 21—27 nach dem Text der Septuaginta wieder mit den kritischen Zeichen des Origenes. Man sieht z. B. an der linken Seite der zweiten Spalte zweimal den Obelos, die wagerechte Linie, und zweimal den Asteriskos, das schrägliegende Kreuz mit den vier Punkten.

Die christlichen Philosophen

Das Christentum hatte seit dem zweiten Jahrhundert, seit es angefangen hatte, im römischen Reich eine geistige Macht zu sein, eine wesentliche Unterstützung durch die sogenannten Philosophen erfah-

ren. Es waren öffentliche Lehrer, die, ohne eine amtliche Stellung zu besitzen, um Schüler warben, in einem gemieteten Hörsaal ihre Vorträge hielten und von deren Ertrag ihren Lebensunterhalt zu bestreiten suchten. Die Städte waren voll von ihnen; der Wettbewerb muß sehr groß gewesen sein. Der Inhalt der philosophischen Lehren war so mannigfaltig wie das geistige Leben in jenen ersten Jahrhunderten des römischen Reichs überhaupt, als Griechentum und Römertum in die engste Beziehung zueinander getreten waren und die orientalischen Überlieferungen im ganzen Reich um Anhänger warben. Der wissenschaftliche Charakter der philosophischen Systeme war so verschieden wie die Persönlichkeiten der Philosophen. Unter ihnen haben sich von Anfang an manche für das Christentum gewinnen lassen, so daß sie als ihre Lehre die christliche Philosophie vertraten. Sie zogen den Philosophenmantel nicht aus, nachdem sie Christen geworden waren, ließen sich von der Weltanschauung des Christentums erfüllen und suchten für die christliche Lehre in der hergebrachten Weise Schüler zu gewinnen. Solche christlichen Philosophen waren Aristides in Athen, Justin in Ephesus und Rom, Tatian der Assyrer, der Asiat Miltiades, Athenagoras in Athen und andere mehr; sämtlich noch im zweiten Jahrhundert.

Das Christentum hatte dieser öffentlichen Vertretung viel zu danken. In allen größeren Städten war es auf dem Markt des geistigen Lebens vorhanden. Die christliche Lehre hatte ebenso wie die philosophischen Schulen ihren bekannten Kurswert, wenn auch anfangs gewiß nur einen geringen. Sie war ein Gegenstand öffentlicher Verhandlungen, wurde klargestellt im Gegensatz zum Judentum und Heidentum. Da die Philosophen ein unstetes Geschlecht waren und häufig ihren Wohnsitz wechselten, hatte die Kirche in ihnen eine Truppe von freiwilligen Missionaren, die ihre Schüler der Kirche zuführten. Wer ein Anhänger der christlichen Philosophie geworden war, wurde zugleich ein Katechumen; der Übergang von der Theorie zur Praxis ergab sich meistens von selbst.

Die ältesten und originellsten von den christlichen Philosophen fühlten sich als Vertreter uralter orientalischer Weisheit unter den — wie sie meinten — jungen Völkern der Griechen und Römer, und wiesen mit Stolz auf die „barbarische“ Philosophie hin als Quelle der Wahrheit. Alle Weisheit der Griechen müsse verblassen vor den prophetischen Büchern der Christen, aus denen auch die Sokrates und Plato geschöpft

hätten, was sie Gutes und Richtiges besessen hätten. Von diesen Philosophen sind dutzendweise Schriften „Gegen die Griechen" geschrieben worden. Hinter dem stolzen Namen verbarg sich nicht selten ein harmloser Inhalt, indem sie sich damit beschäftigten, die griechische Mythologie als anstößig und töricht hinzustellen. Daneben suchten sie den christlichen Gottesglauben als den allein erhabenen zu erweisen, machten die christliche Auferstehungshoffnung klar, den Dämonenglauben stellten sie als den richtigen Schlüssel zum Verständnis der in der Welt wirkenden Kräfte hin, behaupteten, daß der christliche Kultus die allein würdige Form der Gottesverehrung sei, und dem boshaften Gerede des Volkes über die Zusammenkünfte der Gemeinden widersprachen sie öffentlich und kräftig, indem sie Beweise statt der Behauptungen verlangten.

Im Kreise dieser Philosophen ist das christliche Dogma zuerst erörtert worden. Man stellte hier die wissenschaftliche Frage auf, wie sich die Gottheit des Vaters zu der des Sohnes verhalte, und gab damit den Anstoß zur Entstehung der wissenschaftlichen Theologie. Schon im dritten Jahrhundert hat der Alexandriner Origenes ein System der christlichen Lehre aufgestellt, dem auch die heidnischen Philosophen Anerkennung zollten.

Wir hören hier zum zweiten Mal den Namen des Origenes. Es ist derselbe Mann, der mit unsäglichem Fleiß die wissenschaftliche Grundlage für den Text des Alten Testaments herstellte (s. oben S. 247) und der in kühnem spekulativen Denken das erste System der christlichen Lehre schuf. Er war Philologe und Theologe in einer Person, und beides in höchster Qualität. Um auch das dritte große Werk zu erwähnen: er hat den Angriff des Philosophen Celsus gegen die christliche Religion endgültig widerlegt. Origenes war der beste Apologet des Christentums. Der Name des Origenes bedeutet die Wissenschaft im kirchlichen Altertum. Dieser ganz große Gelehrte war aber zugleich ein unermüdlicher Prediger und ein Lehrer von erstaunlich großem Einfluß.

Seine Begabung für die Kanzel wurde bei einem Besuch in Caesarea von dem dortigen Bischof entdeckt. Er übertrug ihm die Predigt im Gottesdienst; und als man in seiner Heimat daran Anstoß nahm, weil Origenes noch Laie war, erteilte er ihm die Weihe als Presbyter. Daraus entwickelte sich der Streit mit dem Bischof Demetrius von Alexandrien, der Origenes im Jahre 230 veranlaßte, endgültig nach Caesarea überzusiedeln. Er hat dort seine Tätigkeit in der Kirche noch zwanzig

Jahre lang fortgesetzt, und, da er auch an den Wochentagen predigte, nicht nur Hunderte, sondern Tausende von Predigten gehalten, zum guten Teil wohl aus dem Stegreif. In seinen letzten zehn Lebensjahren wurden sie von Schnellschreibern nachgeschrieben und dann veröffentlicht.

In die Lehrtätigkeit wuchs Origenes hinein durch die Katechetenschule in Alexandrien, die bis tief ins zweite Jahrhundert zurückreicht. Schon um das Jahr 180 wird Pantaenus als ihr erster Vorsteher genannt; Klemens von Alexandrien war sein Nachfolger, dessen Unterricht wir durch sein großes dreibändiges Werk, eine Einweihung in das Christentum, kennen lernen. Bei der Verfolgung des Septimius Severus im Jahre 202 wurde Klemens zur Flucht genötigt. Die Gemeinde begehrte Origenes zu seinem Nachfolger, obwohl er kaum zwanzig Jahre alt war. Er hat die Schule ununterbrochen durch die Verfolgungszeit hindurchgeführt, obwohl sechs seiner Schüler Märtyrer wurden und er selbst in ständiger Lebensgefahr war. In der Friedenszeit brachte er sie zu höchster Blüte. Er war bald ein gefeierter Lehrer, so daß die Schüler ihm zuströmten. Der Bischof Demetrius begünstigte ihn. Im Anfang hatte Origenes seine Schüler zunächst in den Elementarfächern unterrichtet und sie dann zur christlichen Wissenschaft hinübergeführt. Als die Schüler so zahlreich wurden, daß er beide Aufgaben nicht mehr miteinander vereinigen zu können meinte, gab er den grammatischen Unterricht auf, und beschränkte sich auf Theologie und die Erklärung der Heiligen Schrift. Bald wurde ihm auch diese Aufgabe zu groß, so daß er sich nach einem Gehilfen umsehen mußte; er fand ihn in Heraklas, dem späteren Bischof, der eine gründliche philosophische Bildung genossen hatte. Er teilte nunmehr seine Schüler in zwei Klassen und übertrug die untere Heraklas, der die Neulinge mit den Anfangsgründen des Christentums bekannt machte; er selbst führte die Fortgeschritteneren in die Theologie ein, machte sie aber auch mit der Philosophie bekannt. Sein Ruhm wuchs über die Kreise der Kirche hinaus. Vornehme Heiden begehrten seinen Unterricht, da er bei den Griechen als Philosoph einen Namen hatte; angesehene Lehrer zitierten ihn in ihren Schriften oder schickten ihm ihre Manuskripte zu, damit er sie beurteile. Der Statthalter von Arabien ließ Origenes an seinen Hof holen, wahrscheinlich nach Bostra, um sich von ihm unterrichten zu lassen; die Mutter des Kaisers Severus Alexander, Julia Mamaea, ließ sich von ihm ins Christentum einführen.

Diese letzten Reisen fallen schon in seine palästinensische Lebenszeit. Denn Origenes hat auch dort eine wissenschaftliche Schule begründet und sie zwanzig Jahre lang fortgeführt. Die kirchlichen Bibliotheken in Caesarea und Jerusalem bezeugten noch lange seine Tätigkeit. Daneben bestand die Katechetenschule in Alexandrien fort, und sie hatte in der Folgezeit berühmte Lehrer aufzuweisen, wenn auch keiner den Ruhm des Origenes erreichte.

Der Einfluß des Origenes hat sich über den ganzen Orient erstreckt. Wer sich um die Wissenschaft bemühte, arbeitete mit seinem Material oder mit seinen Gedanken, und auf den wichtigsten Bischofsstühlen saßen seine Schüler. Er hat einen einschneidenden Unterschied zwischen der Kirche des Ostens und Westens begründet. Der lateinische Westen hat kein rechtes Verhältnis zur Wissenschaft gehabt.

VI. DIE SYNODALVERFASSUNG DER KIRCHE

Die Verbindung der Gemeinden

Die zahlreichen Verbindungsfäden, welche zwischen den christlichen Gemeinden der alten Zeit bestanden hatten, wurden in der bischöflichen Kirche erhalten und verstärkt. Man schickte noch immer reichliche Liebesgaben an die Stellen, wo es nottat, und half sich aus mit allem, woran es mangelte. Die Christen kehrten auf den Reisen bei Glaubensgenossen ein und wurden Gäste der Gemeinde. Vor allem reisten bei wichtigeren Angelegenheiten die Bischöfe selbst, um die Beziehungen zwischen den Gemeinden zu ordnen oder wiederherzustellen, und zu den persönlichen Berührungen kam mit der Zeit ein lebhafter Briefwechsel. Durch den ständigen Verkehr untereinander bekamen die Bischöfe eine neue Schätzung ihrer Stellung. Sie bemerkten, daß sie in ihrer Gesamtheit über alles zu beraten und zu beschließen hatten, was in der Kirche gelten sollte, und begannen sich demnach zu fühlen als Glieder des großen Organismus, den die katholische Kirche repräsentierte. Es war ein neues Moment, das ihr Amt hob und seine Würde unvergleichlich machte. Jeder von ihnen war der erste in seiner Gemeinde, aber zugleich hatte er einen Sitz in dem großen unsichtbaren Parlament, in dem Christus selbst den Vorsitz führte. Der unbedeutendste Dorfbischof wurde gehoben durch seine Kollegen in der ganzen Welt. Es konnte den Anschein haben, als wenn alle an Rang und Würde gleichstünden, als Säulen der Kirche Christi. Als der Bischof Fructuosus

von Tarraco im Jahre 259 im dortigen Amphitheater Märtyrer wurde, galt sein letzter Gedanke nicht seiner Gemeinde, sondern der großen Gemeinschaft: das gab ihm die Kraft, den Scheiterhaufen zu besteigen[34].

Die Synoden

Die Bewegungen innerhalb der Kirche führten dazu, daß sich die benachbarten Bischöfe gelegentlich zusammenfanden, um eine gemeinsame Stellungnahme zu den schwebenden Fragen zu verabreden. Wie es scheint, ist das noch nicht der Gnosis gegenüber geschehen, wohl aber zur Zeit des Montanismus. Wir haben die Nachricht, daß in Asien damals Synoden stattfanden, und daß auf Grund derselben die Prophetie abgewiesen wurde. Ebenso hat man über den neutestamentlichen Kanon beraten, und Bücher in denselben aufgenommen oder verworfen. Endlich hat der Osterstreit zwischen Rom und Kleinasien überall die Bischöfe zu gemeinsamen Sitzungen vereinigt. Die streitenden Parteien selbst tagten in Rom und in Ephesus; Gallien versammelte sich unter dem Vorsitz des Irenäus; wir hören weiter von Synoden im Pontus und in Palästina, und sogar von Osroëne, dem östlichen Syrien jenseits des Euphrat.

Wir haben damit die Anfänge der Synoden, und können beobachten, wie dies für die Geschichte der Kirche so wichtige Institut entstanden ist. Sobald eine Frage vorlag, die eine gemeinsame Beratung der Bischöfe als wünschenswert erscheinen ließ, fanden sie sich zu einer Besprechung zusammen. Es waren immer außerordentliche Fragen, die zu dieser Maßregel veranlaßten, und es gab im Anfang nur außerordentliche Synoden. In der Regel kamen die Bischöfe einer Provinz zusammen, auch wenn es sich um Fragen handelte, welche die ganze Kirche angingen; man schloß sich der Einteilung des Reiches an. Es geschah das, ohne daß man einen Grundsatz daraus gemacht hätte, nur deswegen, weil es das natürlichste war; wenn es die Sache zu fordern schien, trug man kein Bedenken, in kleineren oder in größeren Verbänden zusammenzutreten und über die Grenzen der Provinzen hinauszugreifen.

Die regelmäßig wiederkehrende Provinzialsynode läßt sich seit der Mitte des dritten Jahrhunderts feststellen. Zur Synode wurden alle Gemeinden der Provinz eingeladen; außer den Bischöfen durften Presbyter und Diakonen an den Sitzungen teilnehmen, aber nur die Bischöfe

hatten Stimmrecht. Die Gemeinde war anwesend, hatte aber ebenfalls zu schweigen. Die Beschlüsse der Synoden wurden zu Protokoll genommen, und die Ergebnisse der Beratungen in Synodalschreiben zusammengefaßt, die den Interessenten zugeschickt wurden; in der Adresse wurden alle anwesenden Bischöfe als Absender bezeichnet. Als die Gegenstände zahlreich wurden, die den Synoden zur Beschlußfassung vorlagen, wurde es üblich, die Beschlüsse in die knappe Form von Gesetzesparagraphen zu bringen, die man als kirchenrechtliches Material den übrigen Diözesen zuschickte. Die ältesten Synodalbestimmungen, welche auf uns gekommen sind, sind die der spanischen Synode von Elvira, die kurz nach der Verfolgung Diokletians tagte. Es ist zu vermuten, daß die Provinzialsynode sich überall in kurzer Zeit eingeführt hat, wo ihr nicht etwa besondere Verhältnisse im Wege standen. Denn ihr praktischer Wert lag derartig auf der Hand, daß man sie für sich selbst sprechen lassen konnte. Mochte die Gefahr, zu streiten, in einer Versammlung von Bischöfen, die einander gleichstanden, noch größer sein als in der Gemeinde, wo der Bischof über der Versammlung stand, und mochte dadurch selbst die Einigkeit der Provinz zuweilen gefährdet erscheinen — es gab nichts, was der bischöflichen Verfassung der Kirche in solchem Maße entsprach, wie eine regelmäßige Versammlung der monarchischen Regenten der Gemeinden. Auf diesem Wege erfuhr die Frage, wer einen Bischof zu bestrafen oder abzusetzen habe, ihre natürliche Lösung. Bei Streitigkeiten zwischen dem Bischof und seiner Gemeinde, die, wie in Fragen der Bußdisziplin, leicht einen Umfang annehmen konnten, daß die Stellung des Bischofs dadurch gefährdet wurde, hatte er in der Versammlung seiner Kollegen einen starken Rückhalt, und andrerseits war eine gar zu große Selbstherrlichkeit des Monarchen der Gemeinde dadurch unmöglich gemacht, daß er sich öfter unter seinesgleichen bewegte, und schlimmstenfalls vor der Synode verklagt werden konnte. Mit der Synode war eine Appellationsinstanz gegen das Urteil des Bischofs geschaffen. Was die Synode nur immer beschließen mochte — es war mit dem Schimmer der höchsten Autorität bekleidet. Wie in den Bischöfen der Heilige Geist waltete, so faßte die Synode sich auf als ein Organ des göttlichen Willens. Ihre Beschlüsse entsprangen einer Eingebung des Heiligen Geistes; sie glaubte sich selbst als die heilige Synode bezeichnen zu dürfen. Aber ganz abgesehen von allen Einzelfragen: von welchem Wert war es allein schon, daß eine Gelegenheit geschaffen war, wo sich die Bi-





DER GUTE HIRTE
IN DER PRISCILLA-KATAKOMBE UND IN
DER KRYPTA DER LUCINA / ROM

schöfe kennen lernen und besprechen konnten. Die Fälle, welche man zu verhandeln hatte, konnten sich in ähnlicher Weise überall wiederholen: dadurch, daß man seine Erfahrungen austauschte, erleichterte sich der einzelne das Regiment in der Gemeinde, und bei gemeinsamen kirchlichen Angelegenheiten war es im allgemeinen Interesse wünschenswert, daß wenigstens die Provinzen einig waren. Wenn man so großen Wert darauf legte, in allen Fragen des Glaubens und der Sitten übereinzustimmen, waren persönliche Zusammenkünfte die notwendige Ergänzung der Korrespondenz. Jedermann weiß, wie viele Fragen durch eine kurze Besprechung besser erledigt werden als durch einen langwierigen Briefwechsel, und daß auch die regelmäßige Korrespondenz niemals imstande ist, den persönlichen Meinungsaustausch zu ersetzen. Wenn die Entfernungen zwischen den Städten groß sind, alle Briefe durch besondere Boten überbracht werden müssen, und die Korrespondenten mit der Feder und dem schriftlichen Ausdruck nicht völlig vertraut sind, gilt das in doppeltem Maße. Und was war mehr imstande, das Gefühl der Gemeinschaft zu erzeugen, die Kraft des Widerstandes zu stärken und die Siegesgewißheit zu beleben, als eine große Versammlung aller Führer und geistigen Größen, welche die Heimat aufzuweisen hatte.

Der Erzbischof

Die Synode versammelte sich in der Regel in der Hauptstadt der Provinz. In vielen Fällen wird die Metropole allein imstande gewesen sein, eine so große Anzahl von Abgeordneten, wie sie bei der Synode zusammenzukommen pflegten, aufzunehmen und zu verpflegen. Dazu sprach für die Hauptstadt die allgemeine Gewöhnung. Die Landtage pflegten ebenfalls in der Hauptstadt zusammenzutreten. Und unter den mancherlei andern Gründen, welche die Hauptstadt als Versammlungsort empfahlen, ist der nicht zu vergessen, daß sich das Christentum wohl ausnahmslos aus der großen Stadt in die kleineren Städte und Ortschaften der Provinz verbreitet hatte, so daß die hauptstädtische Gemeinde mit den Augen einer Mutter auf die andern Gemeinden blickte.

In der Regel wird niemand daran gezweifelt haben, daß der Bischof der Metropole den Vorsitz auf der Synode führen müsse; er schien das natürliche Oberhaupt der Provinzialkirche zu sein. Daraus erwuchsen

aber sofort neue Rechte. Aus dem ständigen Vorsitz ergab sich, daß der Präsident die Synode berief, daß er die Beschlüsse formulierte und sie brieflich mitteilte; an ihn gelangten die Antworten; er verhandelte mit andern Landeskirchen im Namen seiner Provinz als ihr Vertreter. Das alles gehörte zu den Rechten seines Bischofsstuhls; sie erbten sich fort vom Vorgänger auf den Nachfolger; tatkräftige Persönlichkeiten bauten die Rechte des Vorsitzenden weiter aus; in jedem Jahre tagte die Synode, wo die Rechte in Wirksamkeit traten. So entstand die Stellung des Metropoliten, des Oberhauptes der Bischöfe der Provinz. Die kirchliche Hierarchie schien diesesmal nach oben hin eine neue Stufe hervorbringen zu wollen.

Durch die Schaffung des erzbischöflichen Amtes trug man der Tatsache Rechnung, daß der Bischof der Hauptstadt eine ganz andre Stellung hatte als seine Kollegen in der Provinz. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts haben wir uns in den Metropolen große blühende Gemeinden vorzustellen, an ihrer Spitze gebildete Bischöfe, die nicht selten zu den angesehensten Persönlichkeiten der Stadt gehörten. In den kleineren Städten wird es meistens noch ganz anders ausgesehen haben. Es war nur zum Heil der Kirche, wenn man den geistig hervorragenden Metropoliten die Führung anvertraute. Wenn der Begriff der katholischen Kirche es mit sich zu bringen schien, daß die Bischöfe sich gleichgestellt fühlten als Säulen der einen großen Kirche, so wurde durch die Metropolitanverfassung ein Rangunterschied eingeführt, der den tatsächlichen Machtverhältnissen entsprach, und das allzu große Selbstbewußtsein der kleinen Hierarchen heilsam zurückdrängte.

Die Entstehung der Patriarchate

Im allgemeinen bestimmte weniger die Persönlichkeit des Bischofs, als das Ansehen der Stelle, an der er stand, den Umfang seiner Wirksamkeit. Wer in einer kleinen Provinzialstadt saß, konnte nur sehr schwer zu allgemeinem Ansehen gelangen; mindestens lag es in der Hand seines Metropoliten, wie weit er den Einfluß des Untergebenen anwachsen lassen wollte. Und die Bischöfe der Hauptstädte begannen sich miteinander zu vergleichen und ihre Würde gegenseitig abzuschätzen. Schon im dritten Jahrhundert treten Rom, Alexandrien und Antiochien in eine erste Linie unter den christlichen Metropolen.

Es sind die drei Weltstädte, die nach allgemeinem Urteil als die ersten Städte galten und eifersüchtig auf diese Stellung hielten. Ihr Vorrang vor allen übrigen Städten des Reichs stand ebenso fest wie die Reihenfolge, in der sie untereinander rangierten. Ihre Gemeinden übertrugen die weltliche Rangstellung auf das kirchliche Gebiet. Wir können seit der Mitte des dritten Jahrhunderts beobachten, daß die Bischöfe der Weltstädte bei den allgemeinen kirchlichen Angelegenheiten das Wort ergreifen, sie an sich reißen und entscheiden, so daß man sieht, daß die Hauptrollen auf der christlichen Weltbühne von ihnen besetzt waren.

Die drei Weltstädte eigneten sich in besonderem Maße dazu, Mutterstädte der Kirche zu heißen. Auch wenn man sie nach kirchlichen Maßstäben beurteilte, konnten sie als die führenden Städte im Reich gelten. Ihre Gemeinden stammten aus den Zeiten der Apostel; sie waren imstande, ihre apostolische Überlieferung durch Bischofslisten zu beweisen, die für sie alle drei von Petrus oder seinem Schüler Markus an bis in die Gegenwart reichten: von den andern Metropolen waren wohl nur wenige in der Lage, solche Beweismittel vorzuzeigen.

Die Tatsachen der christlichen Mission sprachen für sie noch stärker als für andre Metropolen. Wir haben gesehen, welche Bedeutung Antiochien für die Entstehung des Heidenchristentums hatte. Bei Ägypten war es schon durch die geographische Lage, die Alexandria zur Pforte des Landes machte, bedingt, daß die Gemeinden der Landschaft von der Hauptstadt in höherem Maße abhängig blieben, als es sonst der Fall war; bei Rom machte sich der einzigartige Vorzug der Reichshauptstadt für die Bedeutung der Gemeinde in vielfacher Beziehung geltend.

Wir können im ganzen nicht daran zweifeln, daß aller Fortschritt in der Entwicklung des Christentums von den Zentren des Reichs ausging. Die materiellen und geistigen Kräfte der Kirche waren dort hundertfach vorhanden; es war nur natürlich, daß sie die Entwicklung anführten. An einzelnen Punkten können wir es konstatieren. Die christliche Wissenschaft hatte in Alexandrien ihren größten Vertreter, Origenes, gehabt: er war der Gründer einer christlichen Schule, die sich bald über den ganzen Orientrstre eckte. Die entscheidenden Änderungen der Bußdisziplin sind in Rom und Karthago zuerst durchgeführt und dann allgemein geworden. Rom und Alexandrien hatten außerdem eine Aufgabe übernommen, wodurch sie sich die ganze Kirche

alljährlich zu Dank verpflichteten. Sie teilten den übrigen Gemeinden das Datum des Osterfestes mit und hatten dadurch Gelegenheit, in den begleitenden Briefen über alle schwebenden Fragen zu sprechen, für ihre Meinung Anhänger zu gewinnen und sich in jeder Weise Einfluß zu verschaffen.

Durch alle diese Momente kam es, daß das riesige Gebäude der organisierten Kirche schließlich in drei Spitzen auszulaufen schien: Rom, Alexandrien und Antiochien. Eusebius trug diesem Tatbestand Rechnung, indem er in seinen historischen Werken bei jedem Abschnitt die Regierungszeiten der Bischöfe dieser drei Städte angibt: das ist ihm die christliche Chronologie im Gegensatz zu den Kaiserjahren, der weltlichen Chronologie. Nur daß Eusebius zu den drei Weltstädten noch Jerusalem hinzugefügt als die älteste Mutterstadt des Christentums. Er hat damit Anklang gefunden. Auch die Synode von Nicäa beschloß, dem Stuhl von Jerusalem einen besonderen Ehrenplatz zuzuerkennen[35].

Als für die drei Weltstädte später der Titel Patriarchate aufkam, erkannte er nur einen Zustand an, der schon im dritten Jahrhundert bestand, das Ehrenvorrecht von Rom, Alexandrien und Antiochien. Es ist ein Verhältnis, das im ganzen bestehen geblieben ist, wenn es auch im einzelnen seit dem vierten Jahrhundert noch vielfach verschoben wurde.

Mehr ist auch über die Stellung des römischen Bischofs nicht zu sagen. Er war der Metropolit von Italien, der Bischof der Welthauptstadt, damit der erste unter den Bischöfen; aber ein eigentliches Papsttum hat es im dritten Jahrhundert noch nicht gegeben.

Die Idee des römischen Episkopats hat einen gewaltigen Ausdruck gefunden in der Bronzestatue des Petrus, die noch heute in der Peterskirche in Rom ihren Platz hat (Taf. 19). Im Bewußtsein seines göttlichen Auftrags, die Schlüssel des Himmels in der Hand, lehrt er das Volk. — Es wäre von großer Wichtigkeit zu wissen, aus welcher Zeit die Statue stammt. Aber diese Frage hat bis heute keine allgemein befriedigende Antwort erfahren.

SECHSTES KAPITEL

STAAT UND KIRCHE

I. DIE CHRISTENVERFOLGUNGEN

Die Notwendigkeit des Kampfes

Wir hatten gesehen, welche Veränderungen der Bestand der christlichen Gemeinden im ersten Jahrhundert ihres Bestehens durchgemacht hatte. Die neue Religion hatte begonnen als eine Bewegung innerhalb des Judentums; ihre ersten Propheten und Anhänger stammten sämtlich aus dem auserwählten Volk und man trug in ihren Kreisen Bedenken, das Evangelium den Samaritern und den Heiden zu verkündigen. Es erwies sich aber bald als eine Unmöglichkeit, das Licht unter den Scheffel zu stellen. Das jüdische Volk lebte zum guten Teil außerhalb Palästinas, zerstreut in der Heidenwelt; was die Gemüter in Jerusalem bewegte, fand seinen Widerhall in den jüdischen Kolonien, und was in den Synagogen des ganzen Reichs gepredigt wurde, das kam zugleich an viele Heiden, die dem jüdischen Gottesdienst ihre Teilnahme geschenkt hatten. In wenigen Jahrzehnten zeigte es sich, daß das Christentum sein verheißungsvollstes Arbeitsfeld im Reich und nicht in Palästina hatte; die Kirche aus den Heiden begann die Kirche aus den Juden zu überflügeln; und als das jüdische Volk von der großen Katastrophe des Jahres 70 getroffen war, wurde das jüdische Vaterland vollends bedeutungslos für das Christentum, das sich als eine neue Weltreligion zu fühlen begann. Die Mitglieder der Gemeinde wurden aus der eingesessenen Bevölkerung gewonnen. Der jüdische Bestandteil starb allmählich aus und damit schwanden die Leute dahin, die als Vermittler zwischen Kirche und Synagoge hätten wirken können. Die enge Verwandtschaft beider Religionen äußerte sich nur noch darin, daß sich zwischen ihnen ein Haß entwickelte, wie er nur bei Blutsverwandten möglich ist.

In dem Menschenalter nach dem ersten jüdischen Kriege scheint sich die Trennung überall vollzogen zu haben. Die Kirche im römischen Reich war eine Tochter der jüdischen Diaspora aus der Zeit, als jene der Hoffnung gewesen war, mit dem Gesetze Mosis die Welt zu erobern; mit dem Judentum, das sich nach seiner Niederlage zurückzog auf die engsten Schranken seiner nationalen Abkunft, hatte die Kirche in der Tat nichts mehr zu tun.

Von beiden Seiten wurde daran gearbeitet, den Staat auf die veränderte Lage aufmerksam zu machen. Die Juden traten der Kirche entgegen, wo sie konnten, und sie bedienten sich dabei ungescheut ihres Einflusses auf die Behörden, wo sie solchen noch besaßen. Sie hatten freilich viel von der Sympathie verloren, die ihrer Religion früher entgegengebracht worden war. Die großen Verluste, die der Krieg dem Reiche gekostet hatte, mußten geradezu einen Haß gegen die Juden erzeugen und es lag im Interesse der Christen, mit ihnen nicht verwechselt zu werden. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß sie damals aufhörten, den Namen der Juden für sich in Anspruch zu nehmen. Man wollte nichts mit dem aufrührerischen Volk zu tun haben, auf dem der Haß der Vaterlandsfreunde ruhte.

Sobald die Trennung der Kirche von der Synagoge offenkundig war, mußte für den Staat die Frage entstehen, wie er sich dem Christentum gegenüber verhalten sollte. Die Juden erfreuten sich noch immer einiger Vorrechte, die von einer weitgehenden Rücksichtnahme des Staates auf ihre religiösen Grundsätze Zeugnis gaben. Sie waren vom Kriegsdienst befreit und brauchten am Sabbat nicht vor Gericht zu erscheinen; ihr Gottesdienst war erlaubt und wurde, wenn nötig, polizeilich geschützt; eine eigene Gerichtsbarkeit war ihnen mit gewissen Beschränkungen zugestanden. Vor allem aber waren sie befreit von jeder Form der religiösen Verehrung gegen die Staatsgötter; ihr Monotheismus wurde anerkannt. Die Mitglieder der christlichen Gemeinden mögen sich der Vorteile, die ihnen aus ihrer Beziehung zum Judentum erwuchsen, bedient haben, so lange es möglich war. Allmählich konnten sie keinen Anspruch mehr darauf erheben und der Staat hatte keine Veranlassung, sie ihnen zu gewähren. Die Kirche trat aus dem Schutze, den die jüdische Abkunft ihr gewährt hatte, heraus; sie stand zum erstenmal dem Staat Auge in Auge gegenüber.

Eine wohlbekannte Persönlichkeit, der jüngere Plinius, hat die Frage, wie die Christen zu behandeln seien, zur Entscheidung gebracht[1], und

einer der besten römischen Kaiser, Trajan, hat die Antwort gegeben. Plinius war als Statthalter von Bithynien und Pontus um das Jahr 112 auf eine starke christliche Bewegung gestoßen. Er glaubte der Sache seine Aufmerksamkeit zuwenden zu müssen, da er wahrnahm, daß die Tempel in der Provinz verödeten und die Opfer an die Staatsgötter unterblieben. Er hatte deshalb eine Anzahl von Christen, die ihm als solche angegeben waren, verhaften lassen und verhört, um sich dadurch ein Urteil über die christlichen Grundsätze zu verschaffen. Einige Christen hatten sich bereit finden lassen, die Götterbilder und die Statue des Kaisers zu verehren und Christus zu fluchen, andere hatten es verweigert. Er hatte die Hartnäckigen zum Tode verurteilt, hinterher aber waren ihm Bedenken aufgestiegen. Es stand ihm fest, daß die Verweigerung des Opfers vor den Staatsgöttern den Tod verdiene, aber manche Nebenfragen waren noch offen. Er wußte nicht, ob er einen Unterschied nach den Personen bei der Bestrafung eintreten lassen müsse, nach dem Alter oder nach dem Geschlecht; er zweifelte, ob er nur die geständigen Christen bestrafen sollte oder auch die abgefallenen, die früher der Gemeinde angehört hatten; es war ihm endlich auch die Hauptfrage noch unklar, ob er das Christentum als solches bestrafen sollte oder nur Verbrechen, die den Christen nachzuweisen wären.
Der Kaiser hat in kurzen Worten die Anfrage beantwortet[2]. „Das Verfahren, welches du, mein Sekundus, bei der Untersuchung derer, die dir als Christen angegeben wurden, beobachtet hast, war so, wie es sein sollte. Es läßt sich hier etwas allgemeines, was eine gewisse, bestimmte Form hat, nicht festsetzen. Man muß sie nicht aufsuchen, aber man muß sie bestrafen, wenn sie angegeben und überwiesen werden. Jedoch ist dabei zu beobachten, daß, wer leugnet, daß er ein Christ sei, und dies durch seine Tat beweist, indem er unsre Götter anruft, wegen seiner Reue Verzeihung erhält, auch wenn er hinsichtlich seiner Vergangenheit einen Verdacht gegen sich haben sollte. Anklageschriften ohne Namen des Verfassers dürfen bei keinem Verbrechen zugelassen werden. Denn das wäre ein schlimmes Beispiel und unserm Zeitalter nicht angemessen."
Mit diesen wenigen Sätzen hat der Kaiser das Verhältnis des Staates zur Kirche auf zwei Jahrhunderte festgelegt. Das Verfahren, das die Statthalter den Christen gegenüber einzuschlagen hatten, ist in der Verfügung klar ausgesprochen. Die große Verbreitung des Christentums war kein genügender Grund, um ihnen wie öffentlichen Ver-

brechern nachzuspüren. Der Statthalter hatte vielmehr, um gegen einen Christen vorzugehen, eine Anklage abzuwarten, und er hatte auch in diesem Fall darauf zu halten, daß anonyme Anklageschriften nicht beachtet wurden. War aber ein Christ in ordnungsmäßiger Weise zur Anzeige gebracht, so war das Verfahren gegen ihn zu eröffnen. Denn das Christentum als solches war strafbar, weil es die Verehrung der Staatsgötter verweigerte. Der Angeklagte wurde deshalb nur danach gefragt, ob er ein Christ wäre. Leugnete er das und bekräftigte er seine Aussage mit einem Opfer, so wurde er freigelassen, auch wenn die Anklage gegen ihn berechtigt gewesen war. Wer sich aber als Christ bekannte und das Opfer verweigerte, wurde verurteilt. Die Weigerung galt als Majestätsverbrechen und wurde daher in der Regel mit dem Tode bestraft.

Man wundert sich über diese Entscheidung des Kaisers, zumal bei einem so gemäßigten Regenten, wie es Trajan gewesen ist. Wie viele Tausende von Todesurteilen über unschuldige Menschen sind aus dieser Verfügung geflossen. Welcher maßlose Jammer wäre dem Reich erspart geblieben, wenn der Kaiser die Frage des Plinius, ob das Christentum als solches zu bestrafen sei, in anderer Weise beantwortet hätte. Man sollte denken: eine selbstbewußte Regierung hätte sich von der Ungefährlichkeit der Christen und sogar von dem echten Gehalt ihrer Lehren überzeugen müssen, und ihnen deswegen die Verehrung der Staatsgötter nachsehen können. Wenn man den Monotheismus im Judentum anerkannte, warum nicht im Christentum? Die christlichen Gemeinden konnten bei ihrer Größe und bei ihrem unpolitischen Charakter eine größere Rücksicht beanspruchen als die Synagogen der aufrührerischen Juden.

Aber das sind moderne Bedenken, welche der Situation nicht gerecht werden. Die Entscheidung des Trajan, so verhängnisvoll sie gewirkt hat, ist doch in so enger Weise mit den Grundgedanken des römischen Rechts über das Verhältnis von Staat und Kultus verbunden, daß kaum eine andere möglich gewesen wäre. Selbst die scheinbare Ungerechtigkeit, die aus dem Vergleich mit der Behandlung des Judentums entsteht, schwindet bei näherer Betrachtung. Der römische Staat gewährte den nationalen Religionen eine weitgehende Rücksicht und forderte daher von den Juden keine Verehrung der Staatsgötter, nicht einmal in der schwierigen Zeit nach dem jüdischen Kriege. Das Christentum hatte als internationale Religionsgemeinschaft auf be-

sondere Behandlung keinen Anspruch. Der Staat beurteilte die Christen nach seinen festen Grundsätzen und verlangte von ihnen dieselbe Haltung wie von seinen übrigen Untertanen. In den Göttern sah der antike Staat sich selbst; sie verehren war ein Ausdruck des Patriotismus. Es war ein Sakrilegium, den Kult der Staatsgötter abzulehnen. Das römische Reich stellte sich dar in der Verehrung, die seine Untertanen der Gottheit des Kaisers darbrachten. Damit war ein Kult geschaffen, der die vielen Völker des Reiches vereinigte. Alle Untertanen beugten sich vor der gottgleichen Majestät des Monarchen und priesen ihn für die geordneten Zustände, die man dem Reiche verdankte. Staat und Religion waren an diesem Punkte aufs engste verbunden. Wer sich ausdrücklich weigerte, dem Kaiser die ihm gebührenden Ehren zu erweisen, war des Majestätsverbrechens schuldig.

Gerade in diesem Punkte aber war das Christentum unerbittlich. So weit es sich von dem Judentum äußerlich getrennt hatte, so sehr lebte es in dem jüdischen Abscheu gegen die göttliche Verehrung eines sterblichen Menschen. Die Gottheiten der Griechen erschienen den Christen lächerlich im Vergleich mit dem Schöpfer des Himmels und der Erde, dem sie selbst ihre Gottesverehrung widmeten. Die Forderung aber, einem Menschen göttliche Ehren zu erweisen, war für sie ein Greuel aller Greuel, das rechte Antichristentum. Das Christentum trennte die Gebiete des Staates und der Religion von einander wie verschiedene Welten. „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist," hatte Jesus gesagt[3].

Vor allem aber verstand es die Kirche, ihren Gliedern die Gesinnung einzuprägen, daß sie im entscheidenden Moment das Opfer vor dem Bilde des Kaisers verweigerten. Leib und Leben der Christen hing an der kleinen Handlung, die öffentlich zu leisten war; die heidnischen Mitbürger und die Richter gaben sich gemeinsam Mühe, sie den Christen als nichtsbedeutend hinzustellen. Die Kirche aber sah darin die öffentliche Erklärung des Abfalls von Christus, und sie schloß auf ewig ihre Pforten jedem, der sich in einem solchen Fall nachgiebig oder nur zweideutig benommen hatte. Sie forderte von ihren Mitgliedern ein volles Bekenntnis zu Christus und eine offene Verweigerung des Götzendienstes, und sie war straff genug organisiert, um die Forderung durchsetzen zu können. Noch immer hielt die Stimme des Weltenrichters seine Schar zusammen: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater; und wer mich

verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater"[4]; die Erwartung des Endgerichtes war so lebendig, daß ein Zweifel an diesen Worten nicht aufkam. An diesem Punkte, der Forderung und der Verweigerung des Kaiserkultes, stießen die Kirche und der Staat auf einander wie zwei Weltanschauungen. Jeder von ihnen schien sich selbst aufzugeben, wenn er sich nachgiebig zeigte. Auf diesem Felde mußte die Entscheidungsschlacht geschlagen werden. Nach zweihundertjährigem Kampfe hat der Staat durch den Mund seiner Kaiser sich für überwunden erklärt.

Für die Schicksale der Gemeinden war es verhängnisvoll, daß gerade die Bestimmung des trajanischen Erlasses, welche die Christenverfolgung auf einzelne Fälle beschränken sollte, die häufigen Christenprozesse in der Folgezeit herbeigeführt hat. Trajan hatte entschieden, daß man den Christen nicht wie öffentlichen Verbrechern nachspüren solle, sondern daß der Statthalter in jedem Fall eine Anzeige abzuwarten habe. Hätten die Christengemeinden ein verborgenes Dasein geführt, wenig beachtet und wohlgelitten, wie es damals vielen anderen Religionen erging, dann hätte der Staat kaum je Veranlassung gefunden, gegen Christen Todesurteile zu fällen. Da das Christentum aber die bestgehaßte Religion war, waren die Anzeigen, die gegen Christen erstattet wurden, überaus häufig, und die meisten Statthalter waren der Überzeugung, daß sie auf eine Anklage hin eingreifen müßten. Das Christentum nahm eine besondere Stellung ein unter den Religionen, die damals im römischen Reich Anhänger suchten. Es gab unter ihnen keine, die in so weitgehendem Maße das Leben der Antike verwarf, wie die christliche es tat.

Die volkstümlichen Schauspiele im Zirkus und Amphitheater scheinen am häufigsten die Gelegenheit geboten zu haben, den Zündstoff zur Entladung zu bringen. Man wußte, daß die Kirche den Christen nicht erlaubte, an diesen Festversammlungen teilzunehmen; man wußte aber auch, daß der Statthalter der Provinz, wenn er wollte, die Christen zum Kampf mit den Tieren im öffentlichen Schauspiel verurteilen konnte. Wenn das Volk sonst wohl den Verräter oder den Mörder vor die Löwen gefordert hatte, so jetzt die Christen. Wie oft hat der Pöbel in Karthago verlangt, daß ein Mann wie Cyprian den Löwen vorgeworfen werde. Es forderte damit nichts, was geradezu unmöglich war; denn oft gaben die Statthalter den nachdrücklichen Wünschen des Volkes Folge. Die Verurteilung des greisen Bischofs Polykarp von

Smyrna wurde während der Spiele im Stadium vom Volk erzwungen. Als man dort den Christen Germanicus mit den Tieren kämpfen sah, rief der Pöbel: Weg mit dem Gottlosen, man suche den Polykarp! und veranlaßte damit seine Verhaftung. Soldaten wurden ausgesandt, um ihn zu holen. Gegen Ende des Tages langte die Kunde im Stadium an, daß er gefangen genommen wäre; sie wurde mit Jubel aufgenommen. Der Prokonsul verhörte Polykarp im Angesicht des versammelten Volkes und ließ durch den Herold ausrufen, daß Polykarp sich als Christen bekannt habe; das Volk antwortete mit lautem Geschrei: das ist der Lehrer von Asien, der Vater der Christen, der Feind unserer Götter, der soviele Menschen lehrt, nicht zu opfern und nicht anzubeten. Sie drangen in den Beamten, er solle einen Löwen auf Polykarp loslassen. Als dieser die Ausführung für unmöglich erklärte, verlangten sie für ihn den Tod durch Feuer; und das wurde zugestanden. Das Volk zerstreute sich in den Bädern und Werkstätten und trug selbst den Scheiterhaufen zusammen; im Stadium scheint die Verbrennung stattgefunden zu haben.

Die Statthalter waren nicht selten geneigt, dem Volk selbst Ausschreitungen nachzusehen, wenn sie sich gegen die Christen richteten. Wir hören von Hippolytus[5], daß man in Rom Mitgliedern der Gemeinde vor der Kirche auflauerte und sie zur Verehrung einer Statue zu veranlassen suchte mit der Drohung, sie zur Anzeige zu bringen; in Karthago brach man bei Gelegenheit einer Bacchanalienfeier in die christlichen Friedhöfe ein und schändete die Gräber. In Alexandrien kam es ein Jahr vor der decischen Verfolgung zu einer regelrechten Christenhetze. Man drang den Christen in ihre Häuser ein, zwang sie durch Mißhandlungen zu opfern, steinigte und verbrannte, die sich weigerten; kein Christ konnte es wagen sich öffentlich zu zeigen, und in den Häusern, wo Christen mit Heiden zusammen wohnten, setzte sich die Verfolgung im kleinen fort. Wir hören nicht, daß die Polizei dem Treiben ein Ende gemacht hätte. Der Bischof von Alexandrien, der uns die Kunde von diesen Ereignissen bewahrt hat, erzählt, daß sich schließlich die Verfolger gespalten und gegen einander ihre Wut gekehrt hätten. Nur in solchen Fällen, wo die Landtage der Provinzen sich mit Eingaben an den Prokonsul oder an den Kaiser wandten, um eine allgemeine Verfolgung der Christen herbeizuführen, wurde von der Regierung eine ablehnende Antwort erteilt; von den Grundsätzen des trajanischen Erlasses sollte nicht abgewichen werden.

Um die Häufigkeit der Ausschreitungen gegen die Kirche zu begreifen, muß man sich erinnern, daß die Volksmenge der Städte beständig gegen die Christen aufgestachelt wurde durch die Vertreter der heidnischen Kulte, die sich mit der Zeit als unglückliche Wettbewerber des Christentums fühlen mußten. Bei der großen Ausdehnung der Kirche mochte heidnischen Priestern wohl bange werden; das schließliche Ergebnis des Wettkampfes der Religionen konnte schon längere Zeit vorher nicht zweifelhaft sein. Es handelte sich dabei nicht einmal um den gewöhnlichen Neid, welchen die Konkurrenz auf allen Gebieten des menschlichen Lebens erzeugt, und welchen die Religionen auch damals unter einander wechselseitig betätigten. Da die Kirche gegen alle Kulte sich feindlich verhielt, so zog sie den gemeinsamen Haß aller auf sich; im Haß gegen Christus fühlten sich alle verbunden. Das Christentum hatte allen Religionen gegenüber ein Gefühl unendlicher Überlegenheit. Von der Höhe seiner Gotteserkenntnis aus hatte es für die anderen Formen der Religiosität nur Hohn und Spott; Tempel, Statuen und Opfer waren ihm lächerlich, die Göttermythen unsittlich, die Mysterien teuflisch. Es warenWerkzeuge der Dämonen, und die Heiden waren Knechte des Satans. Ein solches Selbstbewußtsein kann auf die Dauer nicht verborgen bleiben; sämtliche Religionen sahen in der Kirche ihren gemeinsamen Gegner, in den Christen die Feinde des Menschengeschlechts. Man gab es den Christen zurück, daß sie sich als die dritte Menschenrasse, gegenüber Heiden und Juden, bezeichneten. Man sieht, woran das Volk Anstoß nahm: an dem religiösen Anspruch der Christen. Aus dem Vorwurf der Gottlosigkeit, der ihnen gemacht wurde, sieht man die aufreizende Tätigkeit der heidnischen Priester. Orakel und Wahrsagungen aller Art waren den Christen fortdauernd ungünstig; die Christenverfolgungen nahmen gegen ihren Schluß hin den Charakter eines Kampfes zwischen Christentum und Heidentum an.

Der Christenprozeß

Bei einer solchen Sachlage kann man sich denken daß die Anzeigen gegen Christen bei den Statthaltern der Provinzen nicht aufhörten, auch wenn man von den vielen Fällen absieht, wo persönliche Rachsucht die Anklage auf christliches Bekenntnis erhob, um einen Feind aus dem Felde zu schaffen, dem man auf andere Weise nicht beikommen konnte. Ob die Statthalter zu allen Zeiten den Anklagen Folge

gegeben haben, darf man bezweifeln. Sie richteten sich in vielen Fällen nach der Stimmung, die am Hofe gegenüber dem Christentum herrschte; war diese günstig, so ließ man die Christen unbehelligt. In der Regel werden aber die Statthalter auf Grund ihrer besonderen Vollmacht gegen die Angeklagten vorgegangen sein, zumal sie Rücksichten auf die Wünsche des Volkes zu nehmen hatten. Der Statthalter ließ dann den Christen verhaften, wenn er ihm nicht schon von den städtischen Behörden als Gefangener zugeschickt worden war. In der Gerichtsverhandlung, die folgte, legte er dem Angeklagten, nachdem die Personalien festgestellt waren, die Frage vor, ob er ein Christ wäre. Das war die Frage, nach deren Beantwortung sich das Schicksal des Christen richtete. Sein Ja erwirkte ihm einen qualvollen Tod, sein Nein die augenblickliche Entlassung. Die Sachlage enthielt eine große Versuchung. Der Abstand zwischen der zu erwartenden Strafe und der Freilassung war so unendlich groß; und der Angeklagte hatte keinen Zeugen zu fürchten, wenn er sein Christentum in Abrede stellte: es wurde ihm geglaubt, wenn er seine Aussage bekräftigte. Andrerseits hing von der einen Antwort seine Stellung zur Gemeinde ab. Wer einmal in seinem Leben Christus vor Gericht bekannte, hieß zeitlebens ein Bekenner und war ein angesehenes Glied der Gemeinde; wer ihn verleugnete, war auf ewig ausgeschlossen. Welch einen Sturm von widerstreitenden Gefühlen müssen die Christen in einem solchen Augenblick vor Gericht erlebt haben, auch wenn sie sich hundertmal vorher in die Lage hineingedacht hatten. Freiheit und Gefängnis, Leben und Tod, irdische Ehre und Schande, himmlische Seligkeit und ewige Höllenstrafen — alles stand ihnen vor Augen; sie hatten mit einem Griff der Hand zu wählen. Man kann sich denken, daß mancher Christ die Entscheidung zwischen diesen Möglichkeiten möglichst schnell herbeizuführen suchte. Schon auf die einleitende Frage des Richters nach seinem Namen antwortete er, daß er ein Christ sei; es kam vor, daß er auf keine Frage eine andere Antwort gab als nur diese. Alles andere war ihnen gleichgültig als was in dieser Aussage beschlossen lag; sie meinten, auch der Richter habe sich um nichts anderes zu bekümmern.

Auf andere Weise pflegten die Statthalter sich in die eigenartige Situation zu schicken. Die augenscheinliche Unbescholtenheit der Angeklagten, ihr ruhiges Auftreten, das von einem guten Gewissen und einem festen Entschluß sprach, die Rücksicht auf die überaus schweren Strafen, die ihrer warteten, bewog viele Richter, sich so gütig wie nur

möglich zu zeigen. Sie boten den Angeklagten eine Bedenkzeit an, von Tagen oder von Wochen, suchten sie durch Zureden zum Opfern zu bewegen; gaben ihnen Antworten an die Hand, auf die sie freigesprochen werden konnten. Es kam selbst vor, daß sie einen Christen kurzerhand entließen. Man ließ die minderjährigen Christen zusehen, wenn ein Urteil vollstreckt wurde, um sie vor einem gleichen Schicksal abzuschrecken. Die ausfallenden Antworten der Angeklagten nahmen die Richter nicht selten ruhig hin. Mancher römische Prokonsul, der in den Geschichtsbüchern der Kirche als ein schlimmer Verfolger verzeichnet steht, hat in den Prozessen gegen die Christen ein hohes Maß von Sachlichkeit und Selbstbeherrschung gezeigt.

Wenn sich das gütige Zureden als fruchtlos erwies, wurde in der Regel der Befehl zur Folterung gegeben, um den standhaften Christen durch körperliche Schmerzen zum Abfall zu bringen. Wir Heutigen entsetzen uns vor den Martern, denen die römische Justiz unschuldige Menschen jedes Geschlechts und Alters unterzog. Junge Mädchen sind solange mit Geißeln geschlagen worden, daß die Henker sich wunderten, wenn ihre Opfer am Leben blieben; Männer sind unter den Knütteln der Soldaten auf dem Platze geblieben. Noch häufiger als die Ruten und Stöcke scheinen die Krallen angewandt worden zu sein. Der Angeklagte wurde an einem Folterinstrument aufgehängt und seine Seiten mit eisernen Haken aufgerissen. Man verstärkte die Pein des Christen zuweilen dadurch, daß man ihn nur mit den Daumen am Holz befestigte und seine Füße mit Gewichten beschwerte; oder man legte ihm glühende Metallstücke an empfindliche Stellen des Körpers. Alles nur zu dem Zweck, um Christen zum Opfer zu bewegen. Es hätte sich nicht um sterbliche Menschen handeln müssen, wenn diese entsetzlichen Mittel nicht in vielen Fällen zum Ziel geführt hätten; schon die Angst vor solchen Martern niederzuzwingen ist nur bei einem Heroismus möglich, wie er zu allen Zeiten von den wenigsten Menschen erwartet werden kann.

Über die standhaften Märtyrer wurde das Todesurteil gesprochen, wenn der Richter nicht noch den Versuch machen wollte, sie im Gefängnis mürbe zu machen. Der Aufenthalt in jenen Löchern, von denen wir durch die Christenprozesse erfahren, war geeignet, einen gequälten Menschen zur Verzweiflung zu bringen. Die Gefängnisse hatten einen inneren Raum, der ganz dunkel war. Die Gefangenen lagen dort beladen mit Ketten, die ihnen auch während des Schlafes nicht abge-

nommen wurden; ein Teil von ihnen mit den Füßen in einem Block, der zur Vergrößerung der Qual bis zum vierten und fünften Loch ausgespannt werden konnte. Der Raum war oft zu klein für die Menge der Insassen; die Ernährung war die kärglichste, sie bestand aus Brot und Wasser; nicht immer waren Besuche von christlichen Glaubensbrüdern gestattet. Die Haft konnte durch Hunger oder Durst verschärft werden. Man hat zuweilen Scharen von Christen verhungern lassen. Aber auch, wenn das nicht in der Absicht des Richters lag, war ein großer Teil der Gefangenen den Strapazen einer solchen Haft nicht gewachsen. Die Gefängnisse aller Hauptstädte im Reich haben damals den Tod von vielen christlichen Märtyrern gesehen.

Wer sich zum Abfall bereit erklärte, mußte der Bildsäule des Kaisers seine Huldigung darbringen, bei seiner Gottheit schwören und ihm ein Opfer von Wein und Weihrauch spenden; oft mußte eine ausdrückliche Verwünschung Christi hinzugefügt werden. Es handelte sich um die Entscheidung zwischen der Gottheit des Kaisers und der Gottheit Christi.

Wer das Opfer hartnäckig verweigerte, wurde zum Tode verurteilt. Es war christliche Sitte, das Urteil mit einem „Gott sei Dank" in Empfang zu nehmen.

Einen nicht geringen Einfluß auf den Verlauf der Christenprozesse hatte der Umstand, daß die Statthalter die Verhandlungen in der Öffentlichkeit führten, im Beisein einer Volksmenge, die den Christen in der Regel feindlich gesinnt war. Wir staunen, wenn wir hören, daß der Richter es dem Pöbel zuließ, sich durch Zwischenrufe an den Verhandlungen zu beteiligen; das Volk bestimmte nicht selten den Statthalter, eine schärfere Art der Folterung vornehmen zu lassen oder ein besonders grausames Todesurteil zu fällen. Selbst Mißhandlungen des Angeklagten wurden nicht immer verhindert. Der mehr als neunzigjährige Bischof Pothinus von Lyon hatte während seines Verhörs Faustschläge und Fußtritte von den Zuschauern zu erdulden. Schließlich warf jeder auf ihn, was er gerade zur Hand hatte. Der alte Mann lebte kaum, als er ins Gefängnis zurückgebracht wurde, und gab nach zwei Tagen seinen Geist auf, ein Opfer der Volksjustiz, die vor den Augen des Statthalters sich breit machen durfte. Die ungewöhnlich grausamen Urteilssprüche gegen die Christen dürften sich dadurch erklären, daß die Richter dem Volke zu Willen waren; sie haben dabei unter Umständen selbst gesetzlichen Bestimmungen entgegen gehandelt, um sich auf Kosten der verurteilten Christen beliebt zu machen.

Die Ausführung folgte in der Regel dem Urteil ohne Verzug. Die gewöhnliche Todesart für die Standespersonen war die Enthauptung; es war auch der Tod des Militärs und überhaupt die mildeste Form der Todesstrafe. Die Hinrichtung wurde von einem Soldaten mit dem Schwert vollzogen.

An der Enthauptung des Apostels Paulus (Taf. 20) auf dem Sarkophag des Junius Bassus vom Jahre 359 kann man sich die Einzelheiten der Hinrichtung durch das Schwert deutlich machen. Der Gefangene hat die Hände auf dem Rücken gefesselt, und wird von einem Soldaten vorgeführt und festgehalten. Ein anderer Soldat gibt ihm mit seinem Dienstschwert den Todesstreich. Es wird anzunehmen sein, daß der Verurteilte in der Regel hinknien mußte.

Der Todesstrafe fast gleich kam die Deportation nach einer öden Insel, die aber gegen Christen selten verhängt worden ist, weil ein dahingehendes Urteil nur in Rom gefällt werden konnte; die Statthalter der Provinzen mußten die Strafe beim Kaiser beantragen. Die Strafe galt stets lebenslänglich und konnte nur durch einen Gnadenakt abgekürzt werden. Auf den Inseln mit rauhem Klima, die als Deportationsorte in Gebrauch waren, sind die verurteilten Christen in der Regel bald zugrunde gegangen. Um die Auslieferung ihrer Leichen zu erlangen, bedurfte es einer kaiserlichen Erlaubnis, die indes wohl immer leicht gewährt wurde.

Die mildere Strafe der Verbannung ist zu allen Zeiten häufig über Christen verhängt worden, die man nicht allzu schwer treffen wollte. Die Verurteilten wurden in eine Ortschaft gebracht, die abgelegen und klein genug war, um als Exil gelten zu können. Jede Form der Verbannung aber war, ebenso wie die Todesstrafe, in der Regel mit der Konfiszierung des Vermögens verbunden, so daß die Strafe zugleich die Familie des verurteilten Christen traf.

Ungleich schwerer war die Todesstrafe bei den Niedriggeborenen und Sklaven, die in den christlichen Gemeinden die Überzahl bildeten. Es scheint fast so, als ob die schrecklichste der Todesarten, die Verbrennung, bei den Christen die häufigste gewesen ist. Sie wurde an Männern wie an Frauen vollzogen. Der Verurteilte war entkleidet, mit den Händen an einen Pfahl genagelt, oder er wurde bis an die Knie in die Erde gegraben, die Hände auf den Rücken gebunden und an einen Pfahl gefesselt. Dann wurden Reisbündel um ihn gehäuft und angezündet. Alle wurden bei lebendigem Leibe erstickt und verbrannt; es war eine Ausnahme, wenn der Nachrichter dem Unglücklichen einen



DER GUTE HIRTE
DER PRAETEXTAT-KATAKOMBE / ROM



DIE VERLEUGNUNG PETRI
KATAKOMBE DER CYRIACA / ROM

Gnadenstoß mit dem Schwert gab, wie es bei dem greisen Bischof Polykarp von Smyrna geschah. Ob es Richter gegeben hat, die selbst diese Qualen zu vermehren imstande waren? Zur Zeit des Septimius Severus soll es in Alexandrien vorgekommen sein, daß eine christliche Jungfrau langsam in siedendes Pech getaucht wurde.

Eine andere Todesart für die Niedriggeborenen war die Kreuzigung. Sie war die eigentliche Todesstrafe für die Sklaven und galt als besonders schmachvoll. Die Christen haben immer damit gerechnet, auf diesem Wege sterben zu müssen; wir haben aber nur wenige Beispiele dafür, daß diese Strafe angewandt worden wäre.

Eine verschärfte Todesstrafe wie die Verbrennung war die Verurteilung zu den wilden Tieren. Die Verurteilten wurden im Gefängnis verwahrt, bis ein öffentliches Fest die Gelegenheit zu den Spielen gab. Die Christen wurden wie andere Verbrecher ohne Waffen im Amphitheater den wilden Tieren gegenüber gestellt; sie mußten es sich gefallen lassen, daß sie kostümiert wurden, um in ihrem Todeskampfe eine mythologische Szene zur Darstellung zu bringen. Ehe man die Tiere auf sie losließ, wurden sie gegeißelt oder auf grausame Weise gefoltert. Den wehrlosen Kampf mußten sie fortführen, bis sie ihm erlagen. Kamen sie mit leichteren Wunden davon, so wurde eine neue Bestie auf sie losgelassen; waren die Wunden tödlich, ohne doch im Augenblick zum Tode zu führen, so gab der Konfektor ihnen den Gnadenstoß; es war derselbe Mensch, der die verwundeten Tiere abzutun hatte. Niemals hat sich das Volk durch den Anblick von so viel unschuldigem Leiden bewegen lassen, für einen Christen die Begnadigung zu erbitten.

Die schwerste Strafe nächst der Todesstrafe war die Verurteilung zur Arbeit in den Bergwerken. Auch von ihr sind zu allen Zeiten Christen betroffen worden. Man brachte die Verurteilten in Gruben, die im Bereich oder doch in der Nähe der eigenen Provinz lagen. Es waren wohl alles Orte, die wegen ihres Klimas gefürchtet waren, wo man die Arbeit eben aus diesem Grunde von Verbrechern ausführen ließ. Dem Transport ging von Rechts wegen die Geißelung voraus. Die Gefangenen wurden gebrandmarkt, ihre Köpfe halb kahl geschoren, die Arbeit wurde in Fesseln verrichtet; wir hören von Fußfesseln und Querstangen, mit denen die Christen beschwert waren. Ihre nächtliche Unterkunft war ungesund und ungenügend. Die Maßregeln erklären sich aus der Sorge, ein Entweichen der Gefangenen zu verhindern. Im übrigen

hing ihr Schicksal von den Aufsichtsbeamten ab, die nicht selten zu weitgehenden Erleichterungen zu bewegen waren. Für die christliche Liebestätigkeit bot sich ein weites Feld der Betätigung. Den Gemeinden in der Heimat scheint es zu keiner Zeit untersagt gewesen zu sein, Liebesgaben in die Bergwerke zu schicken; die Gefangenen durften Boten empfangen und entsenden; selbst Briefe zu schreiben war ihnen nicht unmöglich. War die Zahl der Christen in einem Bergwerk groß, so haben sie sich zuweilen als Gemeinde organisiert; es wurden Kirchen gebaut und Gottesdienste gehalten, was dann freilich der Verwaltung den Anlaß gab, die Gemeinde aufzulösen und die Gefangenen in kleineren Trupps in die Nachbarprovinzen zu schicken.

Für christliche Frauen und Jungfrauen gab es noch die Strafe, daß sie den öffentlichen Häusern übergeben wurden. Die Statthalter pflegten hartnäckigen Christinnen damit zu drohen, in der Meinung, daß sie lieber ihre Religion als ihre Ehre preisgäben; und die Drohung ist auch ausgeführt worden. Die Statthalter konnten sich, soviel wir wissen, auf kein Recht für diese Urteile stützen; man glaubt wieder einen Einfluß des Pöbels auf die Rechtsprechung wahrzunehmen. Ein Hohn auf die christliche Sittlichkeit mag dabei mit untergelaufen sein.

Noch an einem andern Punkte kann man dieselbe Beobachtung machen. Es kam auch sonst vor, daß man den zum Tode Verurteilten die Ehre der Bestattung versagte, ihre Leichen öffentlich liegen ließ und Posten von Soldaten ausstellte, um eine heimliche Beisetzung zu verhindern. Wo wir aber bei Christenprozessen diese Verschärfung des Urteils wahrnehmen, ist eine Bezugnahme auf den christlichen Glauben nicht zu verkennen. Es ist freilich derartiges nur in den schwersten Verfolgungszeiten vorgekommen. In Lyon warf man im Jahre 177 die Leichen der christlichen Gefangenen den Hunden vor und stellte Wachen dabei aus. Die Überreste der Märtyrer, die durch Feuer, durch die Tiere oder durchs Schwert geendigt hatten, stellte man zur Schau und gab sie damit noch einmal der Wut des Pöbels preis. Erst nach sechs Tagen verbrannte man sie, warf aber dann die Asche in die Rhone, wie man sagte, um die verstorbenen Christen nach dem Tode noch der Auferstehung zu berauben. Während der diokletianischen Verfolgung wiederholten sich dieselben widerlichen Szenen in den östlichen Provinzen des Reiches, diesmal auf direkte Anordnung des Kaisers und seiner Statthalter. Es ist aber bezeichnend, daß man die Schändung der christlichen Leichname mit anderer Begründung unternahm. Man

warf die Märtyrer ins Meer und in die Flüsse, damit ihre Überreste nicht von den Christen verehrt würden. Zur Zeit Diokletians wollte man weniger die Auferstehungshoffnung als den Heiligenkult der Christen treffen.

Die Apologeten

Man kann sich denken, wie diese Maßregeln auf die christlichen Gemeinden wirkten. Die Feindseligkeiten der Bevölkerung vermochte man zu verstehen als die Feindschaft der Welt gegen Christus und als Wirkungen der Dämonen — aber die Haltung des Staates schien völlig unverständlich zu sein. Die Christen waren sich keines Unrechts bewußt; an ihrer loyalen Gesinnung konnte im Ernste nicht gezweifelt werden; sie konnten mit Recht darauf verweisen, daß die Mitglieder der Christengemeinden sich durch peinliche Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung aller ihrer Pflichten auszeichneten. Trotzdem genügte dem römischen Richter das bloße Bekenntnis zu Christus, um Todesstrafen über unschuldige Menschen zu verhängen. Die Christen hatten das Gefühl, daß der Staat einem ungeheuren Mißverständnis anheim gefallen sei, das nur aufgeklärt zu werden brauche, um einer gerechten Würdigung Platz zu machen.

Diese Sachlage hat die christlichen Apologeten auf den Plan gerufen. Als Kaiser Hadrian in Athen weilte, übergab ihm der Prophet Quadratus eine Schutzschrift für die Christen, die uns leider verloren ist. Die Apologie des Philosophen Aristides aber ist uns wiedergeschenkt worden; sie ist entweder ebenfalls Hadrian oder seinem Nachfolger Antoninus Pius eingereicht worden. An denselben Pius und seine Söhne wandte sich der Märtyrer Justin in Rom. Er befindet sich in seiner Schutzschrift in ständigem Zwiegespräch mit den Kaisern; am Schluß[6] bittet er sie, sein Buch mit ihrer Unterschrift zu versehen und so zu veröffentlichen. Die Verfolgung Mark Aurels setzte eine ganze Anzahl christlicher Federn in Bewegung; die Schrift des Athenagoras ist uns erhalten. Sie alle nehmen Bezug auf die landläufigen Vorwürfe, die man den Gemeinden machte, sprechen von der Erhabenheit des Monotheismus und der Reinheit ihrer Gottesverehrung; dabei kommen sie zu schönen Schilderungen der christlichen Gottesdienste und des christlichen Gemeinschaftslebens. Aber sie gehen auf das eigentliche Thema nicht ein. Sie empfinden es als ein ungeheures Unrecht, daß bei den

Christen das bloße Bekenntnis zum Todesurteil genügt: für die juristische Zwangslage, in der sich die Vertreter der Staatsgewalt befanden, hat keiner der Apologeten ein Verständnis.
Man kann sich kaum denken, daß sie auch nur eine vorübergehende Wirkung zugunsten des Christentums hervorgebracht haben. In den Apologien war vieles enthalten, was die neue Religion nicht günstig darstellte. Wenn die Apologeten die Reinheit der christlichen Gottesverehrung betonten und mit einem Hohn, den sie keineswegs verhehlten, von den heidnischen Kulten sprachen, wenn sie die Christen als ein drittes Geschlecht von Menschen den Barbaren und Griechen entgegenstellten, dazu auf Grund der alttestamentlichen Schriften den Anspruch uralter Herkunft für die eigene Religion und Moral erhoben, so erschien der Gegensatz, in dem sich das Christentum zur umgebenden Welt befand, erheblich größer, als er tatsächlich war. Wenn die Wortführer der Gemeinden erklärten, daß sie keine Griechen und Römer, sondern nur Christen sein wollten, so stellten sie ihre Religion als einen Feind der gesamten Kultur und schließlich auch des Staatswesens hin. Sie vergaßen dabei, wieviel Verwandtes aus der griechischen Philosophie und der römischen Kultur dem Christentum entgegenkam, und wie viel sie selbst, die christlichen Philosophen, ihren heidnischen Lehrmeistern verdankten. Ob die Sprache der Unschuld und der inneren Überzeugung, die aus jeder Seite ihrer Schriften sprach, imstande war, diesen Fehler wieder gutzumachen, darf man bezweifeln. Die christlichen Schriftsteller mögen selbst eingesehen haben, daß sie auf diesem Wege nicht zum Ziele kämen; sie ließen ihn bald unbeschritten. Keinem der Nachfolger Mark Aurels ist noch eine Verteidigungsschrift für die christliche Religion überreicht worden. Die christlichen Philosophen wandten sich fortan an das große Publikum und sie schrieben offene Briefe an die Statthalter, in deren Hand die Christenprozesse lagen. Sie hielten es für eine wichtigere Aufgabe, die öffentliche Meinung zugunsten des Christentums umzustimmen.
Vielleicht hat noch ein anderer Umstand die Apologetik zum Schweigen gebracht. In den letzten Jahren Mark Aurels riefen die christlichen Schriftsteller einen heidnischen Polemiker auf den Plan, Celsus, der in seinem „Wahren Wort“ der neuen Religion energisch zu Leibe ging. Dabei zeigte sich deutlich, daß am Ende des zweiten Jahrhunderts die geistige Überlegenheit noch immer auf Seiten der antiken Kultur war. Es hat fast siebzig Jahre gedauert, bis Celsus in Origenes einen eben-

bürtigen Gegner fand, der seine Angriffe auf die Kirche Punkt für Punkt widerlegte.
Aber schließlich machte das alles für das Schicksal der Kirche wenig oder nichts aus. Die christlichen Philosophen haben der Kirche einen großen Dienst geleistet, indem sie ihre Lehren begründeten und verbreiteten; aber ihre literarischen Kämpfe berührten nicht das Innerste der Gemeinden. Das Christentum setzte als überlegene Religion seinen stillen Eroberungszug fort; es wäre zum Siege gekommen auch gegen seine Apologeten.

Nero

Nach der Überlieferung der Kirche soll Kaiser Nero der erste Christenverfolger unter den römischen Kaisern gewesen sein. Die Tatsache, die ihm diesen Ruf verschaffte, berichtet uns Tacitus. Die Verfolgung der Christen hing mit dem Brande Roms zusammen. Um die Schuld von sich abzuwälzen, die man ihm, wahrscheinlich mit Unrecht, nachsagte, bezichtigte der Kaiser die Christen, die Stadt angezündet zu haben — eine offenbare Lüge und doch ein geschickter Griff, da man den Christen gern alle Schlechtigkeiten zutraute und sich zu ihrem Schutze schwerlich eine Stimme erhob. Einige von ihnen wurden aufs Geratewohl ergriffen und gefoltert; nach ihren Angaben suchte man die übrigen auf und hatte bald eine große Anzahl in Haft. Sie haben das Verbrechen, das der Kaiser ihnen schuld gab, nicht eingestanden, aber sie machten doch unter der Folter Aussagen, die das allgemeine Mißtrauen gegen sie zu bestätigen schienen. Sie sahen in dem Brande der Weltstadt das erste Zeichen der Weltkatastrophe, der sie entgegenharrten, und sie werden ihre Auffassung nicht verschwiegen haben, als man sie zwang, sich zu äußern. Der Richter schloß daraus auf eine menschenfeindliche Gesinnung. Die Christen wurden sämtlich zum Tode verurteilt; da es geringe Leute waren, ließ man sie am Kreuz, durch wilde Tiere oder durchs Feuer sterben. Bei der Hinrichtung scheint die Phantasie des Kaisers mitgewirkt zu haben. Er ließ die Christen in Felle wilder Tiere nähen und veranstaltete in seinen Gärten auf dem Vatikan eine Jagd auf sie mit einer Meute von Hunden; christliche Frauen mußten in mythologischen Schauspielen als Dirken und Danaiden auftreten und sterben — Dirke wurde nach der Erzählung von einem wilden Stier geschleift, so wie es die Marmorgruppe des farnesischen Stiers

darstellt; und die fünfzig Töchter des Danaus ermordeten in der Brautnacht ihre Gatten und wurden dafür von dem erzürnten Vater den Siegern eines Wettkampfes preisgegeben. Welche Bilder von entsetzlichen Leiden steigen da vor unsern Augen auf. Das schrecklichste von allem aber war die nächtliche Beleuchtung der Arena, die der Kaiser dadurch beschaffte, daß er Christen in pechgetränkte Gewänder hüllen und anzünden ließ; er selbst weidete sich an dem Schauspiel und fuhr als Wagenlenker durch die Reihen seiner heulenden Opfer hindurch. Das Strafrecht gab dem Kaiser für diese Anordnungen die Unterlagen; die rechtlichen Formen sind gewahrt worden. Aber niemals wieder in den Christenverfolgungen sind Szenen wiedergekehrt, die unser Mitleid und unser Grauen in gleicher Weise wachrufen wie die Schauspiele im Zirkus des Nero am Vatikan in Rom.

Wir sind in der Lage, die erste Christenverfolgung, wie man sie nennt, genau zu datieren. Der Brand Roms, der zu allem folgenden die Veranlassung gab, brach aus in der Nacht vom 18. auf den 19. Juli im Jahre 64; er wütete sechs Tage und sechs Nächte. Die Prozesse gegen die Christen, die sich daran anschlossen, werden also am Ende des Juli und im Anfang des August desselben Jahres stattgefunden haben.

Die Nachricht von den Schicksalen ihrer Brüder in Rom erfüllte die Gemeinden im Reich mit Entsetzen, aber auch mit Ingrimm. Rom galt ihnen seitdem als das Babylon, auf das die Flüche der Propheten des Alten Testaments gezielt hatten. Es wurde in ihren Schriften gezeichnet als das feile Weib, das auf den sieben Hügeln an den großen Wassern sitzt und trunken ist vom Blute der Heiligen. Kaiser Nero war ihnen der Antichrist, das widergöttliche Gegenbild Christi, der die Heiligen vernichtet und schließlich doch von Christus überwunden wird, wenn er wiederkommt in seiner Herrlichkeit. Der Antichrist war in Nero vorhanden; die Gewißheit, daß nun auch Christus bald erscheinen werde, bekam noch einmal eine Verstärkung.

Wie die alte Kirche wissen wollte, sind damals Petrus und Paulus der Verfolgung in Rom zum Opfer gefallen, das alte Haupt der Gemeinde in Jerusalem und der große Heidenmissionar. Sie waren im Leben weit von einander getrennt, nach Herkunft, Bildung und Lebensauffassung und nicht minder in der Art ihrer Wirksamkeit, trotzdem sie beide dem heiligen Volk entstammten und ihr Leben derselben heiligen Botschaft geweiht hatten. Ihre Namen kennzeichneten die beiden Richtungen im ältesten Christentum, die ursprüngliche judenchristliche Gemeinschaft

und die zukunftsreiche heidenchristliche Mission; sie haben sich während der Zeit ihrer Wirksamkeit gelegentlich auch als Gegner gegenüber gestanden. Daß sie am Ende ihres Lebens in Rom zusammengetroffen und daß sie gemeinsam den Tod für Christus gestorben wären, würde ein eigentümlicher Zufall gewesen sein. Die Tatsache scheint aber im wesentlichen gut bezeugt zu sein. Die Nachrichten, die sie beide mit Rom in Beziehung setzen, gehen bis ans Ende des ersten und den Anfang des zweiten Jahrhunderts zurück und wir wissen, daß man am Ende des zweiten in Rom ihre Gräber zeigte. Sie lagen weit von einander entfernt, da, wo jetzt die beiden Basiliken der Apostelfürsten sich erheben, die des Petrus am Vatikan und die des Paulus an der Straße nach Ostia. Der Tod hat sie also doch getrennt. Das Johannesevangelium[8] sagt, daß Petrus wie sein Herr am Kreuze starb, und Paulus wird den Tod des römischen Bürgers gestorben sein, durch das Schwert. So hat die Überlieferung immer gewußt, wenn sie auch die einfachen Tatsachen später ausgeschmückt hat.

Auf dem Sarkophag des Junius Bassus vom Jahre 359 ist das Martyrium des Apostels Paulus dargestellt (Taf. 20). Die Einzelheiten beruhen sichtlich auf genauer Kenntnis einer solchen Hinrichtung mit dem Schwert.

Domitian

Aus der Regierungszeit Domitians haben wir die auffällige Nachricht, daß damals in Rom eine Reihe höchstgestellter Persönlichkeiten wegen ihres christlichen Bekenntnisses zum Tod oder zur Deportation verurteilt wurden; es waren unter ihnen nahe Verwandte des Kaisers. An der Tatsache ist schwerlich zu zweifeln; wir können es als gesichert hinstellen, daß das Christentum vor dem Ende des ersten Jahrhunderts sich Mitglieder des flavischen Kaiserhauses gewonnen hatte. Ein Vetter Domitians, Titus Flavius Clemens, wurde im Jahre 95 nach Niederlegung seines Konsulates hingerichtet; seine Gattin Domitilla, deren Söhne einst für den Thron bestimmt waren, wurde nach einer öden Insel der italienischen Küste, nach Pontia oder Pandateria, deportiert. Männer in so hohen Stellungen fühlten sich zum Evangelium hingezogen. Mit ihnen wurden noch andere, deren Namen nicht überliefert sind, zum Tode verurteilt oder ihrer Güter beraubt.
Es ist kein Zufall, daß die vornehmsten Mitglieder der Gemeinde damals für alle leiden mußten. Der Kaiser wird es bei ihnen, und zumal

bei den Gliedern seines Hauses, am wenigsten ertragen haben, daß sie den Staatsgöttern die Verehrung verweigerten. Domitian wird selbst das Urteil über sie gesprochen haben.

Nerva

Es geschah im Gegensatz zur Regierung Domitians, wenn Kaiser Nerva während seiner kurzen Regierung alle, welche wegen Majestätsbeleidigung verurteilt waren, in Freiheit setzte und die Verbannten zurückrief. Er führte seinen Standpunkt durch; denn er verbot es überhaupt, jemanden wegen Majestätsverbrechen oder „jüdischer Lebensweise" anzuklagen. Die Gemeinden werden von der Milde des Kaisers Vorteile gehabt haben. Sie erhielten ihre Verbannten zurück und durften sich kurze Zeit in Sicherheit wähnen. Das entscheidende Wort über ihre Stellung zum Staat wurde aber erst in den nächsten Jahren gesprochen.

Trajan

Der Kaiser Trajan regelte das gegen die Christen einzuschlagende Verfahren durch sein Reskript vom Jahre 112, das oben besprochen wurde. Unter Hadrian und unter Antoninus Pius machten einige Provinziallandtage in Asien und Achaja den Versuch, ihre Statthalter zu einer allgemeinen Verfolgung der Christen zu bewegen. Die Kaiser beantworteten die Anträge ablehnend, und es verblieb vorerst bei den trajanischen Grundsätzen. Jeder Christ war also des Majestätsverbrechens verdächtig, aber er war unbehelligt, bis eine Anklage gegen ihn vorlag. Wurde gegen ihn eine Anzeige erstattet und gab der Statthalter ihr Folge, dann mußte der Christ die öffentliche Verhandlung über sich ergehen lassen, deren Ausgang er selbst in der Hand hatte. Gegen wen und gegen wie viele Christen sich die Anklage richten konnte, hing ganz von zufälligen Umständen ab, daneben von der Laune des Publikums, der Persönlichkeit des Statthalters und der Stimmung am Hofe. Im ganzen scheint indes, trotz der ständigen Unsicherheit, die Lage der Gemeinden nicht ungünstig gewesen zu sein.

Mark Aurel

Das änderte sich zuerst unter Mark Aurel. Der ernste und vortreffliche Kaiser war dem Christentum wie anderen ausländischen Religionen nicht günstig gesinnt; er hat im Jahre 176 ein allgemein gehaltenes

Gesetz gegen die Einführung neuen Aberglaubens erlassen. Die Gesinnung des Kaisers wirkte alsbald auf die Stimmung des Volkes und die Haltung der Statthalter zurück: die Christenprozesse nahmen einen merklichen Aufschwung. An der Verfolgung der Gemeinden von Lugdunum und Vienna im Jahre 177, über die wir genau unterrichtet sind, können wir sehen, in wie großem Umfang man die Christen zur Bestrafung heranzog und wie grausam man im einzelnen verfuhr. Aus beiden Gemeinden wurden auf Befehl des Statthalters alle tüchtigen Leute verhaftet. Man holte die heidnischen Sklaven der Christen herbei, um von ihnen Aussagen gegen ihre Herrn zu erpressen. Die Sklaven berichteten, was man von ihnen wissen wollte: von den angeblichen Ausschweifungen, denen die Christen in ihren Gottesdiensten sich hingäben. Auf diesen Punkt richtete sich dann die Untersuchung; man suchte die Christen auf der Folter zu gleichen Geständnissen zu bewegen. Es berührt uns merkwürdig, daß noch in dieser Zeit, nachdem das Christentum so lange bekannt war und der Staat sich so oft mit ihm beschäftigt hatte, der Statthalter dem Klatsch über die Christen Glauben schenkte; und man erstaunt noch mehr, wenn man dieselbe Vorstellung bei gleichzeitigen Philosophen wiederfindet. Dadurch erklärt sich die ungewöhnlich grausame Handhabung der Justiz, die erst wieder in der Verfolgung des Diokletian ihresgleichen findet. Der Statthalter wollte eine Sekte ausrotten, deren geheime Gottesdienste himmelschreiend waren. Wer seine Zugehörigkeit zur Gemeinde in Abrede stellte, wurde nicht freigelassen, sondern ebenfalls gefangen gesetzt. Die Qualen, denen die Christen im Gefängnis ausgesetzt waren, scheinen ungewöhnlich groß gewesen zu sein. Ein römischer Bürger, der das Volk gereizt hatte, wurde ebenso wie die Sklaven den Tieren im Amphitheater vorgeworfen und vorher mit dem eisernen Stuhl gepeinigt. Neunzehn Männer und Frauen aus Lugdunum und Vienna sind damals im Gefängnis gestorben, dreiundzwanzig wurden enthauptet, sechs kämpften mit den Tieren. Noch an ihren Leichen ließ das Volk von Lugdunum seinen Haß aus.

Wie in Gallien stand es in den anderen Provinzen. Trotz unserer lückenhaften Überlieferung erfahren wir von einer ganzen Reihe von Christen, die in der Zeit Mark Aurels zum Tode verurteilt wurden; darunter befinden sich Bischöfe und Schriftsteller, aber auch unberühmte Leute. Christliche Apologeten bemühten sich vergebens, den Kaiser von der Unschuld der Christen zu überzeugen.

Der Umschwung in der Religionspolitik

War Kaiser Mark Aurel den ausländischen Religionen abhold gewesen, so gingen seine Nachfolger in anderen Bahnen. Die meisten unter ihnen traten in ein persönliches Verhältnis zu den modernen orientalischen Kulten; dadurch wurden ihre Augen häufiger auf die christliche Kirche gerichtet; man begann sich am Hofe mehr für sie zu interessieren, in freundlichem oder in feindlichem Sinne. Die Zeiten, in denen der Staat die Christen aus kühler Ferne nur von dem Gesichtspunkt betrachtete, ob sie der Verehrung des Monarchen in aller Form Genüge täten, waren vorüber. Die Kirche wurde eine Macht, an der man nicht mehr leicht vorbei gehen konnte. Im kaiserlichen Palast wurden die Christen zahlreicher; es kamen Zeiten, in denen sich die tonangebenden Persönlichkeiten der Hauptstadt zu Christus bekannten; vorübergehend gab es sogar schon Situationen, in denen man das Christentum als die meist begünstigte Religion bezeichnen konnte. Vorläufig war freilich noch länger als ein Jahrhundert die Feindschaft gegen die Kirche häufiger als die Freundschaft. Die meisten Kaiser zogen dem Christentum andere Kulte vor und ließen sich von ihren Priestern zu Gesetzen und Verordnungen bestimmen, die gegen das Christentum gerichtet waren. Es begann die Periode der allgemeinen Christenverfolgungen.

Septimius Severus

Septimius Severus hat noch einmal das Christentum mit dem Judentum zusammengefaßt, indem er bei schwerer Strafe verbot, zu einer dieser beiden Religionen überzutreten[9]. Das Gesetz des Severus ist der erste Versuch des römischen Staats, dem Christentum systematisch entgegenzutreten. Es suchte die Mission der Kirche zu hemmen.
Septimius Severus war imstande, seinen Befehlen Nachdruck zu geben. Das Gesetz gegen die Christen wird im Jahre 202 erlassen sein und schon aus dem folgenden Jahre erhalten wir Nachrichten von christlichen Katechumenen, die in Karthago den Märtyrertod starben. Die Statthalter in Alexandrien scheinen noch eifriger gewesen zu sein als ihre Kollegen in Afrika. Christliche Lehrer und Schüler waren aufs äußerste gefährdet. Klemens von Alexandrien, der Vorsteher der dortigen Katechetenschule, schrieb damals: „Täglich sehen wir viele Märtyrer vor unseren Augen verbrennen, kreuzigen und enthaupten[10]". Er

selbst entzog sich diesem Schicksal durch die Flucht. Der junge Origenes wurde sein Nachfolger. Er hat noch eine ganze Reihe von Katechumenen auf das Martyrium vorbereiten können. Ein Schriftsteller namens Judas versuchte sich damals an einer christlichen Chronographie. Mit dem Jahre 202 glaubte er seine geschichtlichen Aufzeichnungen abschließen zu dürfen, da es deutlich sei, daß jetzt das Ende der Zeiten gekommen wäre; die Verfolgung um des Namens willen sei einer von den Vorboten, die der Herr geweissagt habe[11].

In der Folge wurde das Gesetz des Septimius Severus vergessen, und die Zeit der Severer endete fast mit einem Sieg des Christentums. Der jugendliche Severus Alexander wurde von seiner Mutter Julia Mamäa geleitet, und diese stand in nächster Beziehung zu den Führern der Kirche. Man sagte dem Kaiser geradezu nach, daß er das Christentum begünstige und sich seine Grundsätze zu Herzen nehme; die Nachricht scheint glaubwürdig zu sein, daß Alexander zu Christus betete, wenn auch nicht zu ihm allein[12]. Staat und Kirche standen unter seiner Regierung sich freundlich gegenüber, nicht etwa nur in ruhiger Würdigung, vielmehr war das kaiserliche Haus nicht weit davon entfernt, selbst christlich zu werden. Man fragt sich, was alles hätte geschehen können, wenn der Kaiser nicht schon vor seinem dreißigsten Jahre ermordet worden wäre.

Maximinus Thrax

Ein Wechsel der Dynastie mußte einen Rückschlag für das Christentum bringen. Schon aus diesem Grunde erklärt es sich, daß Maximinus Thrax ein Christenverfolger wurde. Der neue Kaiser war ein thrazischer Bauernsohn, der erste Barbar auf dem Throne der Cäsaren. Die Legionen hatten ihn während des Krieges zum Kaiser ausgerufen, weil sie des Weiberregimentes unter Alexander überdrüssig waren; der Senat hatte ihn aus Furcht bestätigt. Maximinus kämpfte mit den Germanen und ging dann nach Pannonien, um auch dort im Felde zu liegen; nach Rom ist er nie gekommen.

Es ist interessant zu sehen, in welcher Weise er den Kampf gegen die Kirche unternahm. Severus war der Mission des Christentums entgegen getreten und hatte, indem er den Übertritt zur Kirche bei Todesstrafe verbot, den Versuch gemacht, die Gemeinden auf ihren gegenwärtigen Umfang zu beschränken. Maximinus Thrax schlug einen ande-

ren Weg ein. Er faßte die Kirche als Ganzes ins Auge, indem er befahl, die Kleriker zu verhaften und zu bestrafen. Es entsprach den geltenden Rechtsanschauungen, wenn er die Führer für die Gesamtheit haftbar machte. Man kann auch nicht verkennen, daß dieser Weg eher zum Ziele führen konnte als der von Severus eingeschlagene. Durch die Verurteilung der Kleriker wurden die Gemeinden führerlos. Die Gottesdienste mußten aufhören, die Liebestätigkeit erlahmen; die einzelnen Christen wurden isoliert und den Einflüssen ihrer Umgebung überlassen; es war niemand da, der die Katechumenen aufnehmen und unterrichten konnte. Dem Soldatenkaiser ist ein gewisser strategischer Blick bei der Bekämpfung der Kirche nicht abzusprechen. Die christlichen Gemeinden mußten schwer getroffen werden.
Der endgültige Erfolg der Maßregel hing freilich davon ab, ob es dem Kaiser gelang, sämtliche Gemeinden des Reichs zu erreichen und sie dauernd unter dem Druck zu halten, den er auf sie ausüben wollte. Wer solche Befehle erließ, mußte die Riesenmaschine der Reichsverwaltung mit Sicherheit zu handhaben verstehen und mußte gewiß sein, daß sein Platz nicht so bald von einem anderen eingenommen wurde. Bei Maximinus fehlte es an beiden Voraussetzungen, die den Erfolg erst verbürgen konnten. Wir hören, daß der Präfekt in Rom den dortigen Bischof Pontian zur Deportation nach Sardinien verurteilte; dasselbe Urteil traf das Haupt der Gegenkirche, Hippolytus. In dem palästinensischen Cäsarea wurden mehrere hervorragende Presbyter gefangen gesetzt. In Pontus und in Kappadozien war das Volk durch Erdbeben aufgeregt und wandte seinen Haß gegen die Christen. Man steckte die Kirchen in Brand, während der Statthalter Urteile gegen die Kleriker vollstreckte. Das Volk neigte zu solchen Ausschreitungen, sobald es merkte, daß die Zeitverhältnisse der Kirche nicht günstig waren. Im übrigen scheinen die Maßregeln nur vorübergehend gewesen zu sein. Nachdem der römische Bischof in Sardinien gestorben war, wählte die Gemeinde alsbald einen Nachfolger und als dieser nach kurzer Amtsführung starb, einen zweiten; beides noch unter der Regierung Maximins. Man muß daraus schließen, daß der Kaiser nicht einmal in der Reichshauptstadt sein Christengesetz durchzuführen vermochte. Nach drei Jahren mußte er einem neuen Usurpator weichen. Wie sehr hatte er sich doch über den Erfolg seiner Maßregeln getäuscht. Er hatte der Kirche einige Märtyrer verschafft und sie mit neuen Ruhmestiteln und frischem Salbstbewußtsein ausgestattet.

Decius

Unter seinen Nachfolgern ist Philippus Arabs (244—49) der Kirche so freundlich gesinnt gewesen, daß später die Überlieferung entstehen konnte, er wäre selbst Christ gewesen. Der Rückschlag ist aber auch in diesem Falle sofort eingetreten, und diesmal sollte er die Gemeinden schwerer treffen. Denn Decius, der seit 249 Kaiser war, unternahm die erste Christenverfolgung in großem Maßstab. Er begnügte sich nicht damit wie Severus, das Wachstum der Kirche zu beschränken oder die Spitzen der Gemeinden zur Bestrafung heranzuziehen, wie Maximin es getan hatte; Decius glaubte imstande zu sein, den gesamten Bestand der Kirche in den Bereich seiner gewaltsamen Maßregeln ziehen zu können. Er ging aus von der Forderung des Opfers, und verlangte in einem Edikt, daß alle Christen, Kleriker und Laien, Männer, Frauen und Kinder, eine Opferhandlung in aller Form vollziehen sollten. Es mag sein, daß der Erlaß in einer allgemeinen Form gehalten war, indem er die Forderung des Opfers an alle römischen Staatsbürger stellte; sein Zweck konnte trotzdem nicht zweifelhaft sein: er sollte die Christen treffen. Dem Gesetzgeber scheint es bekannt gewesen zu sein, daß ein Christ, der geopfert hatte, von der Gemeinde ausgeschlossen wurde. Indem er nun alle Christen zum Opfer zu zwingen gedachte, hoffte er Christus seiner Anhänger zu berauben. Die Kirche sollte aufhören zu existieren. Man sieht, daß das Gesetz auf einer Kenntnis der christlichen Grundsätze beruhte. Die Maßregeln des Severus und des Maximinus waren aus allgemeinen Erwägungen hervorgegangen, die auf jede religiöse Gemeinde, und schließlich auf jeden Verein anwendbar waren. Decius ging aus von den Eigentümlichkeiten der christlichen Gemeinde, von der Unerbittlichkeit ihrer Disziplin, um ihr daraus den Strick zu drehen.

Soweit die christlichen Berichte über die Verfolgung des Decius reichen, läßt sich sagen, daß das Edikt genau ausgeführt wurde. Wir haben Nachrichten aus Rom, Afrika und aus Spanien, aus Asien und dem Pontus, aus Syrien und Palästina, aus Alexandrien und Ägypten, und überall sehen wir die Behörden dieselbe Tätigkeit entwickeln. In den Städten, und sogar auf den Dörfern waren Opferkommissionen eingesetzt, an deren Spitze in der Regel ein heidnischer Priester stand. Er zog mit einer Scharwache in der Stadt herum, ließ die Christen bezeichnen und führte sie zum Markte. Dort waren in einem Tempel die

Vorbereitungen für das Massenopfer getroffen. Vor dem Bilde des Kaisers sollten die Christen Weihrauch ausstreuen, Wein ausgießen und an der Opfermahlzeit teilnehmen. Die Statthalter reisten in den Provinzen umher, um die Durchführung des Befehls persönlich zu kontrollieren, in Rom scheint Kaiser Decius selbst dem Christenopfer beigewohnt zu haben. Der Akt wurde in dem Haupttempel der Stadt vollzogen. Die Christen wurden namentlich aufgerufen, um ihre Hände mit dem unreinen Opfer und ihren Mund mit der unreinen Speise zu beflecken. Das Hohngeschrei des Pöbels begleitete die Handlung. Nach dem Vollzug wurde ihnen eine Bescheinigung ausgestellt, von dem Vorsitzenden der Opferkommission unterfertigt.

Mit den wenigen, die das Opfer verweigerten, wurde in der üblichen Weise verfahren. Man ließ sie foltern, um sie gefügig zu machen, und warf sie schließlich ins Gefängnis; oder man verurteilte sie sogleich zu den schwersten Strafen, zum Feuer oder zum Schwert, zur Verbannung oder zu den Bergwerken. Die Gefangenen wurden auf ausdrückliche Anordnung des Kaisers mit Hunger und Durst gepeinigt; die gefährlichsten von ihnen legte man in den Block, um sie dann nach einiger Zeit aus dem Kerker herauszuholen und aufs neue zu foltern. Das Opfer sollte auf alle Weise erzwungen werden. Aber auch den Gefallenen ließ die Opferbehörde keine Ruhe. Man rief sie nach einiger Zeit zum zweiten und selbst zum dritten Male, damit sie aufs neue ihren Abfall von Christus zur Schau stellten. Man hatte wohl inzwischen die Erfahrung gemacht, daß ein einmaliges Opfer nicht immer genügte, um einen Christen von seiner religiösen Vergangenheit zu trennen.

Während der ersten Monate des Jahres 250 muß es in großen Teilen des Reiches den Anschein gehabt haben, als wenn es dem Staat gelungen wäre, die Kirche zu zertrümmern. Er hatte sich mit Bedacht zunächst der Führer der Gemeinden bemächtigt. Am 20. Januar 250 war der Bischof Fabian von Rom Märtyrer geworden; die Gemeinde wagte nicht zu einer neuen Bischofswahl zu schreiten. Babylas von Antiochien und Alexander von Jerusalem lagen im Gefängnis, wo sie später gestorben sind. Der große Lehrer Origenes hatte im Kerker zu Cäsarea unendliche Qualen zu erleiden, da der Statthalter ihn vor allem zum Abfall zwingen wollte. Dionysius von Alexandrien war verhaftet worden; ein Zufall war ihm günstig gewesen, daß er gerettet wurde; er hielt sich weit von seiner Gemeinde entfernt in einem Versteck verborgen, in einem öden und schmutzigen Ort der lybischen Wüste, drei

Tagereisen von Parätonium. Gregorius Thaumaturgus war mit seiner pontischen Gemeinde ins Gebirge geflohen. Cyprian von Karthago hielt sich irgendwo in Afrika versteckt. Die namhaften Führer der Kirche waren getötet oder unschädlich gemacht.
Und wie hatte das kaiserliche Edikt auf die Gemeinden gewirkt! Wir haben Berichte aus Karthago, aus Alexandrien und aus Smyrna, und erhalten von allen Orten das gleiche Bild. Die Christen waren scharenweise abgefallen. Cyprian macht später seiner Gemeinde den Vorwurf, daß sie nicht einmal die Drohungen der Statthalter abgewartet hätten, sondern sich sogleich zum Opfer bereit erklärten. Sie wären freiwillig auf den Markt gegangen, hätten die Beamten gedrängt, um bald an die Reihe zu kommen; ihre Zahl wäre so groß gewesen, daß viele von ihnen tagelang auf ihren Abfall hätten warten müssen. Eltern hätten sich nicht gescheut, ihre Kinder an den Götzenaltar zu führen. Die Schilderung ist schwerlich übertrieben, denn in Alexandrien war es gerade so. Ein großer Teil der Christen leistete das Opfer, sobald sie in den Tempel geführt waren; von denen, die sich weigerten, fielen die meisten nach den ersten Foltern ab oder nachdem sie kurze Zeit im Gefängnis gelegen hatten; einer zweiten Folterung waren die allerwenigsten gewachsen. Die reichen und vornehmen Christen gingen im Abfall voran; manche leugneten mit Frechheit, je Christen gewesen zu sein. Die standhaften waren ganz wenige: siebzehn Männer und Frauen, alle geringen Standes. In Smyrna hatte der Bischof Euktemon, ein Nachfolger des Polykarp, seiner Gemeinde das schlimmste Beispiel gegeben. Er hatte selbst ein Lamm mit in den Tempel gebracht, es dort geschlachtet und davon gegessen; den Rest seiner Mahlzeit hatte er sich ins Haus tragen lassen. Es schien, als wenn er vom Opferfleisch nicht genug bekommen könnte. Und der pflichtvergessene Bischof begnügte sich nicht einmal mit seinem eigenen Abfall; er arbeitete der Behörde in die Hände, indem er auch den Rest seiner Gemeinde zum Opfer verleiten ließ. Er wollte möglichst viele Mitschuldige haben; es sollte niemand gegen ihn auftreten können, um ihn des Abfalls zu zeihen. Die wenigen standhaften Christen scharten sich um den Presbyter Pionius. Als er vorgeführt werden sollte, legte er sich und seinen Gefährten geflochtene Stricke um den Hals, um es kenntlich zu machen, daß sie nicht zum Opfer, sondern zum Tode gehen wollten. Er ist auch in wiederholten Verhören standhaft geblieben bis zum Tode durch Feuer und hat damit wenigstens die Ehre der Gemeinde gerettet.

Derartige krasse Fälle von Pflichtvergessenheit, wie wir sie aus Smyrna hören, werden selten gewesen sein. Im allgemeinen wird man annehmen dürfen, daß der Abfall vom Glauben den Christen das Herz schwer machte; mindestens nachdem sie ihn vollzogen hatten. Bei vielen scheint es zu schweren Erschütterungen des ganzen Seelenlebens gekommen zu sein. Von einem karthagischen Christen, der bei der ersten Aufforderung der Behörde zum Kapitol hinaufgestiegen war und geopfert hatte, erzählte man, daß er alsbald die Sprache verloren habe. Der Mund, der Christus verleugnet hatte, schloß sich für immer. Eine Frau war, nachdem sie am Opfermahl teilgenommen hatte, in ein Bad gegangen. Dort wurde sie von einem Dämon ergriffen. Sie zerbiß sich mit ihren Zähnen die Zunge und starb bald darauf an Schmerzen in den Eingeweiden. Die Opferspeise wirkte auf die Christen wie tödliches Gift, und wer sich von Christus lossagte, wurde des Satans.

Der Grund des allgemeinen Abfalls ist darin zu sehen, daß die Gemeinden überrascht wurden. Man hatte in den weiteren Kreisen der Christen nicht mehr mit der Möglichkeit gerechnet, daß man seines Glaubens wegen zur Verantwortung gezogen werden könnte. Einzelne Christenprozesse waren immer vorgekommen; man konnte ihnen entgehen, wenn man ein ruhiges Leben führte und sich vor Streit mit seinen heidnischen Mitbürgern hütete. Das letzte staatliche Gesetz gegen die Christen hatte sich auf den Klerus beschränkt und die Laien unangefochten gelassen. Die Bischöfe hatten keine Gelegenheit gehabt, ihre großen Gemeinden auf die Bekenntnispflicht hinzuweisen. Einem solchen schweren Druck, wie er hier vom Staat ausgeführt wurde, kann eine Volksmenge nur widerstehen, wenn sie Führer hat, zu denen sie aufblicken kann. Es muß eine Parole ausgegeben werden, die imstande ist, zu begeistern und fortzureißen. Daran scheint es in den Gemeinden so gut wie überall gefehlt zu haben.

Die Gemeinden waren in der Tat zersprengt. Wer es ermöglichen konnte, war geflohen, aufs Land, ins Gebirge oder übers Meer. Andere hielten sich in der Stadt selbst versteckt. Der lebendige Mittelpunkt der Gemeinde schien das Gefängnis geworden zu sein, wo die christlichen Märtyrer gefangen lagen. Auf ihnen lastete die Hand des Staates schwer. In Karthago waren sie in zwei Kerkern eingeschlossen, wo sie durch die Überfüllung des Raumes stark zu leiden hatten. Die Gefangenen erhielten möglichst wenig Nahrung, so daß sie Hunger und Durst litten. Vierzehn von ihnen, darunter vier Frauen, starben den Hungertod,



PETRUS-STATUE IN DER PETERSKIRCHE / ROM



zwei andere endeten auf der Folter, einer war in ein Bergwerk transportiert worden und dort gestorben. Einmal wurden sie aus dem Gefängnis befreit, aber dann aufs neue eingesperrt. Die Haft dauerte über ein Jahr lang; man bot ihnen gelegentlich die Befreiung an, aber um den Preis des Opfers.

Seit dem Anfang des Jahres 251 ordneten sich die Verhältnisse der Gemeinden wieder. Die Flüchtlinge kehrten zurück; Cyprian übernahm kurz nach dem Osterfest wieder die persönliche Leitung seiner Gemeinde; um dieselbe Zeit schritt man in Rom zur neuen Bischofswahl. Kaiser Decius war zwar noch am Leben, aber er war mit dem gotischen Kriege beschäftigt, der ihm den Tod bringen sollte, so daß Staat und Kirche die Verfolgung für beendet ansahen. Die Gemeinden hatten Muße, den Schaden zu übersehen, der ihnen zugefügt war, und die umfassenden Maßregeln zu ergreifen, die notwendig waren, um sich aufs neue als Kirche Christi wiederherzustellen.

Schon während des schlimmen Jahres 250 muß den Gemeinden die Erkenntnis gekommen sein, daß dem Staat sein Zerstörungswerk nicht in dem Maße gelungen war, wie es den Anschein gehabt hatte. Auf die Dauer konnte es nicht verborgen bleiben, daß der Staat nur einen riesigen Bluff erreicht hatte, keinen dauernden Erfolg. Das Netz, in dem er die ganzen Gemeinden zu fangen gedacht hatte, hatte weite Maschen gehabt, die Unzähligen einen Durchschlupf gewährten. Viele Christen hatten sich in den Städten selbst verbergen können, ohne daß die Opferkommission sie erreicht hätte. Die Großstädte boten mannigfache Schlupfwinkel. Von der römischen Gemeinde erhalten wir den Eindruck, als ob ein großer Teil von ihr überhaupt nicht behelligt worden wäre. Es mag sein, daß man am Sitz der Regierung von dem Schicksal, das der Gemeinde drohte, vorher etwas erfahren hatte, so daß man Vorsorge treffen konnte. Oder dürfen wir annehmen, daß die großen unterirdischen Grabanlagen, die Katakomben, als Zufluchtsort dienten? Man könnte auf diesen Gedanken kommen, weil in den späteren Verfolgungen den Christen der Besuch der Friedhöfe besonders untersagt wurde. Viele hatten auch die Stadt verlassen und waren übers Meer geflohen. In Rom treffen wir einmal einen Trupp von fünfundsechzig Karthagern an, welche die Gastfreundschaft der befreundeten Gemeinde in Anspruch nahmen und dort in Sicherheit waren. Und selbst für die Christen, die sogleich nach dem Bekanntwerden des Ediktes ergriffen worden waren und vorgeführt wurden, hatte es Hintertüren gegeben,

um sich dem Opfer zu entziehen. Noch auf dem Wege zum Kapitol konnte man den Versuch machen, die Soldaten zu bestechen und sich seine Befreiung im letzten Augenblick zu erkaufen. Selbst die Opferbehörde ließ mit sich handeln. Man konnte sich für Geld eine falsche Bescheinigung erkaufen, daß man das Opfer vollzogen habe. Andere hatten einen heidnischen Freund zum Kapitol geschickt, damit er im Namen des Christen opfere. Die Behörde hatte entweder sich irreführen lassen, was bei dem Massenopfer nicht verwunderlich ist, oder ein Beamter hatte sich durch Bestechung bewegen lassen, ein Auge zuzudrücken. Von allen diesen Fällen wird man zunächst nur vereinzelt Kunde gehabt haben. Je länger die Verfolgung sich hinzog, um so mehr Christen wird man entdeckt haben, die so oder so es verstanden hatten, dem Befehl des Kaisers zu trotzen.
Für die Leitung der Gemeinden ergab sich aus dem allen eine Reihe von schwierigen Aufgaben. Alle Bischöfe sahen sich in ihren Gemeinden einer großen Schar von gefallenen Christen gegenüber. Die Mehrzahl der Christen, die sich den Anordnungen der Behörde notgedrungen gefügt hatte, dachte nicht daran, ihre Opferhandlung als Austritt aus der Gemeinde anzusehen. Sie blieben Christus treu, auch nachdem sie sich feierlich von ihm getrennt hatten, besuchten die Märtyrer im Kerker und baten flehentlich, wieder aufgenommen zu werden. Sollte man dieser Menschenmenge gegenüber die alte Strenge der Kirchenzucht aufrecht erhalten, oder sollte man den Umständen Rechnung tragen und eine allgemeine Vergebung für die Gefallenen verkünden? Bei der Beantwortung der Frage kam es wesentlich auf die Haltung an, welche die Sünder nach dem Falle gezeigt hatten. Es war nicht zu zweifeln, daß die meisten von ihnen eine bußfertige Gesinnung hegten. Die lange Zeit, während deren die Verfolgung sich hinzog, hatte die Geister unterscheiden gelehrt. Man erlebte Fälle von höchster Gewissenhaftigkeit. Christen, die sich in keiner Weise eines Abfalls schuldig gemacht hatten, klagten sich vor den Presbytern — wahrscheinlich in einer Versammlung der Gemeinde — der Sünde an, daß sie es erwogen hätten, ob sie opfern sollten; sie hielten sich für schuldig, denn sie wären nur durch zufällige Umstände daran gehindert worden, dem Gedanken die Tat folgen zu lassen. Sie begehrten öffentliche Buße zu tun für ihre Gedankensünde. Freilich fehlte es auch nicht an Beispielen entgegengesetzter Art. Manche Christen, die gefallen waren, hatten ein fröhliches Leben weitergeführt, als wenn nichts geschehen wäre; es gab

solche unter ihnen, die nicht einmal ihren Fehltritt einsehen wollten. Aber das waren Ausnahmen. Im allgemeinen zweifelte man in der Gemeinde nicht daran, daß, wer wirklich gefallen war, ernste Reue zeigen und öffentlich Buße tun müsse, und man erzählte schreckliche Beispiele von solchen Christen, die es versucht hätten, ihre Buße zu unterschlagen. Eine gefallene Frau hatte zu Hause die Schachtel öffnen wollen, in der sie Abendmahlsbrot aufbewahrte; da schlugen ihr Flammen daraus entgegen, so daß sie die heilige Speise nicht anzurühren wagte. Ein anderer Christ, dessen Abfall nicht bekannt geworden war, hatte nach wie vor den Gottesdienst besucht und es sogar gewagt, an der kirchlichen Eucharistie teilzunehmen; aber das Brot, das er empfing, wurde in seinen Händen zu Asche. Ja, ein Kind, das hinter dem Rücken der Eltern von seiner Amme zum Opfermahl geschleppt worden war und dort etwas Wein bekommen hatte, gab, als es wieder dem Gottesdienste beiwohnte, den Abendmahlswein unter Erbrechen von sich, und die Amme starb unter Erscheinungen, als wenn sie vergiftet worden wäre. So erzählte man sich in der Gemeinde von Karthago. Es war kein Zweifel: wer mit befleckten Händen sich dem Tisch des Herrn nahte, der aß und trank sich selber ein Gericht. Die Geschichten gaben aber doch auch nach einer anderen Seite hin zu denken. Es war also nicht unmöglich gewesen, daß sich Gefallene der Gemeinde wieder anschlossen und an ihren Gottesdiensten sich beteiligten. Die Gemeinde war so groß, daß man die einzelnen in dem Tumult aus den Augen verloren hatte. Da waren die Büßer am Ende nur die Dummen und Ehrlichen! Sollte man diese auf ewig aus der Gemeinde ausschließen und die Heuchler dulden, weil man sie nicht ermitteln konnte?

Neben den Gefallenen machten die Märtyrer und Bekenner der Gemeinderegierung Schwierigkeiten. Es hatte auch früher schon gelegentlich in den Gemeinden Märtyrer gegeben, welche um Christi willen Leiden erduldet hatten, aber mit dem Leben davongekommen waren, und seitdem in allgemeiner Verehrung standen. Nach der decischen Verfolgung aber hatte fast jeder Bischof ein kleineres oder größeres Kollegium solcher heiligen Männer in seiner Gemeinde. Niemals hatte ihr Ruhm heller gestrahlt als jetzt bei dem allgemeinen Abfall, und es war nur natürlich, daß ihre Selbstschätzung und ihre Ansprüche ins Ungemessene stiegen. Sie mischten sich in die Frage nach der Behandlung der Gefallenen ein und erschwerten dadurch die ohnehin schon schwierige Frage. Für die Gemeinderegierung erwuchsen daraus neue Fragen.

Wie wollte man sich zu den Märtyrern stellen? Das natürliche Gefühl sprach dafür, ihnen jedes Maß von Hochachtung und Verehrung zu zollen. Sie waren standhaft geblieben, während alles fiel; sie hatten die Ehre der Gemeinden gerettet. Wenn man die Büßer in Zucht nahm, mußte man auf die Märtyrer verweisen, um zu zeigen, daß die Kirche nichts Unmögliches verlange, wenn sie ein treues Bekenntnis fordere: die Ehre des Sieges und die Schande der Niederlage waren nur auf diese Weise allen vor Augen zu führen. Aber andererseits: es war nicht zu verkennen, daß unter dem Heiligenschein des Martyriums zum Teil recht ungebildete und unfähige Menschen steckten. Sollte man sich von ihrem Unverstand in die wichtigsten Fragen der Gemeinderegierung hineinreden lassen, bloß weil jene behaupteten, den Geist Gottes zu haben? Aber wer war imstande, gegen sie aufzutreten? Denn wenn es schon immer schwer gewesen war, einem Märtyrer entgegenzutreten, so war es damals fast unmöglich. Die Märtyrer waren zu volkstümlichen Helden geworden. Griff man sie an, so war man in Gefahr, die ganze Gemeinde sich zu Feinden zu machen.

Vor solchen Fragen standen die Bischöfe, als sie nach der decischen Verfolgung die Gemeinden wiederherstellten. Die Lösung, welche sie gefunden haben, zeigt uns ihre Geschicklichkeit und ihre Gewissenhaftigkeit in bestem Licht. Sie haben in den Anforderungen, welche die Kirche an ihre Gläubigen stellte, keine Ermäßigungen eintreten lassen. Dagegen milderten sie die Strafen für die Abgefallenen, indem sie die Bußdisziplin weiterbildeten in einer Richtung, die schon vorher eingeschlagen war. Sie waren sorgfältig darauf bedacht, daß durch ihre Änderungen nicht der Leichtfertigkeit Vorschub geleistet werden konnte. Ihre Hand war vorsichtig und sicher, und den Einfluß der Märtyrer wußten sie abzuwehren, wo es nötig war. Ohne schwere Erschütterungen ist es dabei freilich nicht abgegangen. Das novatianische Schisma ist eine Frucht der decischen Verfolgung.

Mustern wir die Grundsätze der Kirche über die Pflichten der Christen im Falle einer Verfolgung, wie sie sich in den fünfziger Jahren des dritten Jahrhunderts festgesetzt haben. Die Kirche forderte nach wie vor, daß ein Christ vor dem heidnischen Richter seinen Glauben bekenne, und sie hat dabei keine Klausel und keine Hintertür gelten lassen. Wer vorgeladen wurde, hatte vor dem Richter zu erscheinen, er hatte auf die Frage nach dem Bekenntnis Rede und Antwort zu stehen, das Opfer in jeder Form abzulehnen und die Strafen, die über ihn verhängt

wurden, zu ertragen bis zum letzten Augenblick. Wer den geraden Weg verließ, war vom Glauben abgefallen.

Es verdient Bewunderung, daß die Kirche nach den Erfahrungen der decischen Verfolgung ihre alte Position in aller Schroffheit aufrecht erhielt. Sie hatte freilich keine Wahl. Die Schriften des Neuen Testaments sprachen in allen ihren Teilen von der christlichen Bekenntnispflicht. Da war nicht zu deuteln und zu drehen. Die Forderung stammte aus der christlichen Urzeit, als man das Kommen des Herrn im nächsten Augenblick erwartete. Man hatte damals gedacht: wer heute vor dem weltlichen Richter steht, kann morgen dem Weltenrichter gegenüberstehen. Wie ist es möglich, Christus ins Auge zu schauen, wenn man ihn verleugnet hat? Die Worte der Schrift sprachen in einer Deutlichkeit von dem künftigen Gericht, daß sie durch Mark und Bein drangen. Eine Kirche, die sich auf die Schrift stellte, konnte hier nichts ablassen. Sie hätte sich selbst aufgegeben, ihren Bestand in der Gegenwart und ihre Hoffnung auf die Zukunft, wenn sie die Pflicht zum Martyrium fallen gelassen hätte. Indem sie aber dies Stück Urchristentum in seiner vollen Herbheit festhielt, bewahrte sie sich ihren Stolz und ihre Größe. Das Geheimnis ihres Sieges liegt da verborgen. Wenn sie nachgab, konnte sie nicht siegen. Sie blieb darum bei der alten Parole. Mochten Tausende von Christen fallen, die Kirche fiel nicht. Sie klagte über die Opfer des Krieges, aber sie war nicht imstande, einen schlechten Frieden zu schließen. Das sind Grundsätze, die zum Siege führen müssen.

Es war nur eine scheinbare Beschränkung der Bekenntnispflicht, wenn die Kirche gestattete, vor der Verfolgung die Flucht zu ergreifen. Wenigstens ließ sich beides mit einander verbinden. Die Verpflichtung des Christen begann mit dem Augenblick, wo der Staat seine Hand nach ihm ausstreckte; was vorher geschah, war gleichgültig. Die Fluchterlaubnis wurde begründet mit dem Wort im Matthäusevangelium: „Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so flieht in eine andere“[13]; es war ein Wort Jesu, so gut wie die Forderung des Martyriums.

Wir dürfen annehmen, daß man die Erlaubnis zur Flucht aus der Schrift besonders gern entnahm; denn sie gab der Bekenntnispflicht eine Ergänzung, die fast notwendig war. Es ist schwer zu sagen, wie die Gemeinden des dritten Jahrhunderts die großen Verfolgungen überstanden hätten, wenn es nicht außer dem Martyrium noch einen anderen Weg gegeben hätte, der, wenn auch nicht für Helden bestimmt, so doch unanstößig war. Die begeisterte Aufforderung, für Christus in den

Tod zu gehen, ließ sich nicht an Gemeinden von Zehntausenden richten; es mußte daneben noch die Straße gezeigt werden, auf der die Volksmenge ziehen konnte. Es erklärt sich aus der Geschichte des Christentums, daß manche Schwärmer die Erlaubnis zur Flucht nicht gelten lassen wollten. In christlichen Kreisen, wo der Geist mehr galt als der Buchstabe, focht man das Schriftwort an. Wenn daher hochgestellte Christen sich vor der Verfolgung in Sicherheit brachten, pflegten sie sich auf eine göttliche Weisung zu berufen, die sie erhalten hätten, um sich gegen Vorwürfe sicher zu stellen. Im ganzen aber galt die Flucht als erlaubt. Man darf dabei nicht vergessen, daß eine schleunige Reise in eine andere Provinz oder gar über das Meer kein leichtes Unternehmen war. Der Flüchtling ließ seine Familie im Stich und hatte die Konfiszierung des Vermögens zu befürchten, wenn er es nicht vorher in Sicherheit gebracht hatte. Das Schicksal in der Fremde war für die meisten unsicher und gefahrvoll; man war auf die Mildherzigkeit christlicher Brüder angewiesen, die selbst unter der Verfolgung standen. Aber freilich waren das alles kleinere Übel gegenüber den zu erwartenden Strafen. Der Mensch gibt alles auf, um sein Leben zu retten.

War jemand zu stolz zur Flucht oder fehlten ihm die Mittel dazu, so war es ihm unbenommen, sich in der Heimat einem Versteck anzuvertrauen. Er konnte auch in seinem Hause bleiben, bis die Häscher ihn aufsuchten. Aber es war auf der anderen Seite verboten, in irgendwelcher Weise die Augen der Behörden auf sich zu lenken. Die Kirche mißbilligte es, wenn ein Christ die Verfolgung auf sich zog. Wer eine Götterstatue zerbrach und dabei ums Leben kam, galt nicht als Märtyrer. Man durfte nicht einmal sich selbst als Christen angeben oder sich der Behörde freiwillig stellen; man mußte warten, bis sie zu ihm kam und fragte. Im ganzen war das eine verständige Beschränkung. Man ging von der kühlen Erwägung aus, daß, wer sein Leben leichtsinnig aufs Spiel setzt, vermutlich nicht viel zu verlieren hat. Es war der beste Ausweg, wenn die Kirche die Christen lehrte, ihr Schicksal in Gottes Hände zu legen und nicht eigene Wege zu gehen.

In der Zeit nach Decius faßte man es als eine Hauptaufgabe der Bischöfe auf, daß sie ihre Gemeinden auf bevorstehende Verfolgungen vorbereiteten, um die Wiederkehr einer allgemeinen Niederlage, wie sie soeben eingetreten war, zu verhindern. Sie exerzierten seitdem ihre Truppen regelrecht ein, damit sie in der Schlacht beständen. Denn so faßte man die Verfolgung auf: als einen Angriff des Satans mit seiner

Macht auf die Armee Christi. Die kleine Schrift an Fortunatus hat Cyprian zu einem solchen Zweck im Angesicht der Verfolgung geschrieben. Sie enthält eine Zusammenstellung der einschlägigen Bibelstellen mit kurzem verbindenden Text, um den Lesern in kräftiger Weise ihre Pflichten vor Augen zu stellen. Die Götzenbilder sind keine Götter — man muß Gott allein dienen — er straft jeden, der sich zum Opfer bewegen läßt — der Christ muß Christus nachfolgen auf seinem Leidensweg — wer ausharrt, erhält den Siegespreis — Gott steht dem treuen Kämpfer bei; er ist mächtiger als der Versucher — Verfolgungen sind von jeher in der Heiligen Schrift geweissagt worden — den treuen Zeugen erwartet der herrlichste Lohn, der überschwenglich groß ist im Vergleich zu den Leiden, die auf Erden zu erdulden sind. Das alles wird in den Worten Gottes ausgesprochen, so eindrucksvoll wie möglich; und daneben wird leise angedeutet, daß die Heilige Schrift keine Einwendungen erhebe, wenn sich ein Christ der Verfolgung durch die Flucht entziehen wolle. Von solchen Predigten werden die christlichen Kirchen wiedergehallt haben, wenn der Staat eine drohende Haltung einnahm. Daneben nutzte man die schwere Zeit aus, um an der religiösen Vertiefung der Gemeinden zu arbeiten und sie zum Leiden vorzubereiten. „Wir wandeln nicht auf dem Wege des Herrn, wir leben nicht nach den Vorschriften des Himmels, die uns zum Heile gegeben sind. Unser Herz vollzog den Willen des Herrn nicht; wir sehnen uns nach zeitlichen Vorteilen und Gütern, lieben die Hoffahrt, sind eifersüchtig und zänkisch, verlassen die Einfalt des Glaubens, entsagen der Welt nur mit Worten und nicht mit Werken, und da ein jeder sich selbst gefällt, mißfallen wir alle Gott. Wir werden also gezüchtigt, wie wir's verdienen und wie geschrieben steht: der Knecht, der seines Herren Willen weiß und nicht nach seinem Willen tut, wird viele Streiche leiden müssen"[14]. Die Bischöfe sagten Fasten an für die Gemeinde und suchten, wenn es nötig war, auf die Nachbargemeinden einzuwirken. Die Metropoliten wachten darüber, daß jeder Bischof auf dem Posten stand und seine Pflicht tat. Manche gingen in ihrer Fürsorge für die Provinz so weit, daß sie sich Nachrichten von den Maßnahmen der Regierung zu verschaffen suchten, um vor Überraschungen geschützt zu sein. Eine Alarmnachricht wurde auf das schnellste weitergegeben. Der große Augenblick fand dann die christliche Armee kampfbereit. Es war keine kleine Aufgabe, die den Bischöfen oblag: die Gemeinde mit solchem Geist zu erfüllen, daß sie trotz der Sorge für das eigene

Leben zusammenhielt und aushielt. Daß es wirklich gelungen ist, sieht man an dem sechzigsten Brief Cyprians. Er ist an Kornelius von Rom gerichtet, in dem Augenblick, als die Verfolgung des Gallus ausgebrochen war. Cyprian hat nur Worte des höchsten Lobes für die Haltung der römischen Gemeinde.

Daneben traf man Vorkehrungen für die Märtyrer. Wenn der Bischof es für angezeigt hielt, sich selbst in Sicherheit zu bringen, setzte er vor der Abreise eine Vertretung ein. Die Presbyter, die den Behörden unbekannt waren, mußten in der Stadt bleiben, und vor allem war eine Anzahl von Diakonen am Platze. Die Anordnungen, die sie erhielten, waren möglichst genau, damit jeder wußte, was er zu tun hatte. Ein Presbyter war vielleicht mit der Sorge für die christlichen Gefangenen betraut. Er mußte versuchen, ins Gefängnis zu gelangen und den Märtyrern Erleichterungen zu schaffen. Es war vieles möglich in dieser Beziehung, aber es war auch eine dringende Pflicht, die Märtyrer nicht ihrem Schicksal zu überlassen. Man konnte unter Umständen, selbst wenn der Statthalter es ausdrücklich verboten hatte, in den Kerker gelangen und die Gefangenen mit Lebensmitteln versorgen, wenn der Richter befohlen hatte, sie hungern zu lassen. Es war möglich, viel Elend zu lindern und manches schwere Geschick abzuwenden. Die ausführenden Organe der Liebestätigkeit waren in der Regel die Diakonen. Sie sorgten auch, wenn der Fall eintrat, für eine christliche Bestattung der verstorbenen Märtyrer.

Die Kirche hat aus den trüben Erfahrungen der decischen Verfolgung viel gelernt und nach allen Seiten ihre Nutzanwendungen gezogen. Man kann dem römischen Staat nicht dasselbe nachrühmen.

Valerian

Eine neue allgemeine Verfolgung erwartete man schon im Sommer des Jahres 253 von dem Kaiser Gallus. Sie ist aber nur in geringem Maßstabe zur Ausführung gekommen. Vielleicht ist sie gar auf Rom beschränkt geblieben, und es wurden auch dort nur mildere Strafen verhängt. In Karthago ist nicht einmal der Bischof Cyprian verurteilt worden, obwohl ihn das Volk aufs neue vor die Löwen forderte. Die Gemeinden hatten sich auf ganz etwas anderes gefaßt gemacht.

Dagegen wurde sein Nachfolger Valerian gegen Ende seiner Regierung zum Christenverfolger. Die Christen wußten von ihm, daß er im An-

fang seiner Regierung sich besonders freundlich ihnen gegenüber gezeigt habe; selbst am kaiserlichen Hof habe er viele Christen um sich gehabt und geduldet. Erst später wäre er Einflüssen unterlegen, die der Kirche feindlich waren. Sie wären von einem hochgestellten Militär, Macrianus, ausgegangen, der damals im Besitz der wichtigsten Ämter heimlich selbst nach der Krone Verlangen trug. Er hat in der Tat später die Herrschaft an sich gerissen, und ein Jahr lang in Ägypten und im Orient regiert. Macrian stand an der Spitze des Kultwesens in Ägypten, war religiös interessiert und haßte das Christentum. In diesem Fall können wir es einmal feststellen, daß die Christenverfolgungen in dem Schoß der heidnischen Kulte ihren Ursprung hatten. Im August des Jahres 257 ergingen an die Statthalter der Provinz Briefe der Kaiser — des Valerian und seines Sohnes Gallienus — worin von den Christen ein Opfer verlangt wurde. In erster Linie waren die Kleriker dabei ins Auge gefaßt. Und bei Todesstrafe wurde es den Gemeinden verboten, Gottesdienste abzuhalten und die Friedhöfe zu betreten.

Valerian verfolgte mit seinem Erlaß denselben Zweck wie Decius: er wollte die christlichen Gemeinden zerstören. Aber er glaubte dasselbe mit einem geringeren Aufwand von Mitteln erreichen zu können. Wenn irgend möglich, wollte er Blutvergießen vermeiden. Er verzichtete darauf, sich aller Personen einzeln zu bemächtigen und sie mit Foltern zum Abfall zu bringen. Wenn er den Klerus unschädlich machte und den Gemeinden verbot, Zusammenkünfte zu veranstalten, meinte er den Bestand der Kirche erschüttern zu können. Uns sind die gerichtlichen Protokolle erhalten von den ersten Verhandlungen, welche die Statthalter in Afrika und in Ägypten vornahmen. Der Prokonsul in Karthago ließ am 30. August 257 Cyprian in sein Amtszimmer holen; er hatte die Absicht gehabt, mit dem Bischof zugleich die Presbyter vorzuladen, und hatte es nur unterlassen, weil er ihre Namen im Augenblick nicht ermitteln konnte. In Alexandrien wurde der Bischof Dionysius zugleich mit einem Presbyter und mit drei seiner Diakonen vorgeführt; einem römischen Christen, der sich in Alexandrien aufhielt, war es erlaubt worden, der Verhandlung beizuwohnen. An beiden Orten wurden die Verhandlungen in ruhigem Ton und mit augenscheinlicher Höflichkeit geführt; aus den Worten des alexandrinischen Beamten glaubt man fast herauszuhören, daß der kaiserliche Erlaß eine milde Behandlung der christlichen Führer anempfohlen hatte. Als die Angeklagten sich weigerten, dem kaiserlichen Befehl zum Opfer Folge zu

leisten, wurden keinerlei Zwangsmittel angewandt; sie wurden zur Deportation nach öden Orten der Provinz verurteilt, der Karthager nach Curubis, die Alexandriner nach Kephro in der libyschen Wüste. Der Kaiser hatte das im einzelnen angeordnet. In Kephro fanden die Alexandriner andere christliche Ägypter, die ebenfalls dorthin verschickt waren, und die Aufsicht war so wenig streng, daß Dionysius es wagen durfte, dem ausdrücklichen Verbot zuwider Gottesdienste zu veranstalten; er konnte sogar unter den Einwohnern der dortigen Gegend eine erfolgreiche Missionstätigkeit beginnen. Die Folge war freilich, daß der Statthalter die christliche Kolonie sprengte und die Kleriker an verschiedenen Orten der Landschaft ansiedelte; aber auch das geschah ohne weitere Strafen und Zwangsmittel.

Die Deportation war die Strafe für die Standespersonen; die Bischöfe von niedriger Geburt wurden dementsprechend in die Bergwerke geschickt; viele blieben auch im Gefängnis. Mit den Bischöfen mußten die Presbyter und Diakonen dieselben Strafen auf sich nehmen, gelegentlich wurden auch Laien vorgefordert und verurteilt. Denn natürlich werden die Anzeigen gegen Christen wieder häufig eingelaufen sein, und die Statthalter hatten die Pflicht, ihnen Folge zu geben. Währenddessen waren alle gottesdienstlichen Versammlungen untersagt. Außer den Kirchen waren ausdrücklich die Friedhöfe in dem kaiserlichen Erlaß genannt. Man wußte auf seiten des Staates, von welcher Bedeutung die Verehrung der Märtyrer gerade in Verfolgungszeiten war, daß von diesen Gräbern die Kräfte ausgingen, welche die Christen zum Widerstand entflammten. Daher verbot man den Besuch der Grabstätten bei Todesstrafe. Wir wissen nicht, in welcher Weise die Ausführung des Verbotes gehandhabt wurde. Man konnte etwa die Eingänge zu den Friedhöfen bewachen lassen; man konnte auch die christlichen Kirchen und Grabstätten einziehen. Ob es aber möglich gewesen ist, alle Zusammenkünfte von Christen zu verhindern, darf man bezweifeln. Zumal in den großen Städten.

Die Verfolgung des Valerian bietet in ihrem ersten Stadium, das etwa ein Jahr lang gewährt hat, ein eigentümliches Bild. Der Staat beabsichtigte, eine allgemeine Verfolgung der Kirche ins Werk zu setzen. Die Befehle dazu werden in allen Provinzen ergangen sein, und wir haben keinen Grund anzunehmen, daß die Ausführung irgendwo unterblieben wäre. Aber es sollte kein Blut fließen. Das ganze schauerliche Gemälde, das für unsere Vorstellung mit einer Christenverfolgung ver-

bunden ist, ist hier mit keinem Zuge vertreten; es ist fast, als wenn man einem modernen Strafverfahren zusähe. Der Staat glaubt mit den unblutigen Strafen der Deportation und der Bergwerke gegen die Christen auskommen zu können, viele andere legt er ins Gefängnis. Natürlich werden trotz der gelinden Strafen manche Christen abgefallen sein; aber es bleibt doch bezeichnend, daß wir von keinem Gefallenen hören.
Es ist schwer zu sagen, ob die anfängliche Milde Valerians in jener geheimen Sympathie mit dem Christentum ihren Grund hat, welche er im Anfang seiner Regierung zuweilen gezeigt hatte. Jedenfalls hat er nach einiger Zeit eingesehen, daß die von ihm ergriffenen Maßregeln nicht zum Ziele führten; er hat sie daher in einem zweiten Reskript wesentlich verschärft. In den ersten Tagen des August 258 wurde es erlassen. Man hatte auf christlicher Seite schon lange derartiges befürchtet. Der Bischof von Karthago hatte aus seinem Exil einen Boten nach Rom geschickt, um sogleich im Besitz der neuesten Nachrichten zu sein, und in der römischen Gemeinde lebte man in einer Stimmung wie vor dem Gewitter.
Der zweite Erlaß befahl, die Bischöfe, Presbyter und Diakonen sofort zu töten; und er suchte außerdem von den christlichen Laien alle die zu treffen, die sich in einer hervorragenden Lebensstellung befanden. Die Christen der höheren Rangklassen sollten ihren Rang verlieren und ihres Vermögens beraubt werden; wenn sie nach Vollzug der Strafe ihr christliches Bekenntnis aufrecht erhielten, sollten sie mit dem Tode bestraft werden. Die Frauen dieses Standes sollten ebenfalls zunächst mit der Konfiszierung des Vermögens bestraft, im Beharrungsfalle aber nicht hingerichtet, sondern ins Exil geschickt werden. Eine besondere Bestimmung war endlich dem kaiserlichen Hofstaate gewidmet. Wer von den Hofbeamten und dem Gesinde Christ war oder nur gewesen war, sollte sein Vermögen verlieren und aus Rom entfernt werden; er sollte gefesselt nach den kaiserlichen Gütern gebracht werden, in der Regel wohl zur Zwangsarbeit.
Das zweite Reskript sollte das erste nicht aufheben, sondern ergänzen. Das allgemeine Verbot an die Gemeinden, sich zu versammeln und die Friedhöfe zu betreten, blieb bestehen; und jede Übertretung desselben wurde mit dem Tode bestraft. Auch war die Absicht des Gesetzes dieselbe wie beim ersten. Der Kaiser glaubte nach wie vor darauf verzichten zu können, gegen die Masse der Gemeinde vorzugehen. Wenn er die Christen ihrer Führer beraubte und ihnen jede Art von Ver-

sammlungen verbot, meinte er eine Auflösung der Gemeinden herbeiführen zu können. Den Klerus faßte er allerdings scharf an; an die Stelle der Deportation und des Bergwerks trat nunmehr die Todesstrafe. Mit einem Federstrich versuchte der Kaiser den höheren Klerus der gesamten Kirche auszurotten; es war ein Todesurteil über viele Tausende von Menschen.

Die weiteren Bestimmungen des Reskripts zeigen, daß der Staat die Gemeinden seit der ersten Verfügung beobachtet hatte. Die Christen hatten von jeher an ihren vornehmen Wohltätern eine wesentliche Stütze gehabt und in Verfolgungszeiten war deren Hilfe vollends nicht zu entbehren. Sie traten dann in die Rolle ein, die ihnen in der ältesten Zeit des Christentums zugefallen war; sie waren die Hauswirte und Gastgeber für die ärmeren Christen. Wir dürfen annehmen, daß in ihren Häusern heimliche Gottesdienste stattfanden; vielleicht reichte ihrEinfluß soweit, daß die Polizei gelegentlich ein Auge zudrückte. Ihr Ansehen und ihr Besitz war ein Rückhalt für die Gemeinde, umsomehr, wenn der Klerus im Exil war oder sich verbergen mußte. Der Staat hielt es für notwendig, diese Stützen aufs Korn zu nehmen. Für sie war die Degradierung und die Konfiskation die entsprechende Strafe. Sie sollten aber nicht nur bestraft, sondern auch von der Gemeinde entfernt werden: blieben sie nach der Güterentziehung noch Christen, dann sollten sie sterben. Die Christengemeinden wurden dadurch auf die Kreise der geringen Leute beschränkt. Waren sie ihrer Führer und ihrer Stützen beraubt, dann hoffte man sie eintrocknen zu können.

Aus den Bestimmungen über die Hofbeamten sehen wir, daß die Christen am Hofe Valerians noch immer zahlreich waren. Man hat an höhere und niedere Hofleute zu denken, natürlich auch an Sklaven. Die Strafe der Konfiskation, die über sie verhängt wurde, macht es deutlich, daß die vermögenden Leute in der christlichen Hofpartei überwogen. Vielleicht waren manche unter ihnen imstande gewesen, der Gemeinde wesentliche Dienste zu leisten. Nun der Kaiser als blutiger Christenverfolger auftrat, hielt er es für notwendig, seinen Hof von ihnen zu reinigen. Er wollte sich vor Racheakten der Christen sicherstellen. Darum bestrafte er von den Hofbeamten nicht nur die, welche sich weigerten, aus der Gemeinde auszutreten, sondern ebenso alle, die jemals Christen gewesen waren; er machte in der Art der Bestrafung nicht einmal einen Unterschied, sondern ließ ihnen allen das Vermögen konfiszieren. Dann verbannte er sie auf die kaiserlichen Besitzungen, um

sie unter Aufsicht zu haben. Es kam dem Kaiser in diesem Fall nicht darauf an, ein Opfer vor den Staatsgöttern zu erzwingen oder eine eventuelle Hartnäckigkeit zu bestrafen; er wollte sich persönlich sicherstellen. Wenn man daran denkt, was für ein Blutbad der Kaiser unter den Christen anzustellen sich anschickte, hat die Maßregel etwas Selbstverständliches. Daß er besondere Gründe hatte, vor christlichen Nachstellungen auf der Hut zu sein, ist damit nicht gesagt.

Das Reskript wurde sofort in Rom zur Ausführung gebracht. Der Bote, der von Cyprian in die Hauptstadt gesandt war, um ihm schleunige Nachrichten über die Maßnahmen der Regierung zu bringen, konnte schon von den ersten christlichen Martyrien berichten, als er die Botschaft von dem Reskript brachte. Dem römischen Bischof Xystus war es ein ganzes Jahr lang gelungen, sich der Verhaftung zu entziehen, und er hatte nicht einmal Rom verlassen; vielleicht hatten die Katakomben ihm Schutz geboten. Jetzt wurde er im Zömeterium von den Soldaten überrascht und, wie es scheint, auf der Stelle getötet. Mit ihm starben vier seiner Diakonen; vier Tage später ging ein fünfter Diakon, Laurentius, in den Tod. Das war am 6. und am 10. August 258; am 14. September folgte Cyprian von Karthago. Die Verfolgung mußte besonders blutig ausfallen, weil man seit dem ersten Reskript einen großen Teil des Klerus in Haft hatte, im Gefängnis, im Exil und in den Bergwerken. Sie wurden, soviel wir wissen, hingerichtet, soweit man ihrer habhaft werden konnte.

Wir haben nur wenige Nachrichten über die Verfolgung; die meisten von ihnen stammen aus Afrika. In den Akten des karthagischen Konzils von 256 hat ein Schreiber des dritten Jahrhunderts zu den Namen der Bischöfe angemerkt, wer von ihnen Märtyrer geworden ist. Die Notizen müssen sich sämtlich auf die valerianische Verfolgung beziehen. Unter den siebenundachtzig Bischöfen sind fünfundzwanzig als Konfessoren, vier als Märtyrer, sieben als Konfessor und Märtyrer bezeichnet, einer ist abseits gestellt, weil er zwar Märtyrer geworden, aber vorher unter die Schismatiker gegangen war. Die Zahl ist groß genug, um ein allgemeines Urteil, wenigstens für Afrika, zu ermöglichen. Von der ersten Maßregel sind danach zweiunddreißig, mehr als ein Drittel der afrikanischen Bischöfe, betroffen worden; das zweite Reskript traf zwölf, also etwa ein Siebtel des Episkopats. Der Unterschied ist immerhin auffallend. Wenn man die Situation erwägt, in der das zweite Reskript die Kirche antraf, hätte man noch mehr Todesurteile erwarten

können. Es müssen doch viele Bischöfe verstanden haben, sich aus dem Exil heraus, in das sie durch die erste Maßregel der Regierung geschickt worden waren, vor dem Tode in Sicherheit zu bringen.

Mit den Bischöfen starben viele Presbyter und Diakonen, und die Zahl der Laien, die zur Anzeige gebracht und verurteilt wurden, war nicht geringer.

Aber alle diese Angaben gelten nur für Afrika und einen beschränkteren Kreis von Provinzen, dessen Umfang zunächst nicht näher zu beschreiben ist. Denn die Verfolgung scheint sich nicht gleichmäßig im ganzen Reich abgespielt zu haben. Wir erfahren z. B. nicht, daß das zweite Reskript in Ägypten zur Durchführung gebracht worden wäre und aus Palästina hören wir zwar, daß vier Christen zu den Tieren verurteilt wurden; aber es sind auffallender Weise keine Kleriker, sondern Laien. Aus Spanien wird der Tod des Bischofs Fructuosus von Tarraco und seiner Diakonen berichtet, so daß man meinen möchte, daß dort den römischen Befehlen Folge geleistet wurde.

Die blutige Verfolgung scheint mindestens zehn Monate lang gedauert zu haben; die letzten Nachrichten über Martyrien stammen aus dem Mai 259. Am 22. Juli aber wagte die römische Gemeinde zu einer neuen Bischofwahl zu schreiten; die Verfolgung war also beendet. Valerian war mit den Feldzügen im Osten des Reiches beschäftigt, die ihn im Jahre 260 in die persische Gefangenschaft bringen sollten; und sein Sohn Gallienus gab den Christen ihre Kirchen und Zömeterien zurück. Wie mochte ein Kaiser denken, imstande zu sein, gegen die Kirche zu Felde zu ziehen, wenn er seines Thrones so wenig sicher war wie Valerian, und wenn sein eigener Sohn und Mitregent auf die blutige Verfolgung alsbald Zeichen seiner Sympathie folgen ließ. Man kann sagen, daß man in jenen Zeiten seines Lebens noch immer sicherer war, wenn man christlicher Bischof, als wenn man römischer Kaiser war.

Aurelian

Fünfzehn Jahre später drohte dem Christentum noch einmal eine erhebliche Gefahr durch die Religionspolitik Aurelians (270—75). Nach seinem Siege in Syrien, den er der Hilfe des Sonnengottes zuschrieb, führte er den Kultus der „unbesiegten Sonne" in Rom ein und erhob den neuen Gott zum Schutzherrn des Reiches. Alle übrigen Religionen sollten sich im Sonnenkult wiederfinden und vereinigen.

Der neue Zentralkult des Reiches war aber nicht als Entgegenkommen gegen die Kirche gemeint. Er wurde in den herkömmlichen Formen des griechisch-römischen Gottesdienstes begangen; der Sonnengott hatte in Rom seinen Tempel, sein Kultbild, seine Priesterschaft und seine Opfer. Er war als eine Zusammenfassung der religiösen Kräfte des Heidentums gedacht; man hat gemeint, daß er vielleicht von Anfang an dem Wunsche entsprungen war, dem Christentum etwas Gleichwertiges entgegenzusetzen. Eine solche Politik mußte früher oder später zu einer offenen Kriegserklärung an die Kirche führen. Der Kaiser soll nahe daran gewesen sein, ein Edikt zur Christenverfolgung zu erlassen; andere wollten gar wissen, daß es schon unterzeichnet, nur noch nicht in die entfernten Provinzen gelangt war, als Aurelian ermordet wurde. Damit ging die Gefahr vorüber.

Unter den folgenden Kaisern hatte die Kirche Ruhe; die Friedenszeit währte über vierzig Jahre; es war die Zeit einer gewaltigen Entwicklung nach allen Seiten. Als der Staat zum letztenmal die Kirche angriff, war sie so stark wie niemals vorher.

Diokletian

Die ersten achtzehn Jahre der Regierung Diokletians sind vorübergegangen, ohne daß die Christen Grund zur Klage gehabt hätten. Als der Kaiser sich im Winter 302 auf 303 zur Christenverfolgung entschloß, war er ein Greis in hohem Alter, und er hatte vielleicht schon damals die Absicht, der Krone zu entsagen, was er zwei Jahre später ausgeführt hat. Es müssen schwerwiegende Gründe gewesen sein, die ihn dazu brachten, seine lange Regierung mit einem Blutbad unter den Bürgern seines Reiches zu beschließen. Wir wissen, daß er den Gedanken der Christenverfolgung lange erwogen und mit sich herumgetragen hat; wir sehen es dem Plane an, daß er Punkt für Punkt ausgetüftelt und nach langem Zögern ins Werk gesetzt worden ist.

Über den Umfang und die Schwierigkeit seines Unternehmens konnte der Kaiser schwerlich im Zweifel sein. Er kannte die Größe der christlichen Gemeinden und ihre straffe Organisation; er wußte, welcher Abscheu gegen alle Formen heidnischer Religiosität den Christen eingepflanzt wurde; vermutlich waren ihm die harten Strafen bekannt, die in der Kirche auf jede Form des Abfalls vom Glauben standen; er wird gewiß von der inbrünstigen Verehrung gehört haben, die man den Mär-

tyrern und Bekennern widmete. Er konnte demnach die Widerstandskraft der christlichen Religion nicht für gering halten. Wenn sich Diokletian trotzdem zu einem umfassenden Angriff auf die Kirche entschloß, so müssen dabei schon politische Gründe den Ausschlag gegeben haben. Der Kaiser muß der Ansicht gewesen sein, daß der Bestand des Reiches mit der alten Religion untrennbar verbunden sei, und daß die Kirche den Staat gefährde. Soviel werden wir sagen können — alles weitere ist Vermutung. Denn es ist uns nicht berichtet, an welcher Seite des kirchlichen Wesens Diokletian den entscheidenden Anstoß genommen hat, und es ist nicht einmal wahrscheinlich, daß die Christen, denen wir die Berichte über die Verfolgung allein verdanken, über die leitenden Motive des Kaisers unterrichtet gewesen sind.

Das römische Reich war damals in vier Teile zerlegt, die von vier Kaisern beherrscht wurden. Diokletian hatte gleich am Anfang seiner Regierung einen anderen Militär, Maximian, zu seinem Mitregenten ernannt. Er verlieh ihm zunächst den Cäsarentitel und wollte sich selbst den höheren Rang des Augustus vorbehalten, sah sich aber bald genötigt, Maximian den gleichen Rang und Titel zuzuerkennen. Maximian beherrschte den Westen, Diokletian den Osten des Reiches. Im Jahre 293 hatte er das System der Reichsteilung noch weiter ausgebaut, indem er sich einen jüngeren Offizier als Cäsar zur Seite stellte und Maximian zu demselben Schritt veranlaßte. Er selbst wählte Galerius, Maximian den Konstantius, der von der späteren Zeit den Beinamen Chlorus erhielt. Jeder Augustus adoptierte seinen Cäsar, Galerius mußte Diokletians Tochter heiraten und seine eigene Tochter dem Sohne Maximians zur Gattin geben; Konstantius war mit Maximians Stieftochter vermählt, sein Sohn Konstantin wurde, als er noch minderjährig war, mit Maximians kleiner Tochter verlobt; so waren die vier Regenten nach Möglichkeit durch Bande des Blutes und der Adoption mit einander verbunden und eine Dynastie war begründet.

Die vier Kaiser hatten getrennte Verwaltungsbezirke. Diokletian hatte sich den weitaus größten Teil vorbehalten, den ganzen Osten des Reichs: Ägypten, Syrien, die Länder am Euphrat, Kleinasien und den östlichen Teil der Balkanhalbinsel; Galerius hatte unter dem Namen Illyricum nur Griechenland mit den nördlich angrenzenden Landschaften bis zur Donau; Dalmatien und Pannonien gehörten schon zum maximianischen Reichsteil, dessen Hauptbestandteile Italien und der größte Teil der afrikanischen Provinzen waren. Der ganze Westen wurde



ENTHAUPTUNG DES APOSTELS PAULUS
VOM SARKOPHAG DES JUNIUS BASSUS / ROM

von Konstantius beherrscht, nämlich der westliche Zipfel von Mauretanien, ferner Spanien, Gallien und Britannien. Rom war als Residenz des Reiches aufgegeben. Diokletian nahm seinen Sitz in Nikomedien, an der Brücke von Asien nach Europa; die drei Kaiser hielten sich gewöhnlich in der Nähe des Rheins, der Alpen und der Donau auf, an der Grenze des Reichs, zu deren Schutz die Reichsteilung vor allem erdacht war. Jeder von ihnen gebot über Truppen und regierte seinen Reichsteil im wesentlichen selbständig. Die Einheit des Reiches war dadurch gewahrt, daß jeder Augustus über seinem Cäsar stand und daß Diokletian auch über Maximian gebot. Man kann beinahe sagen, daß das Reich von einer Familie regiert wurde, an deren Spitze das Familienoberhaupt stand, und daß jedem erwachsenen Manne der Familie ein Teil des Reichs zur Fürsorge übertragen war.

Das sorgfältig ausgeklügelte System hatte große Vorteile. Der schlimmste Schaden der Vergangenheit war gewesen, daß die Legionen das Recht und die Neigung hatten, in ihren Feldlagern irgendeinen glücklichen Führer zum Imperator auszurufen, der dann alsbald gegen den bisherigen Inhaber der Krone zu Felde zog und die Grenze von den Truppen entblößte. Eine Unzahl von Kaisern hatte sich in kurzer Zeit das Reich streitig gemacht. Nach der neuen Ordnung wurde jede Armee von einem Kaiser geführt, der zu der einen Dynastie gehörte, die das Reich regierte; es war anzunehmen, daß er im allgemeinen nicht gegen deren Interessen handeln würde. Die Voraussetzung war dabei freilich der innere Zusammenhalt der Familie. Waren die Persönlichkeiten der regierenden Kaiser zu ungleich, um mit einander harmonieren zu können, und entwickelten sich zwischen ihnen erhebliche Gegensätze, dann kehrte die alte Gefahr für das Reich zurück und zwar in verdoppelter Stärke. Die rechtmäßigen Kaiser zogen gegen einander zu Felde und erprobten die Festigkeit ihrer Stellung, die sie während einer längeren Regierung sich zu verschaffen Gelegenheit gehabt hatten. Der Kampf mußte um so heftiger werden.

Der Entschluß zur Christenverfolgung ist während des Winters 302—303 im kaiserlichen Palast von Nikomedien gefaßt worden in eingehenden Erwägungen zwischen Diokletian und Galerius, der zu diesem Zweck nach Nikomedien gekommen war. Der Plan soll von Galerius ausgegangen, von Diokletian nur allmählich angenommen worden sein. Schließlich hatte Galerius den alten Kaiser von der Notwendigkeit allgemeiner Maßregeln gegen die Christen überzeugt und man

stritt sich nur noch über die Ausführung. Diokletian wünschte wenigstens Blutvergießen zu vermeiden, während Galerius — wie man sagte — nicht übel Lust gehabt hätte, alle Christen lebendig zu verbrennen, die sich weigern würden zu opfern. Einige Juristen und Militärs wurden zur Beratung hinzugezogen und gaben im allgemeinen ihre Zustimmung. Schließlich schickte man zu dem Orakel des Apollo in Milet; der Bote war ein heidnischer Priester und man kann sich denken, daß der Gott eine aufreizende Antwort gab.

Noch in demselben Winter schritt man zur Ausführung. Es war das natürliche, daß man zunächst die Armee allein ins Auge faßte; denn sie war das Instrument für alle weiteren Maßnahmen. Man ließ den christlichen Offizieren die Wahl zwischen ihrem Rang und ihrem Glauben; wer bei seinem Bekenntnis verharrte, wurde, wie es scheint, degradiert und entlassen; die Gemeinen wurden, wenn sie standhaft blieben, mit leichten Strafen belegt und ebenfalls entlassen. In einzelnen Fällen verhängte man die Todesstrafe. Die Absicht der Regierung war, die Armee von Christen zu reinigen, um sie später gegen die Christen brauchen zu können; man mußte sich dabei hüten, sie durch übermäßige Härte aufzubringen. Alles vollzog sich in der Abgeschlossenheit der Kasernen und der Feldlager, so daß wir nur wenige Nachrichten darüber haben.

Die Reinigung der Armee war die Einleitung zu einer allgemeinen Verfolgung. Denn man wollte nicht nur die offenbaren Schäden beseitigen, sondern das Übel mit der Wurzel ausrotten. Mit dem ersten Beginn des Frühjahrs, am 24. Februar 303, veröffentlichten die Kaiser ein gemeinsames Edikt, das folgende vier Maßregeln gegen die Christen im Reich befahl. Die christlichen Kirchen sollten zerstört und die Heiligen Schriften öffentlich verbrannt werden; die Christen, welche einer höheren Rangklasse angehörten oder ein staatliches Amt bekleideten, sollten der Vorrechte ihres Ranges und Standes verlustig gehen; christliche Sklaven sollten die Möglichkeit, freigelassen zu werden, verlieren. Bald nachher wurde ein zweites Edikt publiziert, das befahl, die christlichen Kleriker gefangen zu setzen und auf alle Weise zum Opfer zu zwingen. Als darauf die Kerker des Reiches sich an allen Orten stark füllten mit widerspenstigen christlichen Vorstehern, erging eine Verordnung, daß die Gefangenen zu entlassen wären, sobald sie geopfert hätten; wer sich weigerte, sollte durch Foltern zum Opfer gezwungen werden. Endlich verordnete ein letztes Edikt, daß alle Christen ohne

jeden Unterschied das Opfer vollziehen sollten; es ist ein volles Jahr nach dem ersten publiziert worden, also erst im Jahre 304.
Das Signal zur Verfolgung wurde am 23. Februar 303 damit gegeben, daß die Kirche in Nikomedien zerstört wurde. Man hatte diesen Tag, das Fest der Terminalien, als besonders glücklich für den Beginn eines großen Unternehmens ausgewählt. In der Morgenfrühe erschien ein Offizier mit einem Trupp Soldaten vor der Kirche. Es war ein Dienstag und niemand war in der Kirche anwesend. Man schlug deshalb die Türen ein und machte die prächtige Basilika in wenigen Stunden dem Erdboden gleich. Der Präfekt nahm davon Abstand, sie zu verbrennen, weil sie mitten in einer Häuserinsel lag; aber die Heiligen Schriften, die er dort vorfand, wurden ins Feuer geworfen. Am folgenden Tag wurde das erste Edikt in Nikomedien angeschlagen. Man war in der Gemeinde von den Absichten der Regierung so wenig unterrichtet, daß man trotz der Zerstörung der Kirche nicht einmal an den Ernst der Lage glauben wollte. Es fand sich eine Hand, welche die Publikation der Kaiser von der Wand entfernte und in Stücke riß; der christliche Attentäter rief höhnisch aus, es wären Siege der Goten und Sarmaten angeschlagen; ein Vorgehen gegen die Christen erschien ihm wie ein Sieg der Reichsfeinde. Es ist ungewiß, ob der Christ, dessen Name nicht überliefert ist, sich durch seine kecke Tat das Martyrium erringen wollte: die Worte, mit denen er seine Handlungen begleitete, lassen eher an Übermut denken. Jedenfalls mußte er sofort erfahren, daß es dem Kaiser bitterer Ernst war. Er wurde verhaftet und vor den Richter geführt, der ihn nach schweren Foltern verbrennen ließ.
Der Beginn der diokletianischen Verfolgung ist auch weiterhin von eigentümlichen Ereignissen begleitet, die ihr gleich im Anfang eine Richtung gaben, die nicht beabsichtigt war. Anstatt daß die Soldaten, wie man nach dem Wortlaut des ersten Edikts erwarten sollte, sich zunächst damit begnügt hätten, in den christlichen Häusern die Bibeln zu konfiszieren, begann man sofort mit massenhaften Todesurteilen gegen die Christen am Hof und aus der Gemeinde von Nikomedien. Es war ein Brand im Palast ausgebrochen, der einen Teil der Gebäude in Asche legte. Es fällt schwer, an einen Zufall zu glauben, da sich nach vierzehn Tagen dasselbe Ereignis wiederholte. Die Christen behaupteten, der Cäsar Galerius hätte das Feuer beide Male durch seine Leute anlegen lassen, um Diokletian von der Gefährlichkeit der Christen zu überzeugen und ihn zu schärferen Maßregeln zu veranlassen. Galerius

aber und Diokletian sprachen von einer christlichen Verschwörung gegen ihr Leben; nach dem zweiten Brande verließ Galerius die Stadt mit den Worten, er habe keine Lust, sich lebendig verbrennen zu lassen. Die Christen meinten, er habe durch seinen theatralischen Abgang einen letzten Druck auf Diokletians Energie ausüben wollen. Wer wird sich anheischig machen wollen, die Wahrheit zu ermitteln? Dem Cäsar Galerius ist jede Schlechtigkeit zuzutrauen; eine Raffiniertheit, wie sie in diesem Falle vorliegen würde, liegt nicht außerhalb der Möglichkeiten. Er hätte die Verfolgung damit auf die Bahnen geführt, die er von Anfang an für notwendig gehalten hatte. Oder sollen wir an eine christliche Hofpartei glauben, die so rücksichtslos war, daß sie den ersten Schritt zu einer staatlichen Christenverfolgung mit einem Gegenschlag beantwortete? Man müßte dann die weitere Frage aufwerfen, ob mit dem Brande wirklich ein Attentat auf die Kaiser beabsichtigt war, oder ob man auf ihren Aberglauben rechnete, um sie in Schrecken setzen zu können und die Ausführung ihrer Pläne zu verhindern. Sollte wirklich die Christen eine Schuld treffen, so haben sie sie schwer büßen müssen. Es wurde eine Untersuchung bei den christlichen Hofbeamten angestellt, die mit ungewöhnlich grausamen Folterungen vorging. Die Leiden, welche damals einige christliche Eunuchen erduldeten, machten noch am Schluß der ganzen Verfolgungszeit von sich reden. Es wurde nichts ermittelt, obgleich mehrere Gerichtshöfe eingesetzt wurden und der Kaiser selbst zu Gericht saß. Man zog auch die Gemeinde außerhalb des Palastes ins Verhör. Eine Masse von Todesurteilen sind damals vollstreckt worden. Hierokles war der Statthalter von Bithynien, ein abgesagter Feind der Christen. Er hatte die Verfolgung seinerseits damit eröffnet, daß er zur Feder gegriffen hatte, um das Christentum vom Standpunkt des Neuplatonismus aus zu widerlegen, obgleich er nichts weniger als ein Gelehrter war. Was wir von seinem späteren Leben wissen, läßt uns vermuten, daß der ungewöhnliche Umfang, den die Verfolgung in Nikomedien annahm, zum guten Teil auf seine Rechnung zu setzen ist.

In den nächsten Wochen nach ihrer ersten Publizierung gingen die Edikte durch das Reich, und die Statthalter wußten, wie sie gemeint waren. Sie machten sich alsbald daran, die Kirchen zu zerstören und die Bibeln einzuziehen, wo sie sie fanden. Von dem Inhalt der Kirchen wurde in der Regel ein Verzeichnis aufgenommen; die heiligen Gefäße und die Ausstattungsstücke, die Bibliothek und die Vorräte

— alles wurde konfisziert und dann das Gebäude unbrauchbar gemacht.
Für die Bischöfe ergab sich die Frage, wie sie sich dem Edikt gegenüber verhalten sollten. Sollten sie dem kaiserlichen Befehl gehorchen oder ihm Widerstand entgegensetzen? Durften sie das Inventar der Kirche ausliefern und selbst die Heiligen Schriften den Heiden preisgeben? Oder war da ein Unterschied zu machen? Bis dahin war niemals ähnliches von ihnen verlangt worden, und sie hatten sich deshalb die Frage nicht vorgelegt oder sie gar auf einer Synode behandelt. Die Antworten fielen natürlich verschieden aus, soweit die Bischöfe überhaupt noch Zeit hatten, sich ihre Stellungsnahme zu überlegen. Im allgemeinen scheinen sie das Kirchengebäude und das Inventar preisgegeben zu haben; auch die Herausgabe der heiligen Gefäße verweigerten die meisten nicht; inbetreff der Heiligen Schriften aber blieben sie fest: die göttlichen Urkunden sollten nicht vernichtet werden. An diesem Punkte wichen sie nur der Gewalt.
Für die Kleriker und selbst für die Laien wiederholte sich dieselbe Frage. Denn sie waren vielfach im Besitz von Handschriften der Bibel oder doch ihrer wichtigsten Teile, etwa der Psalmen und der Evangelien. Wo es möglich gewesen war, hatte man die Basiliken noch rechtzeitig geräumt und die Bibliothek in Privathäusern untergebracht, wo die Heiligen Schriften am sichersten aufgehoben zu sein schienen. Die meisten Christen werden versucht haben, sie geheim zu halten; aber sie mußten sich sagen, daß sie sich Anzeigen aussetzten — von heidnischen Lauschern und selbst von übelwollenden Hausgenossen — und daß sie unter Umständen ihr Leben gefährdeten. Schon aus dem ersten Edikt konnten sich schwere Konflikte mit der Staatsgewalt ergeben. Widerspenstige Bischöfe und Laien wurden gefangen gesetzt und selbst hingerichtet. Manche werden sich schon in diesem ersten Moment der Verfolgung die Frage vorgelegt haben, ob es nicht das Sicherste wäre, sich durch Flucht den Auseinandersetzungen mit der Behörde zu entziehen. Denn der Staat setzte seinen Willen durch. Im ganzen römischen Reich, in den Städten und in den Dörfern wurden die christlichen Kirchen zerstört, die Handschriften der Bibel auf den öffentlichen Plätzen in Haufen geschichtet und verbrannt.
Als das zweite Edikt erging, wurde es ebenfalls in schroffster Weise durchgeführt. Soldaten suchten die Bischöfe und Kleriker in ihren Wohnungen auf und brachten sie in die Tempel. Wer nicht gutwillig

folgen wollte, wurde gebunden und zwangsweise hingeführt; es kam vor, daß christliche Bischöfe an Pferdehalftern durch die Stadt gezogen wurden. In den Tempeln erwarteten sie andere Soldaten, welche zum Opfer aufforderten. Wer sich weigerte, es freiwillig darzubringen, wurde durch Schläge gefügig gemacht. Mancher wurde mit Stöcken und anderen Marterinstrumenten derartig zugerichtet, bis er zu einer Willensäußerung unfähig wurde; dann wurde er zum Altar geschleppt, man füllte seine Hände mit Weihrauch und hielt sie in das Opferfeuer; so wurde das Räucheropfer mit ihm oder vielmehr an ihm vollzogen. Die kurze militärische Justiz ließ sich nicht auf lange Verhandlungen ein, auch nicht auf etwaige Versuche der Kleriker, ihr Gewissen zu retten. Wer am Altar gestanden hatte und nachher behauptete, nicht geopfert zu haben, wurde mit Schlägen zum Schweigen gebracht. Die Befehle der Regierung waren offenbar in scharfer Form ergangen und wurden von der Armee genau ausgeführt. Natürlich ging es dabei ohne einige Todesfälle nicht ab; es war auch nicht die Absicht der Regierung, Martyrien durchaus zu vermeiden. Gelang es aber einem Kleriker, seinen Widerspruch trotz aller Brutalität der Behandlung aufrecht zu erhalten, so wurde er nach wiederholten Foltern ins Gefängnis gelegt. Man wußte schon, daß dort nur wenige standhaft blieben. Als das dritte Edikt den Gefangenen die Freiheit versprach, wenn sie opfern würden, fügten sich die meisten. Die hartnäckigen Märtyrer unterwarf man neuen Leibesstrafen; man machte sie etwa zu Pferdeknechten und Kameltreibern; oder man verfügte ihre Hinrichtung. Als das vierte Edikt erging, hatte der Staat den Klerus unschädlich gemacht.
Als dies im Reiche publiziert wurde, wiederholte sich das Schauspiel, das man bei der Ausführung des zweiten gesehen hatte, nur in unendlich vergrößertem Maßstab. Man forderte sämtliche Christen auf, in die Tempel zu kommen und zu opfern. In allen Tempeln der Städte saß man zu Gericht, um die Durchführung der kaiserlichen Befehle zu beaufsichtigen; in den Gerichtszimmern stellte man Altäre auf, damit alle, die der Verhandlung beiwohnten, sich zunächst als devote Untertanen erweisen sollten. Die gewaltsamen Szenen steigerten sich ins Unmenschliche. Die Statthalter waren sich bewußt, daß sie den Widerstand der christlichen Massen, wenn sich irgendwo ein solcher entwickelte, nur durch Schrecken niederzwingen könnten; vielleicht waren gar dem kaiserlichen Edikt derartige Ausführungsbestimmungen beigegeben. Jedenfalls hören wir von Folterungen, wie sie sonst niemals

im römischen Reich vorgenommen worden sind. Man sollte meinen, die üblichen Mittel wären schon entsetzlich genug gewesen. Statt der Krallen wandte man an einigen Orten scharfe Scherben an, um die Körper von Christen zu zerfleischen; man behandelte mit ihnen nicht nur die Seiten der Unglücklichen, wie sonst zu geschehen pflegte, sondern nahm auch die übrigen Körperteile in Angriff. Statt der glühenden Metallplatten nahm man geschmolzenes Blei, das man den Ärmsten über den Rücken goß. Wo man Feuer gebrauchte, ließ man es möglichst langsam wirken; in Antiochien hat man Christen lebendig auf einem Roste gebraten. Man schreckte nicht davor zurück, Menschen an den Ohren, Nasen und Händen zu verstümmeln oder ihnen die Beinknochen zu zerbrechen. In Alexandrien waren die Christen reihenweise in einer Säulenhalle am Markte aufgehängt, an einer Hand oder an einem Bein; der Statthalter ging zwischen ihnen auf und ab und wartete darauf, bis sie, von den Qualen übermannt, sich zum Opfer bereit erklärten; dauerte es ihm zu lange, so ließ er eine Verschärfung der Folter eintreten. Es ist nicht nötig, alle Quälereien, auf die man verfiel, aufzuzählen. Wer würde auch dazu imstande sein? Die Justiz macht einen völlig barbarischen Eindruck. Eine ganze Reihe von Statthaltern haben sich persönlich durch besondere Grausamkeiten ausgezeichnet: Hierokles in Bithynien und später in Ägypten, sein Vorgänger in Ägypten Kulkianus, Urbanus und Firmilianus in Palästina; sie haben ihre Namen mit Blut in die Weltgeschichte geschrieben. Der Cäsar Galerius beteiligte sich gar an der Folterung; die haarsträubenden Entsetzlichkeiten, die dabei vorkamen, gingen zum Teil auf seine eigene Anordnung zurück. Wo man zu Todesurteilen schritt, suchte man die abschreckendsten Formen aus und bemühte sich, die Qualen der Verurteilten durch geeignete Maßnahmen zu verlängern. Nahm man eine Verbrennung vor, so ließ man das Feuer in weitem Abstand von dem Menschen anzünden, oder man umwand nur seine Füße mit ölgetränkten Tüchern, die man ansteckte. Häufiger als sonst wurde die Kreuzigung gegen Christen angewandt, deren tödliche Wirkung in der Regel erst nach mehreren Tagen eintrat. Wenn man Christen ertränkte, tat man ihnen den besonderen Schimpf an, daß man ihnen die ehrenvolle Bestattung raubte; man bestrafte mit dem einen, den man tötete, zugleich die Gemeinde, indem man ihr die Reliquien des neuen Märtyrers entzog, nach denen sie Verlangen trug. Am schlimmsten von allen Ländern aber wurde Ägypten betroffen.

Dort kam es selbst zu massenhaften Hinrichtungen, die sich an einzelnen Orten bis zu hundert an einem Tage gesteigert haben sollen, wie Eusebius[15] gesehen haben will. Der Staat verbreitete über die Christengemeinden einen Schrecken sondergleichen. Man begreift, daß manche Christen, als sie weggeführt werden sollten, sich in ihren eigenen Häusern den Tod gaben, indem sie sich aus dem oberen Stockwerk auf das Pflaster des Hofes hinabstürzten. In Antiochien sprang eine Mutter mit ihren beiden Töchtern in den Fluß, an dem sie vorbeigeführt wurden, um sie und sich der Schande zu entziehen.

Man kann sich die Wirkung solcher Maßregeln denken, wenn sie überall vollzogen wurden und die Welt mit ihrem Widerhall erfüllten. Es ist wohl kein Zweifel, daß es dem Staat gelungen ist, einen großen Teil der Christen zum Opfer zu zwingen. Es fehlte nicht an Fällen von heldenhaftem Widerstand; aber er ging meist von jungen Leuten aus, die sich im Augenblick zu einer Heldenrolle berufen fühlten, und er wurde bald niedergeschlagen.

Außerordentlich häufig aber waren die Versuche, die von Christen gemacht wurden, um den Anordnungen des Staates scheinbar zu genügen und doch einem Abfall vom Glauben aus dem Wege zu gehen, um nicht in der Kirche unter den Büßern stehen zu müssen. Das Opfer, das von einer großen Menschenmenge unter allen erdenklichen Zwangsmaßregeln erreicht werden sollte, ließ sich nicht ohne Unordnung und Tumult vollziehen, so daß die Beamten schließlich mit jeder Form der Unterwerfung zufrieden waren. Wie sie es geschehen ließen, daß die Soldaten den Christen gewaltsam Weihrauchkörner in die Hand oder Opferfleisch in den Mund steckten, obwohl jene Leute beteuerten, daß sie Christen sein und bleiben wollten, so sahen sie auch gelegentlich durch die Finger, wenn ein Christ an den Altären vorüberging, ohne das Opfer darzubringen. Manche Christen gaben den Soldaten, die sie abholen wollten, Geld, um unbelästigt zu bleiben; andere zeigten eine falsche Bescheinigung darüber vor, daß sie bereits geopfert hätten; wieder andere veranlaßten einen heidnischen Freund, an ihrer Stelle das Opfer zu vollziehen; es kam gar vor, daß man Sklaven schickte, obwohl diese selbst Christen waren. Nach dem Opfer des Weihrauchs und Weines wurde in der Regel noch verlangt, daß die abgefallenen Christen an einer Opfermahlzeit teilnahmen, aber selbst dabei gab es Möglichkeiten, sich zu schützen. Man konnte sich an eine besondere Tafel setzen und nur Speisen essen, die man mitgebracht hatte, so daß

man die Mahlzeit zwar mitmachte, aber sich doch nicht befleckte. Im Grunde leitete die christliche Bußdisziplin, wie sie von den Bischöfen gehandhabt wurde, dazu an, solche Schleichwege aufzusuchen. Als die Kirche später die abgefallenen Christen vor ihr Gericht rief, behandelte sie jeden Fall besonders, je nach der Schwere der Verschuldung; ein Opfer, das man vorgespiegelt hatte, wurde bei weitem nicht so schwer geahndet, wie ein wirkliches. Mit Rücksicht darauf wußten einige, die das Opfer nicht hatten vermeiden können, die Soldaten zu bewegen, mit ihnen hinterher ein Scheinmartyrium anzustellen, um den Makel, den sie in den Augen der Gemeinde davongetragen hatten, abzuwaschen.

Natürlich hatten sich viele Christen der Verfolgung durch die Flucht entzogen, vor allem die Wohlhabenden unter ihnen und viele Bischöfe. Eusebius von Cäsarea hielt sich in Tyrus und später in der ägyptischen Thebais auf und es gelang ihm, unbehelligt zu bleiben. Der Bischof Petrus von Alexandrien soll auf seiner Flucht bis an die Grenzen des römischen Reiches gekommen sein. Er floh nach Mesopotamien, hielt sich später in Phönizien und Palästina auf oder versteckte sich auf einsamen Inseln. Er hatte in solchem Maße die Verbindung mit seiner Gemeinde verloren, daß er erst Ostern 306 Bestimmungen treffen konnte über das, was sich im Jahre 303 ereignet hatte. Überhaupt irrten Ägypter in der ganzen Welt umher. Sie hatten scharenweise die Heimat verlassen und sich in andere Provinzen begeben, wo sie sich sicherer glaubten als zu Hause. In der Fremde sind viele von ihnen Märtyrer geworden.

Die genauen Nachrichten über die Leiden der christlichen Gemeinden während der diokletianischen Verfolgung stammen zum größten Teil aus Ägypten und Palästina, und wir können einen deutlichen Unterschied zwischen den beiden Provinzen wahrnehmen. Die Verfolgung ist in Ägypten am schärfsten durchgeführt worden; nur dort es ist zu massenhaften Hinrichtungen gekommen. Die Berichte aus Palästina mögen für den Orient im ganzen gelten. Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß die Schreckenszeit in den übrigen Provinzen des Ostens anders verlaufen ist. Für den Reichsteil, dem der Cäsar Galerius vorstand, die Präfektur Illyricum, würden wir unsere Vorstellung von der Grausamkeit des Verfahrens eher zu steigern als zu ermäßigen haben. Aber anders als im Osten des Reichs scheint es von Anfang an im Westen gestanden zu haben. Der Augustus und der Cäsar dieser

Reichshälfte, der alte Maximian und Konstantius, hatten an jenen Beratungen in Nikomedien während des Winters 302—3 nicht teilgenommen — man könnte denken, daß sie von Galerius absichtlich ferngehalten worden wären, damit sie nicht seinen Plänen widersprächen. Als der Beschluß der Christenverfolgung von Diokletian und Galerius gefaßt worden war, wurde er zugleich im Namen der beiden anderen publiziert und das gemeinsame Edikt wurde ihnen zugeschickt, damit es auch in ihren Reichsteilen an die Statthalter weitergegeben und allgemein durchgeführt wurde. Vielleicht lag es an der Art und Weise, wie der verhängnisvolle Beschluß zustande gekommen ist, daß er im Westen nicht in jener brutalen Weise zur Ausführung kam wie im Osten. Maximian und Konstantius stellten sich den Edikten anders gegenüber als deren Urheber, Diokletian und Galerius; und auch bei den beiden Herrschern des Westens ist eine Verschiedenheit der Stellungnahme nicht zu verkennen. Maximian hat in seinem Reichsteil alle vier Edikte publizieren und ausführen lassen, wenn auch in milderer Form, als es im Osten allgemein geschah; Konstantius gab überhaupt nur das erste Edikt bekannt. Die Statthalter handelten überall, wie ihre Kaiser wollten und vorschrieben.

Über den Reichsteil Maximians liegen uns nähere Nachrichten nur aus Afrika vor. Sie handeln meistens von der Ausführung des ersten Edikts, das die Verbrennung der Bibeln und die Zerstörung der Kirchen befohlen hatte. Der erste Unterschied, den wir bemerken, wenn wir vorher die Verfolgung im Osten des Reichs beobachtet hatten, ist der, daß das Edikt die Gemeinden nicht überraschte. Es waren schon mehrere Monate vergangen, seit es in der östlichen Reichshälfte publiziert und ausgeführt worden war, als es endlich von der Regierung in Italien an die Statthalter in Afrika geschickt und von ihnen an die Magistrate der Provinzialstädte weiter gereicht wurde. Die Christen hatten längst Privatnachrichten erhalten über das, was ihnen bevorstand, und sie hatten sich demgemäß vorbereitet. Da man die Kirchengebäude nicht retten konnte, hatte man wenigstens die Heiligen Schriften in Sicherheit gebracht. Wir beobachten ferner, wie nachsichtig die Beamten des Staates auftraten, als sie das kaiserliche Edikt vollstreckten. Die Bischöfe hatten vielfach wertlose Bücher in den Bücherschränken der Kirche untergebracht, Schriften von ketzerischen Autoren und derartiges. Sie hofften, daß die Soldaten, die mit der Ausführung des Edikts betraut waren, sich damit begnügen würden, irgendwelche Schriften

vorzuzeigen und zu verbrennen und daß dann weitere Nachforschungen nach den wirklichen Heiligen Schriften unterbleiben würden. Sie täuschten sich darin nicht. Es kam vor, daß die Soldaten um Ausschußware baten, wenn ein Bischof nicht selbst auf den Gedanken gekommen war, sie damit zu versorgen. Als aber christliche Kleriker, die mit dem Verhalten ihres Bischofs nicht einverstanden waren, dem Prokonsul in Karthago anzeigten, in welcher Weise seine Beamten getäuscht worden wären, ließ dieser es dabei bewenden; ihm war sogar gemeldet worden, wo die Christen ihre heiligen Bücher versteckt hätten und er ließ nicht einmal eine Haussuchung vornehmen. Immerhin ist das erste Edikt in Afrika zur Ausführung gebracht worden. Die Kirchen wurden zerstört und die Bibeln auf den öffentlichen Plätzen verbrannt, und der Staat ließ sich offenen Widerstand so wenig bieten wie anderwärts: Bischöfe, die sich fortgesetzt weigerten, die Heiligen Schriften auszuliefern, wurden zum Tode verurteilt und hingerichtet. Der Statthalter von Afrika verstand das Edikt so, als wenn damit zugleich alle Versammlungen von Christen verboten wären, auch wenn sie in kleinem Kreise und unter dem Schutz eines Privathauses stattfänden. Wo er derartiges bemerkte, griff er ein und legte die Schuldigen ins Gefängnis.

Maximian ließ auch das zweite Edikt in seinem Reichsteil ausführen. Wir besitzen aus allen drei Diözesen seiner Präfektur, aus Pannonien, Italien und Afrika, Nachrichten von Bischöfen und Klerikern, die Märtyrer wurden; es fehlt auch nicht an solchen, die von Fällen des Abfalls berichten. Der Bischof von Rom, Marcellinus, soll geopfert haben — ob mit ihm zugleich ein Teil seines Klerus abgefallen ist und unter welchen Umständen sich der Fall zugetragen hat, das wissen wir nicht.

Es läßt sich endlich kaum bezweifeln, daß Maximian auch das letzte Edikt, das allen Laien zu opfern befahl, publiziert und durchgeführt hat. Wir kennen aus Rom die Namen von drei Märtyrern der diokletianischen Verfolgung, die der offizielle Kalender der Kirche aufbewahrt hat: Parthenius und Kalokerus starben am 19. Mai 304, Basilla am 20. September desselben Jahres; aus Afrika hören wir von einer Frau Crispina, die am 5. Dezember — ebenfalls im Jahre 304, — hingerichtet wurde. Wo es Märtyrer gab, hat es natürlich auch Gefallene gegeben. Wir werden das ganze traurige Drama von einem Massenabfall der Christengemeinden in sämtlichen Provinzen Pannoniens, Italiens und Afrikas vorauszusetzen haben.

Im einzelnen scheint sich doch alles etwas anders vollzogen zu haben als in den östlichen Provinzen. Die Gemeinden im Westen werden in den meisten Fällen gewußt haben, was ihnen bevorstand. Sie konnten daher nach allen Seiten hin ihre Vorbereitungen treffen. Wer sich nicht zum Märtyrer berufen fühlte, hatte Zeit, sich in Sicherheit zu bringen. Wir hören ferner nichts von den abgefeimten Grausamkeiten bei der Folterung, welche im Osten die Verfolgung so widerwärtig machen; kein Statthalter hat sich einen so schlechten Namen bei den Christen gemacht wie jene Persönlichkeiten in Ägypten und Palästina: Anullinus in Karthago erscheint uns, wo wir ihn auftreten sehen, als ein korrekter Beamter: man kann in den Märtyrerakten eher Züge von Nachsicht, als von Grausamkeit an seinem Charakter entdecken. Und schließlich darf man wohl den Schluß ziehen: wenn die Provinzen Maximians so wenige Märtyrer aufzuweisen haben, kann die Verfolgung nicht allzu schlimm gewesen sein, wenigstens nicht zu vergleichen mit den Leiden, welche die östlichen Provinzen unter Diokletian und Galerius auszuhalten hatten.

Am wenigsten hatte der Reichsteil des Konstantius zu leiden; er umfaßte, wie gesagt, den westlichen Teil Mauretaniens, der Spanien gegenüberliegt, ferner ganz Spanien, Gallien und Britannien, große weite Länder, in denen allerdings das Christentum noch nicht in dem Maße Fuß gefaßt hatte wie in Italien und Afrika oder gar in den östlichen Reichsteilen. Die günstigeren Bedingungen, welche die Religionspolitik des Konstantius der Kirche bot, kamen also einer verhältnismäßig geringeren Anzahl von Gemeinden zugute. Konstantius scheint dem Christentum persönlich nahegestanden zu haben, und er hielt seine Stellung am Rhein für gesichert genug, um den Anweisungen, die aus Nikomedien an ihn ergingen, einen passiven Widerstand entgegensetzen zu können. Er ließ das erste Edikt, als es ihn erreichte, publizieren und ausführen. Er hat demgemäß die Kirchen in seinem Reichsteil zerstören lassen, obwohl die Christen dies schon bald nachher in Abrede stellten. Seine Beamten haben sich von den Bischöfen die Heiligen Schriften, die heiligen Gefäße und sogar Listen der Gemeindemitglieder ausliefern lassen, das gesamte Inventar der Kirchen. Es wird nicht zu bezweifeln sein, daß die Bibeln auf Befehl des Kaisers öffentlich verbrannt worden sind, obgleich die Christen das aus Rücksicht auf des Kaisers großen Sohn später gern verschwiegen. Im übrigen aber ist es richtig, was die christlichen Schriftsteller berichten, daß

Konstantius die weiteren Edikte nicht zur Ausführung brachte. Der Klerus sowohl wie die Gemeinden blieben von Zwangsmaßregeln verschont. In den westlichen Provinzen des Reichs wurde kein Christ zum Abfall von seinem Glauben genötigt und wir haben aus diesen großen Landschaften keine beglaubigte Nachricht über einen Märtyrer aus der diokletianischen Verfolgung. Das Wohl der Gemeinden lag Konstantius mehr am Herzen als Diokletian.

Es leuchtet ein, daß das Verhalten der beiden Regenten des Westens das Ergebnis der Religionspolitik Diokletians bestimmen mußte. Wenn eine Vernichtung der christlichen Kirche ins Auge gefaßt war, so ließ sich ein derartig ungeheurer Plan doch nur unter der Voraussetzung verwirklichen, daß er im ganzen Reiche in allen Provinzen gleichmäßig durchgeführt wurde. Die planmäßige Verfolgung, die Diokletian sich ausgedacht hatte, mußte mit den sich steigernden Maßregeln gegen die Christen an dem gleichen Tage überall einsetzen, mußte die Gemeinden unvorbereitet treffen, und der Druck des letzten Opfergebots mußte jahrelang auf allen Gliedern der Kirche lasten, bis der letzte Funken in dem Aschenhaufen erloschen war. Dann, aber auch nur dann, konnte der Staat hoffen, die Kirche zu besiegen. Sobald in der Durchführung des Riesenplanes sich Mängel zeigten, war der Erfolg in Frage gestellt, ja, er war eigentlich schon unmöglich. Die Fehler, die gemacht worden sind, sind leicht erkennbar: sie sind von dem Urheber der Verfolgung, von Diokletian selbst, begangen. Wenn er zu seinen Beratungen über das Vorgehen gegen die Kirche Maximian und Konstantius aus irgendwelchen Gründen nicht zuziehen wollte, mußte er sich wenigstens ihres Gehorsams versichern, ehe er zur Ausführung schritt. Wo es sich um die Unterdrückung und Vernichtung einer Religion handelte, kam es mehr als bei andern Gesetzen auf die persönliche Stellungnahme der einzelnen Regenten an. Die Menschen jener Zeit ließen sich von religiösen Neigungen und Abneigungen stärker regieren als früher. Es war nicht als selbstverständlich vorauszusetzen, daß jeder Herrscher bereit war, gegen einen großen Teil seiner Untertanen mit blutiger Strenge vorzugehen. Nicht minder bedenklich war es, daß die Edikte zu verschiedener Zeit in den vier Reichsteilen ausgeführt wurden. Es erscheint uns als ein überhastetes Verfahren, wenn in Nikomedien Diokletian das erste Edikt anschlagen ließ und — durch besondere Umstände dazu veranlaßt — alsbald zu Massenmorden von Christen fortschritt, ohne Anordnungen zu treffen, daß die

Statthalter der Provinzen mit ihm Schritt hielten. Die Kunde von den Ereignissen in Nikomedien mußte sich durch das ganze Reich verbreiten; indem der Staat zuließ, daß sich die Kirche auf die große Verfolgung vorbereitete, gab er einen Hauptvorteil preis, die Möglichkeit, die Kirche zu überraschen, und damit eine Bedingung seines Sieges. So fein der Plan der diokletianischen Verfolgung ausgedacht war, so mangelhaft ist er ausgeführt worden. Als man das Riesenprojekt in die Wirklichkeit umsetzte, sind Fehler von so elementarer Art gemacht worden, daß man meinen sollte, jeder Unterbeamte hätte sie vermeiden können.

Das alles erfuhr noch eine Verstärkung, als nach zwei Jahren die Verfolgung im Westen überhaupt aufhörte. Am 1. Mai 305 legte Diokletian seine Krone nieder, die er mehr als zwanzig Jahre getragen hatte, und er veranlaßte Maximian, am gleichen Tage in Mailand denselben Akt zu vollziehen. An ihrer Statt traten als Augusti in die ersten Stellen im Reich Konstantius und Galerius. Sie behielten beide als Verwaltungsgebiete ihre bisherigen Präfekturen, die gallischen Provinzen und Illyrikum. Zu Cäsaren wurden ernannt Severus und Maximinus Daja. Sie übernahmen die Gebiete Diokletians und Maximians, Severus die Präfektur Italien, Daja den Orient. Damit bekam die christenfreundliche Gesinnung des Konstantius eine Bedeutung für den ganzen Westen; wir hören nicht, daß Severus den Versuch gemacht hat, die Christen in Pannonien, Italien und Afrika weiter zu verfolgen. Und als dieser nach zwei Jahren von Maxentius, dem Sohn des alten Maximian, verdrängt wurde, änderte sich das Schicksal der christlichen Gemeinden nicht mehr. Der Usurpator stellte sich der Kirche freundlich gegenüber, um seine Herrschaft in ein günstiges Licht zu setzen. Schon im Jahre vorher war der Augustus Konstantius gestorben und hatte in seinem Sohne Konstantin seinen Nachfolger erhalten. Dieser machte aus seiner Neigung zum Christentum vollends kein Hehl: es soll seine erste Regierungshandlung gewesen sein, daß er den Christen freie Religionsübung gestattete. Später gerieten dann Konstantin und Maxentius in einen politischen Gegensatz, der schließlich zum Kriege zwischen beiden und zur Besiegung des Maxentius an der Milvischen Brücke führte. Im Zusammenhang damit nahm Maxentius, um den Gegensatz gegen Konstantin deutlich zu machen, die Stellung eines Verehrers der heidnischen Religion ein. Damals ist es noch einmal zu Verbannungsurteilen gegen zwei römische Bischöfe gekommen, gegen Marcel-

lus und Eusebius; Streitigkeiten im Schoße der christlichen Gemeinde scheinen die Veranlassung zum Einschreiten des Staates gegeben zu haben. Es war ein Nachklang der Verfolgungszeit. Im allgemeinen hatte die Kirche im Westen des Reiches seit dem Jahre 305 Frieden.

Maximinus Daja

Um so schlimmer stand es im Osten. In Galerius war der entschiedenste Feind der Christen an die höchste Stelle gelangt. Maximinus Daja war sein Verwandter und sein vergröbertes Abbild; vor allem waren sie einig im Haß gegen die Kirche. Daja begann noch einmal mit allgemeinen Maßregeln, als wenn die beiden vorhergehenden Jahre nichts derartiges gebracht hätten. Wahrscheinlich hat Galerius in seinem Bereich dasselbe ins Werk gesetzt; nur sind uns aus seinem Reichsteil keine Berichte darüber erhalten. An der Persönlichkeit des Daja kann man Beobachtungen machen, die für die Menschen jenes Zeitalters typisch sind. Er war in den Wäldern seiner illyrischen Heimat als Hirt aufgewachsen, dann in die Armee getreten, durch die Vermittlung seines Oheims von Stufe zu Stufe gestiegen, bis er noch als junger Mann auf den Thron der Cäsaren gelangte. Er gebrauchte seine Stellung dazu, um sich in Zechgelagen und Ausschweifungen zu ergehen, in solchem Maße, daß selbst seine rohen Kameraden über die Folgen ängstlich wurden. Dieser Mensch aber war religiösen Einflüssen zugänglich, und geriet alsbald in die Hände der Magier seines Hoflagers, die in ihm den Hort des Heidentums erblickten. Der Kaiser hing persönlich an den religiösen Zeremonien. In seinem Palast wurde täglich geopfert; er aß kein Fleisch, wenn nicht das Tier von einem Priester am Altar geschlachtet war. Er wagte sich an kein Unternehmen, ohne vorher Orakel zu befragen. Es war für die Priester seiner Umgebung nicht schwer, die Neigungen des Regenten auszunutzen. Die Oberpriester der hervorragenden Kulte bekamen die wichtigsten Stellen in der Staatsverwaltung; wo die Tempel verfallen waren, wurden sie auf öffentliche Kosten wieder aufgebaut und die Priesterschaften aufs neue eingerichtet. Der Kaiser hielt darauf, daß die Oberpriester der Provinzen, die er einsetzte, Männer waren, die sich im Staatsdienst bewährt hatten; eine Ehrenwache von Soldaten, die ihnen zugeteilt war, sorgte dafür, sie als die ersten Persönlichkeiten des Reiches erscheinen zu lassen. Daja rühmte sich öffentlich, daß die Götter seine Frömmigkeit be-

lohnten: seit er den Thron innehabe, habe keine Hungersnot, keine Pest und kein Krieg seine Länder betroffen.

Unter den damaligen Verhältnissen war eine solche Gesinnung gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung an die Kirche. Noch im Jahre 305 erging ein Edikt an die Statthalter der Provinzen, daß alle Christen zum Opfer veranlaßt werden sollten. Das vierte Edikt Diokletians wurde damit wiederholt. Man mag am Hof zu der unerwarteten Erkenntnis gekommen sein, daß die Maßregeln Diokletians selbst in den Provinzen, in denen sie mit Strenge durchgeführt waren, ihr Ziel verfehlt hatten. Die Kirche war nicht vernichtet; sie konnte vielleicht nicht einmal als unterworfen gelten. Denn überall hielten die Christen, auch wenn sie unter dem Druck der Behörden einmal geopfert hatten, zusammen und warteten auf den Augenblick, wo sie sich wieder als Gemeinschaft zeigen durften. Die Leiden, die über sie verhängt waren, hatten sie untereinander verbunden. Waren die Gottesdienste untersagt, so war das Verlangen nach ihnen um so größer; und die vielen Berührungen, die im öffentlichen und privaten Leben stattfanden, waren nicht zu verbieten. Es war eine Gemeinde, die vorläufig alle äußeren Zeichen der Gemeinschaft entbehren mußte, die aber um so stärker in Glauben und Hoffen verbunden war. Der Staat kannte keine neuen Mittel, sie zu sprengen; er wandte darum die alten an, das allgemeine Opfer und barbarische Strafen für die Widerspenstigen. Man ging dabei mit Sorgfalt und Umsicht vor, um ein Ausweichen der Christen unmöglich zu machen. Offiziere gingen in den Städten herum und nahmen ein Verzeichnis der Bewohner auf. Dann wurden alle der Reihe nach im Tempel aufgerufen und zum Opfern veranlaßt. Niemand war davon ausgenommen; Heiden und Christen wurden gemeinsam zum Altar geführt. Man glaubte, indem man das Opfer von allen Einwohnern verlangte, zugleich alle Christen zu treffen. Es gab wiederum eine Anzahl von Christen, die sich nicht zum Opfer zwingen ließen. Die Richter verurteilten sie zu den üblichen Strafen. Man suchte aber auch nach neuen Schreckmitteln und scheute nicht davor zurück, Maßregeln anzuordnen, die vom Gesetz unter andern Umständen mit der Todesstrafe bedroht wurden, wie die Kastration.

Die allgemeine Verordnung zog in den nächsten Jahren eine Reihe von kleineren Christenprozessen nach sich. Durchreisende Christen wurden aufgegriffen, ansässige Bürger dabei überrascht, wie sie gemeinsam die Heiligen Schriften lasen; immer aufs neue wurden einzelne zu den Tieren und zum Feuertod verurteilt oder in die Bergwerke geschickt.

Nachdem sich das alles drei Jahre lang hingezogen hatte, bekamen einige Statthalter den Eindruck, als wenn der Druck von oben nachließe; sie nahmen sich daher die Freiheit, die Verfolgung in ihrem Bereich für beendet zu erklären. Aus den Steinbrüchen in der Thebais wurden die christlichen Gefangenen entlassen, zumal nur wenige von ihnen bei der schweren Arbeit zu brauchen waren. Vielleicht gab gerade diese unbeabsichtigte Milde seiner Beamten dem Kaiser Daja die Veranlassung, noch einmal eine allgemeine Christenverfolgung anzuordnen. In der zweiten Hälfte des Jahres 309 erging ein Edikt, das eine Restauration des heidnischen Kultes befahl und die Einwohner aufs neue in die Tempel der Stadt rief. Alle, Männer, Weiber und Kinder, sollten ein Weihrauch- und ein Trankopfer darbringen und am Opfermahl teilnehmen. Der Befehl war derselbe wie im Jahre 305; nur war, wie es scheint, die Ausführung genauer vorgeschrieben. Indem man dasselbe Opfer von allen Untertanen des Reiches verlangte, hoffte man wiederum, die Christen miteinzuschließen. In derselben Absicht wurden auf dem Markt die Waren mit Opferblut und Opferwein besprengt, und in den Bädern wurden Posten aufgestellt, die jeden Eintretenden zum Opfer nötigten. Dem Christen war es unmöglich gemacht, zu baden und den Markt zu besuchen, wenn er sich nicht immer aufs neue besudeln wollte. Wiederum folgten drei Jahre der Verfolgung, und es geschah gegen den Willen Dajas, wenn sie im Jahre 311 beendet wurde.

Galerius war damals von einer schweren Krankheit ergriffen worden. Als die Ärzte und Heilmittel versagten und die Götter keinen Rat mehr zu geben wußten, wandte sich der Kaiser an den Gott der Christen, den er sein Leben lang beleidigt hatte, und suchte ihn zu versöhnen. In einem Erlaß vom 30. April 311 hob er die Christenverfolgung auf. Das Edikt erging im Namen aller vier Kaiser, des Galerius, Konstantin, Licinius und Daja, und es sollte im ganzen Reich publiziert werden. Vor den Augen der Untertanen erörterte der Kaiser die Religionspolitik der letzten acht Jahre. Er sprach von den Christenverfolgungen, die dem Wunsch entsprungen wären, die Religion der Väter wiederherzustellen. Der Kaiser erkannte an, daß die Maßregeln ihren Zweck verfehlt hätten. Er hätte die Christen wohl hindern können, ihre Gottesdienste zu begehen, aber er hätte nicht vermocht, sie zum heidnischen Kult hinüberzuziehen. Darum gestattete er ihnen, die Kirchen wieder aufzubauen und ihre Gottesdienste einzurichten. Es war am Schluß die Bitte hinzugefügt, daß die Christen nunmehr für das Wohl des

Kaisers und des Staates beten sollten — das persönliche Motiv des Gesetzes war damit deutlich ausgesprochen.

Wie mußte dies Edikt auf die Christen wirken! Welch ein Gericht Gottes, als der Kaiser, den man mit Recht als den eigentlichen Urheber der Christenmorde ansah, auf ein schmerzvolles Krankenlager geworfen wurde und nun vor seinem Ende zum Kreuze kroch und durch ein Aktenstück dem Erdkreis bekannte, daß sein Angriff auf die Kirche auf einem Irrtum beruht habe und vergeblich gewesen sei. Was für entsetzliche Einzelheiten erzählte man sich von den Leiden, die der Kaiser ein ganzes Jahr lang auszustehen hatte! Und Gott nahm seine öffentliche Buße doch nicht an; er raffte ihn in seinen Sünden dahin, wenige Tage nachdem er den Christen die Freiheit gegeben hatte.

Ein Jubel sondergleichen ging durch die Kirchen der östlichen Provinzen. Noch konnte niemand ahnen, welche Folgen es haben sollte für die weltgeschichtliche Stellung der christlichen Religion, daß der Staat vor dem Kreuz seine Waffen streckte. Man hielt sich an das Nächstliegende. Die Eindrücke waren überwältigend. Die Gefängnisse öffneten sich allenthalben für die Christen. Man sah die bleichen abgezehrten Gestalten aus dem schmutzigen Dunkel herauskommen, an den Folgen der Mißhandlungen krankend, aber umstrahlt von überirdischem Glanz. Das waren die Überwinder, denen Gott den Kranz des Lebens verliehen hatte. Die Bergwerke schickten die Christen in ihre Heimat zurück. Man konnte auf den Landstraßen ganzen Scharen von ihnen begegnen, wie sie, von den Ketten befreit, mühselig dahinzogen und Psalmen sangen; die Wundmale an ihren Leibern erschienen wie öffentliche Ehrenzeichen. Der Herr hatte die Gefangenen Zions erlöst; ihr Mund war voll Lachens und ihre Zunge voll Rühmens. Sie verteilten sich in die Städte und Dörfer ihrer Heimat, und wurden die Mittelpunkte der Gemeinden. Acht Jahre lang hatten die Christen nur im Verborgenen ihres Glaubens leben dürfen. Wo noch ein Stück der Heiligen Schriften sich vor den Augen der Späher gerettet hatte, hatte man heimlich darin zu lesen gesucht in ständiger Angst vor den Angebereien der Nachbarn und Hausgenossen. Die Zusammenkünfte waren verboten gewesen; man hatte nicht wagen dürfen, ein gemeinsames Lied zu singen; selbst die Grüfte der Märtyrer waren nur mit Angst zu betreten gewesen. Jetzt durfte man wieder seines Glaubens froh werden. Die Flüchtlinge kehrten zurück, die Gemeinden organisierten sich; man konnte wieder die Feste feiern, die Heiligen Schriften

anhören und das Abendmahl feiern, die Gräber besuchen und selbst an den Wiederaufbau der Kirchen denken.

Es kamen freilich noch mehrere Rückschläge. Obgleich das Toleranzedikt von seinem Oheim und Adoptivvater verursacht und zugleich in seinem eigenen Namen ausgegangen war, suchte Maximinus Daja noch einmal, wenigstens in seinem Reichsteil zur Verfolgung zurückzulenken. Der Haß gegen die Christen war in ihm stärker als die Empfindungen der Pietät. Er fand einen Weg, gehorsam zu erscheinen, ohne sich durch das Edikt die Hände zu binden. In seinen Ländern wurde es nicht öffentlich bekanntgegeben. Er teilte den Inhalt desselben den Statthaltern der Provinzen mit und wies sie an, ihn an ihre Unterbeamten weiterzugeben. Er befahl, die Christenprozesse einzustellen, und die Christen nicht weiter zu belästigen. Die Ausführung wird dieselbe gewesen sein wie in den übrigen Teilen des Reiches. Aber schon nach einem halben Jahre begann der Kaiser mit leisen und allmählich stärker werdenden feindlichen Maßregeln. Um sich seinen Mitregenten gegenüber den Rücken zu decken, wußte er sie als Wunsch der Bevölkerung erscheinen zu lassen. Er veranlaßte, daß die Hauptstädte seines Reiches Gesandtschaften an ihn abordneten, um die Bitte vorzutragen, daß er den Christen den Aufenthalt in der Stadt verbieten möchte. Die Stadt Nikomedien, wo sich der Kaiser gerade aufhielt, ging damit voran, Antiochien und Tyrus folgten; die Deputationen sind wahrscheinlich zahlreich gewesen. Der Kaiser gab ihnen huldvolle Antworten und sicherte die Gewährung der Bitte zu; und nicht allein das: er ließ das Gesuch der Städte und seine Entscheidung in Marmortafeln graben und in Erz gießen, und auf dem Markt der Städte aufstellen. Es war wie eine Aufforderung an alle Untertanen des Reiches, diesem Beispiel zu folgen; wir wissen, daß selbst kleine Städte es nachahmten. Die Folge mußte sein, daß viele Städte die Christen aus ihren Mauern vertrieben.

Noch auf andere Weise suchte Daja die öffentliche Meinung zu bearbeiten. Von irgendeinem Christenfeinde waren Akten des Pilatus erdacht worden, eine Darstellung des Prozesses Jesu, die von Bosheiten gegen den Herrn strotzte. Der Kaiser ließ die Schmähschrift öffentlich anschlagen und suchte sie als Schulbuch einzufügen: schon die Kinder sollten den Namen Jesus verhöhnen lernen. Die Beamten merkten bald, wie sie dem Kaiser sich gefällig erzeigen könnten. Ein Kommandant in Damaskus machte einige Weiber ausfindig, die bereit waren zu

bezeugen, daß die christlichen Gottesdienste in wüsten Orgien beständen; die alte Fabel mußte noch einmal herhalten, um das Volk gegen die Christen wild zu machen. Als der Kaiser das Protokoll erhalten hatte, das der eifrige Dux ihm übersandte, ließ er es offiziell bekannt machen. Mit der Bedrückung der Kirche ging wieder Hand in Hand eine Aufrichtung des heidnischen Kultus. Jede Stadt erhielt ihren Oberpriester, und jede Provinz ihren Pontifex; sie mußten für die Aufrechterhaltung der religiösen Riten Sorge tragen und speziell auf die Christen drücken. Es war den Richtern zunächst noch verboten, Todesurteile zu fällen; aber es wurden wieder Zwangsmaßregeln angewandt. Man erzählte von grausigen Verstümmelungen; den Christen, die nicht opfern wollten, wurden die Augen ausgestochen, Hände und Füße abgehauen, Nasen und Ohren abgeschnitten. In der Armee scheint das Opfergebot strikt durchgeführt worden zu sein; die Christen wurden nicht mehr, wie früher, entlassen, sondern zur Unterwerfung gezwungen. Daneben gingen Verbote an die Gemeinden, sich zu versammeln, und schon streckte der Staat noch einmal seine Hand nach den Führern der Kirche aus. Am 25. November 311 wurde der Bischof Petrus von Alexandrien hingerichtet; am 7. Januar folgte ihm Lucian, der große christliche Lehrer von Antiochien, in den Tod: er wurde im Gefängnis von Nikomedien erdrosselt. Damals wurde auch der Bischof Anthimus von Nikomedien Märtyrer. Die Christenverfolgung war in den östlichen Provinzen wieder im Gange.

Die allgemeinen politischen Ereignisse sollten das Christentum retten. Schon längere Zeit standen sich die vier Kaiser in Waffen gegenüber. Den Reichsteil des Galerius hatte Licinius erhalten; da er sich über die Grenzen seines Gebiets mit Daja nicht einigen konnte, war er in nahe Beziehungen zu Konstantin getreten, und Daja hatte mit Maxentius angeknüpft, so daß auf jeder Seite zwei Kaiser standen, je einer im Westen und im Osten. Es konnte nicht anders kommen, als daß die Frage des Christentums in die politische Kombination hineingezogen wurde. Konstantin bewog Licinius zu einer christenfreundlichen Haltung; Daja und Maxentius suchten bei den alten Göttern ihre Stütze. Das Glück der Waffen aber war den tüchtigen Regenten hold, die bei Christus ihre Zuflucht suchten. Am 28. Oktober 312 schlug Konstantin den Maxentius an der Milvischen Brücke bei Rom, und Maxentius fand seinen Tod in den Fluten des Tiber. Es war ein Sieg des Christentums, unter der Fahne Christi erfochten. Konstantin und Licinius

kamen in Mailand zusammen und vereinbarten noch einmal, den Christen volle Freiheit zu gewähren. Konstantin suchte auch auf Daja einzuwirken und ihn zu bewegen, die Verfolgung einzustellen: und Daja hielt es für geraten, dem siegreichen Alleinherrscher des westlichen Reiches sich vorläufig zu fügen. Er erließ ein Schreiben, das die Christen vor Mißhandlungen schützte; nur die Gottesdienste blieben verboten. Aber die weltgeschichtlichen Ereignisse vollzogen sich schnell. Am 30. April 313 trafen die Heere des Licinius und des Daja bei Heraklea aufeinander. Wieder standen sich Christentum und Heidentum gegenüber, und wieder siegte das Christentum. So faßte Daja selbst sein Unglück auf. Er ließ, nachdem er sich in sein Reich gerettet hatte, die heidnischen Priester und Wahrsager töten, die ihm in den Krieg getrieben hatten, und suchte den Gott der Christen zu versöhnen. Durch ein Edikt gewährte er den Christen freie Religionsübung, gestattete ihnen, ihre Kirchen wiederaufzubauen, und gab ihnen das konfiszierte Eigentum zurück. Er widerrief damit seine ganze Religionspolitik, ebenso wie es Galerius getan hatte. Welch ein Eindruck für die Christen, als auch dieser schlimmste aller Christenverfolger bald darauf ein ruhmloses Ende fand und seine Familie mitsamt ihren Anhängern ausgerottet wurde.

Licinius

Nachdem im Westen wie im Osten je ein Kaiser gestorben war, blieb das Reich für Konstantin und Licinius übrig. Durch Ränke des Licinius wurden sie in Kriege verwickelt, und der politische Gegensatz machte Licinius aus einem Freund zu einem Feind der Christen. Konstantin hatte schon damit begonnen, die Kirche mit Vorrechten auszustatten, und wurde dafür von allen Christen überschwenglich gefeiert und verehrt. Wer ein Gegner Konstantins sein wollte, mußte wohl oder übel ein Feind des Christentums werden. Noch einmal ballten sich die politischen Gegensätze zu einem Entscheidungskampf zwischen den Religionen zusammen. Wir verstehen, daß Licinius seinen Hof und seine Armee von Christen säuberte; zum letztenmal hören wir von Martyrien christlicher Soldaten. Eigentümlich schikanöse Bestimmungen über den christlichen Gottesdienst zeigen, daß auch noch der letzte Christenverfolger sich den Anschein gab, als ob er die Gerüchte über die christlichen Orgien für wahr hielte: er bestimmte, daß Männer

und Frauen getrennte Gottesdienste halten und gesonderte Schulen besuchen sollten; als sich das als undurchführbar erwies, gestattete er Gottesdienste nur, wenn sie auf freiem Felde vor den Toren der Stadt stattfänden. Hin und wieder ergingen harte Urteile gegen christliche Bischöfe und Gemeinden, ohne daß wir sagen können, wie sie im einzelnen zustande kamen und begründet wurden. Im Pontus wurden einige Kirchen eingerissen, andre wenigstens geschlossen. Mehrere Bischöfe traf die Todesstrafe, und es fiel auf, in wie grausamer Weise sie vollstreckt wurde. Man glaubte in den Kreisen der Gemeinden, daß noch einmal eine allgemeine Verfolgung im Anzuge sei. Aber ihr Anfang führte schon ihr Ende herbei. Um die Christen zu schützen, griff Konstantin zum Schwert. Licinius wurde besiegt und später getötet — das römische Reich stand seit dem Jahre 323 unter dem Zeichen des Kreuzes.

Das Ergebnis der großen Verfolgung

Aus einer zweihundertjährigen Geschichte der Verfolgungen ist das Christentum als Sieger hervorgegangen und am Ende der letzten und schwersten Verfolgung hat ihm der Staat seinen Sieg öffentlich bezeugt. Es war doch etwas ganz Außerordentliches, daß die beiden erbitterten Christenverfolger, Galerius und Maximinus Daja, in ihren letzten Edikten vor aller Welt bekannten, daß ihre Maßregeln gegen die Kirche vergeblich gewesen waren. Der Sieg Christi über seine Feinde war damit vor den Augen der ganzen Welt festgestellt. Die entsetzlichen Persönlichkeiten der rohen Kaiser und ihr schlimmes Ende ließen die Zeit der Verfolgung vollends als einen Kampf des Bösen gegen das Gute erscheinen. War es dem Staate diesmal nicht gelungen, die Kirche zu vernichten, wo er mit allen Mächten der Hölle im Bunde war, schien sie für alle Zeiten unbesiegbar zu sein.

Als das Christentum in die Welt eintrat, war es mit dem Anspruch aufgetreten, allein die Wahrheit zu besitzen. Wenn man die kleine Zahl und die geringe Herkunft seiner ersten Bekenner erwägt, mußte ihr religiöses Selbstbewußtsein in den Augen der Welt lächerlich erscheinen. In einem Winkel des Reiches entstanden, aus dem verachteten Volk der Juden hervorgegangen, in den Kreisen der Armen zu Hause, wagte es diese Religion, den übrigen Kulten den Fehdehandschuh hinzuwerfen und sich als alleinberechtigt hinzustellen. Was es sonst auf Erden an Göttern und an Götterverehrung gab, faßten die Christen

unter dem Namen Heidentum zusammen, der in ihren Ohren einen ähnlichen Klang hatte wie der der Barbaren in den Ohren der Griechen; sie behandelten das Judentum als eine überwundene Vorstufe zum Christentum und ließen sich durch nichts in der Überzeugung irre machen, daß Gott mit ihnen im Bunde stehe und ihnen den Sieg geben werde. Es ist erstaunlich zu sehen, wie schnell sich die Welt der christlichen Anschauung gefügt hat. Die große Verschiedenheit zwischen der christlichen Gottesverehrung und den heidnischen Kulten schien die Gegenüberstellung zu rechtfertigen, und die vorhandenen Religionen empfingen das Christentum mit einem gemeinsamen Haß und fühlten sich ihm gegenüber verbunden. Seit dem Anfang des dritten Jahrhunderts machte der römische Staat, der mit der antiken Religion in enger Beziehung stand, Versuche, gegen die Kirche vorzugehen. Seine Gegnerschaft wurde mit der Zeit persönlicher und seine Maßregeln schärfer; sie fanden ihren Gipfelpunkt in drei großen Feldzügen, welche die Kirche vernichten sollten, den Verfolgungen des Decius, des Valerian und des Diokletian. Die Bekämpfung des Christentums wurde im Namen der antiken Religion unternommen, und so brachten die Verfolgungen für die Kirche den Vorteil mit sich, daß die kirchliche Weltanschauung durch ihre Feinde staatlich anerkannt wurde: der heidnische Staat und die christliche Religion standen sich gegenüber. Die Frage nach der Geltung des Christentums bestimmte wiederholt die Weltlage; mit dem Beginn des vierten Jahrhunderts wurde es die entscheidende Frage der Weltgeschichte. Als der Staat dann öffentlich erklärte, daß er mit seinen Mitteln die Kirche nicht überwinden könne, lag es in der Folgerichtigkeit der Ereignisse, daß das Christentum zum Angriff überging und die antike Religion in allen ihren Formen vernichtete; der Staat wurde christlich. Seit dem Toleranzedikt des Galerius konnte kein Zweifel darüber sein, daß das alles geschehen werde.

Vorläufig hatte die Kirche keine Zeit, so hochfliegenden Gedanken nachzugehen. Sie hatte genug mit ihren eigenen Angelegenheiten zu tun, die Spuren der Verwüstung zu tilgen, welche die lange Verfolgung an allen Punkten zurückgelassen hatte. Die kirchlichen Gebäude waren zerstört. Man begann damit, die kirchliche Organisation wiederherzustellen. Die Bischöfe kehrten aus ihren Verstecken in die Gemeinden zurück; wo man wußte, daß der Bischof verstorben war, wurde mit möglichster Beschleunigung zu einer Neuwahl geschritten. Dann eröffnete man ein strenges Gericht über alle, die sich in der Verfolgung

schlecht bewährt hatten. Man schonte dabei den Klerus nicht; auch über die Bischöfe wurde Gericht gehalten. Es war bis dahin nicht festgesetzt gewesen, ob ein Kleriker Gegenstände, die der Gemeinde gehörten, ausliefern dürfe; viele Bischöfe hatten daher der Aufforderung der Behörden, die im Anfang der Verfolgung an sie ergangen war, keinen Widerspruch entgegengesetzt. Jetzt nannte man diese ungetreuen Haushalter Traditoren; es war das eine neue Klasse der Gefallenen, die der Kirchenbuße unterworfen waren. Alle Kleriker, die Heilige Schriften, heilige Gefäße oder gar Listen der Gemeindemitglieder der Behörde auf deren Wunsch übergeben hatten, wurden abgesetzt, freilich nur dann, wenn ihr Vergehen durch das offizielle Protokoll, das der Staatsbeamte aufgenommen hatte, festgestellt wurde, und unter schwerer Strafandrohung an etwaige falsche Zeugen. In weiten Kreisen mißbilligte man es sogar, wenn die Bischöfe häretische Schriften statt der eigenen heiligen Bücher übergeben hatten: ein Bischof durfte dem Staat gegenüber auch nicht scheinbar nachgeben, und die Situation war zu ernst, als daß ein kleiner Betrug gestattet gewesen wäre.

Es bleibt ein Ruhmestitel der christlichen Kirche, daß sie sich weder durch den ungeheuren Abfall, den sie in ihren Reihen erlebt hatte, noch durch die unermeßlichen Aussichten, die sich ihr für die Zukunft eröffneten, bewegen ließ, ihre alten ernsten Grundsätze in der Beurteilung der Sünde preiszugeben oder sie auch nur zu ermäßigen. Sie nahm die Gemeinden in strenge Zucht, und es scheint, daß sie sich in Zucht nehmen ließen. Es war eine vollständige Reorganisation. Die Kirche reinigte sich und stellte sich selbst wieder her und bereitete sich damit vor auf die großen Aufgaben, die ihrer warteten.

II. DIE HEILIGENVEREHRUNG

Aus den Christenverfolgungen erwuchs der Kirche die Heiligenverehrung. Der Kult der Märtyrer ist seit dem dritten Jahrhundert ein Brennpunkt des religiösen Lebens geworden.

Der Christ wurde für das Martyrium erzogen wie der Soldat zum Kriege. Der Vergleich des Christenstandes mit dem Militär ist bei allen Christen beliebt gewesen; man lebte derartig in diesem Bilde, daß es fast zur Wirklichkeit wurde. Wie bei dem Soldaten die Feldschlacht die große Prüfung ist über alles, was er gelernt hat, so schlug für den

Christen die Entscheidungsstunde, wenn er gefangen genommen und vor den Richter geführt wurde. Ist er mit Christus so nahe verbunden, daß er für ihn in den Tod gehen kann? Glaubt er so fest an die himmlische Herrlichkeit, daß er die Erde mit ihren Gütern preisgibt? Er steht nicht allein als Mensch den menschlichen Richtern gegenüber; ihn umgibt ein großer Kampf der Geister. Was der Richter gegen ihn unternimmt, das sind Fallstricke des Satans, der den Christen überwältigen will: die schmeichelnden Worte, die den Märtyrer zum Opfer bewegen sollen, die entsetzlichen Qualen der Folterung und die Schrekken des Todes sind der Apparat der Hölle, die nach Eroberungen lechzt. In dem Märtyrer aber streitet Christus: der Mensch ist in diesem Augenblick ein willenloses Werkzeug in der Hand des göttlichem Willens. Die jugendliche Märtyrerin Perpetua in Karthago sah sich im Traum mit dem Teufel selbst einen Ringkampf unternehmen: sie überwältigte ihn nach den Regeln der Kunst und warf ihn zu Boden.

Die Leiden, die der Märtyrer zu erdulden hatte, wurden in Parallele gesetzt zu den Leiden Christi, als eine Wiederholung der Passion aufgefaßt. Wie Christus für die Menschheit gelitten hatte, so stritt der Märtyrer an seiner Seite. Christus war in ihm gegenwärtig, half ihm tragen und leiden. Der Märtyrer war ein Nachahmer Christi, ein Teilhaber an seinen Leiden; er trug sein Kreuz und hatte die Wundmale des Herrn an seinem Leibe. Der Mensch war mit dem leidenden Christus bekleidet; überirdische Kräfte sind für ihn tätig, und führen ihn zu dem herrlichen Ausgang.

Die Peinigungen, die der Märtyrer unter den Händen roher Folterknechte zu ertragen hatte, woben für christliche Augen um sein Haupt eine Strahlenkrone. Von diesem Augenblick an war er nicht mehr ein christlicher Bruder, wie die andern, sondern ein Heiliger, ein Engel Gottes, ein Gott auf Erden. Was er sprach, war ein Ausspruch des Heiligen Geistes; denn der Geist hatte in ihm Wohnung aufgeschlagen und gab seinem Tun und Lassen eine Vollmacht, der sich die irdischen Autoritäten beugen mußten. Den Märtyrern gegenüber verschwanden selbst die Verdienste des jungfräulichen Lebens: die Jungfrauen gleichen den Körnern im Evangelium, die sechzigfältige Frucht tragen, die Märtyrer aber den hundertfältigen. In der himmlischen Rangordnung standen sie an zweiter Stelle, gleich hinter den Aposteln Jesu Christi.

Dem Blute, das der Märtyrer vergoß, wurde eine sühnende Kraft zugeschrieben für die Sünden seines bisherigen Lebens. Das Martyrium

wurde demgemäß mit der Taufe auf eine Linie gestellt, wurde die zweite Taufe genannt. Ein Katechumen, der für Christus starb, empfing nach christlicher Anschauung die Taufe in seinem Blute. Für schwere Sünden, die nach der Taufe begangen waren, war das Martyrium das einzige Mittel der Wiederherstellung. Was die Sündenvergebung des Bischofs nicht vermochte, das bewirkte das eigene, unschuldig vergossene Blut. Es gab keine Sünde, die dadurch nicht abgewaschen wurde. Christen, die in der Verfolgung gefallen waren, wurden darauf hingewiesen, zum zweitenmal in die blutige Arena einzutreten und durch einen Sieg die frühere Niederlage wett zu machen. Es gab auch in allen Zeiten zweifelhafte Persönlichkeiten in den Gemeinden, die ein beflecktes Leben durch einen heroischen Tod in Vergessenheit zu bringen suchten, oder die gar eine gerichtliche Bestrafung, wenn sie das menschliche Maß nicht allzu sehr überstieg, als eine Staffel zu kirchlichen Ehren ansahen.

Waren dem Märtyrer seine Sünden ausgelöscht, dann war das künftige Weltgericht für ihn nicht mehr vorhanden. Der Märtyrer war gewiß, daß er noch den Schluß seines letzten Leidenstages im Paradies mit den Propheten, Märtyrern und Aposteln verbringen werde. Die Wonnen des himmlischen Aufenthalts stellte er sich in allen Einzelheiten vor Augen. Aus der Teilnahme an der Herrschaft Gottes ergab sich von selbst eine Teilnahme am Weltgericht. Man war überzeugt: wenn Christus die Menschheit richten wird, werden die Märtyrer ihm zur Seite sitzen als seine Mitrichter; vor ihrem Richterstuhl werden dann alle erscheinen, Christen und Heiden, auch der Richter, der auf Erden ihr Todesurteil verhängte.

Man denke sich diese überschwenglichen Vorstellungen genährt in den Köpfen jener traurigen Opfer der Christenverfolgung, die bei der Gerichtsverhandlung gemartert und zum Tode verurteilt, in den dunklen und ungesunden Löchern der Gefängnisse dahinsiechten, unzureichend genährt und von Quälgeistern umlauert. Man kann sich denken, daß eine überirdische Stimmung sie erfaßte, die sie Ort und Zeit vergessen ließ. Sie fühlten in sich die Kräfte der Ewigkeit; nur noch der eine Gedanke des Zweifels war imstande, sie zu beunruhigen: ob es ihnen gelingen werde, bis zum letzten Augenblick standhaft zu bleiben. Der Zuspruch von oben trug sie auch darüber hinweg und verwandelte ihre Zweifel in Gewißheit. Perpetua bat im Kerker von Karthago Gott um eine Offenbarung, ob das Ende ihrer Haft der Tod oder die Freiheit

sein würde. Darauf sah sie im Traum eine eherne Leiter von ungeheurer Länge, die bis in den Himmel reichte, und so schmal, daß nur ein Mensch allein hinaufsteigen konnte. An den Seiten der Leiter waren scharfe eiserne Instrumente angebracht, so daß, wer die Leiter betrat, von ihnen verletzt werden mußte, wenn er nicht mit aller Vorsicht, den Blick nach oben gerichtet, die Sprossen hinaufstieg. Am Fuß der Leiter lag ein Drache, um den Zutritt zu versperren. Perpetuas Lehrer, Saturus, stieg zuerst hinan; als er oben angelangt war, winkte er ihr zu folgen. Er ist später im Amphitheater zuerst in den Tod gegangen. Dann trat Perpetua tapfer auf den Kopf des Drachen, im Namen Jesu Christi, kam unversehrt hinauf und trat ein in die himmlische Herrlichkeit. — In der Nacht vor ihrem Tode träumte sie, daß sie von einem Diakonen aus dem Gefängnis abgeholt wurde. Sie war mit festlicher Kleidung angetan; er führte sie auf einem rauhen Weg zum Amphitheater. Dort mußte sie ihren Ringkampf mit einem häßlichen Ägypter — dem Teufel — bestehen. Der Kampfrichter reichte ihr den Siegespreis, einen grünen Zweig mit goldenen Äpfeln.

Oder es verschwammen den Märtyrern die Leiden des Todes, dem sie entgegengingen, in den Freuden des Paradieses. Der Lektor Marianus in Cirta war eben gefoltert und ins Gefängnis zurückgebracht worden. Er verfiel in den Schlaf der Erschöpfung und sah im Traume einen Richterstuhl, der ungewöhnlich hoch war; der Richter, der dort saß, hatte ein schönes, würdevolles Aussehen. Es war auch eine Bühne dort aufgeschlagen, ebenfalls höher als üblich, mit vielen Stufen, die hinaufführten. Die christlichen Bekenner wurden der Reihe nach herangebracht; der Richter verurteilte sie alle zum Tode durchs Schwert. Dann kam an ihn selbst die Reihe; er hörte deutlich die gewaltige Stimme sagen: Ergreife den Marianus. Er schritt die Stufen zum Schafott hinan — da, auf einmal wandelte sich die Szene. Rechts neben dem Richter sah er den Bischof Cyprian sitzen, den himmlischen Vertreter der Kirche Afrikas; der ergriff seine Hand, zog ihn zu sich hinauf auf den hohen Platz und forderte ihn freundlich auf, sich dort niederzulassen: das Tribunal des irdischen Richters war zum Weltgericht geworden. Die andern Menschen wurden inzwischen weiter verhört: Marianus ging dem Richter zur Hand. Dann erhob sich der Richter, seine Beisitzer geleiteten ihn ins Gerichtsgebäude zurück. Sie gingen einen Weg über grüne Wiesen mit schattigen Hainen voll prächtiger Zypressen und Pinien. In der Mitte stand ein freundlicher Brun-

nen mit vielen Röhren, die reines Wasser spendeten. Der Richter verschwand, und Cyprian füllte eine Schale mit Wasser, trank und gab Marianus zu trinken; er wollte gerade sein Vergelts Gott sagen, als er aufwachte vom Klang seiner eigenen Stimme. Er hatte einen Vorgeschmack des Paradieses genossen.

Der Genosse des Marianus, Jakobus, hatte einige Tage vorher am hellen Mittag eine Vision gehabt, als sie sich zusammen mit dem Verfasser der Erzählung auf dem Reisewagen befanden. Er hatte einen Jüngling von übermenschlicher Größe gesehen; sein Gesicht war oben in den Wolken und seine Füße berührten nicht den Erdboden. Er trug ein strahlendes Gewand, dessen Anblick man auf die Dauer nicht ertragen konnte. Er lief am Wagen vorüber und warf dem Marianus und Jakobus jedem einen purpurnen Gürtel zu und rief: folgt mir nach. In seiner letzten Nacht hatte Jakobus noch eine Vision. Der Bischof Agapius, der vor kurzem Märtyrer geworden war, erschien ihm im Traume. Er sah ihn an einer festlichen Mahlzeit teilnehmen, zusammen mit allen den andern, die noch vor kurzem in Cirta im Zirkus gewesen waren. Er selbst und Marianus befanden sich auf dem Wege dorthin: da kam ihnen ein Knabe entgegen, der vor drei Tagen mit Mutter und Bruder Märtyrer geworden war; er hatte einen Kranz von Rosen um den Hals und einen Palmzweig in der rechten Hand. Er rief ihnen zu: seid fröhlich und getrost, morgen werdet ihr mit uns zur Tafel sitzen. — Noch auf dem Richtplatz, als ihnen die Augen verbunden waren, sahen sie ein strahlendes Licht und weiße Pferde, auf denen Jünglinge in weißen Kleidern ritten. Auch die christlichen Zuschauer meinten später, sie hätten die Pferde wiehern und traben hören. Es war die himmlische Begleitung, die den Märtyrer ins Paradies führte.

Zuweilen erhoben sich die Visionen gar bis zu einem Anschauen des Herrn und seiner himmlischen Heerscharen. Der Lehrer Perpetuas, Saturus, träumte, daß er und seine Genossen von vier Engeln nach dem Osten entrafft würden. Dort gelangten sie in das große Lichtreich, einen Garten mit vielen Rosen und andern Blumen. Die Bäume waren so hoch wie Zypressen; ihre Blätter fielen fortwährend auf die Erde. Vier andere Engel, noch herrlicher als die ersten, empfingen die Märtyrer mit Verehrung. Man stellte sie auf ihre Füße, sie gingen einen breiten Weg entlang und trafen dort ihre Gefährten an, die ihnen vorangegangen waren. Sie durften sich aber bei ihnen nicht aufhalten; die

Engel veranlaßten sie, zunächst den Herrn zu begrüßen. Sie kamen an ein Gebäude, dessen Wände aussahen, als wären sie aus Licht erbaut; an der Tür standen wieder andere vier Engel, welche die Eintretenden mit weißen Kleidern versahen. Durch den Raum tönte ein ununterbrochenes Heilig, Heilig, Heilig. Die Gestalt des Herrn, der auf dem Throne saß, war deutlich zu erkennen; nur seine Füße verschwanden den Blicken. Er hatte schneeweiße Haare, aber ein jugendliches Aussehen. Rechts und links von ihm saßen je vier alte Männer; hinter ihnen standen noch viele andere. Die Märtyrer nahten sich dem Thron voll Ehrfurcht und fielen anbetend auf ihr Angesicht nieder. Die Engel hoben sie von der Erde auf und führten sie näher heran: sie durften den Herrn küssen, und er streichelte ihnen über das Gesicht. Nachdem sie dann gebetet und sich den Bruderkuß gegeben hatten, durften sie sich im Garten ergehen. Sie nährten sich von einem unaussprechlich schönen Duft, der die Luft rings erfüllte.

Perpetua endlich — um mit ihr wieder den Beschluß zu machen — sah den Herrn in Hirtenkleidung unter seinen Schafen im Garten sitzen. Er begrüßte sie und gab ihr ein Stück Käse zu kosten, der aus der Milch bereitet war, die er gemolken hatte. Käse war nämlich die Abendmahlsspeise der Montanisten, und Perpetua war Montanistin. Sie empfing das himmlische Sakrament mit gekreuzten Händen, und die Umstehenden sprachen Amen dazu. Sie ließ sich also vom Herrn selbst die Sondergewohnheit ihres religiösen Kreises bestätigen.

Die Märtyrer gebrauchten die ungemessene Autorität, die ihnen zustand, dazu, um in allen Angelegenheiten Ordnung zu schaffen, wo es nach ihrer Überzeugung notwendig war, in kleinen und in großen Dingen. Dem einen offenbarte der Geist, daß sein Mitgefangener Unrecht tue, wenn er im Gefängnis seine vegetarische Lebensweise fortsetzte; ein andrer erhielt im Traume Ermahnungen für seinen Bischof mitgeteilt, die keineswegs freundlich gehalten waren; ein dritter setzte sich so weit über das kirchliche Herkommen hinweg, daß er in den letzten Worten vor seinem Tod einen neuen Bischof von Karthago ernannte.

Wo mehrere Märtyrer in einem Gefängnis zusammentrafen, schlossen sie sich zu einem Kollegium zusammen, das seine Sitzungen abhielt, Beratungen über die Angelegenheiten der Gemeinde und der ganzen Kirche anstellte, und im Namen des Geistes weittragende Beschlüsse faßte. Sie nannten sich etwa den Chor der Märtyrer, oder gar den

Märtyrer-Klerus, indem sie sich schon durch die Wahl des Namens der Gemeinderegierung entgegensetzten. War der Bischof geflohen oder hatte er selbst den Tod erlitten, dann traten die Märtyrer im Gefängnis als eine stellvertretende Regierung der Gemeinde auf. Sie erledigten die äußeren wie die inneren Angelegenheiten, korrespondierten mit dem abwesenden Bischof, schickten ihre Boten nach allen Seiten und versahen sie mit Empfehlungsschreiben, wie es sonst nur der Bischof tat.

Ihr Spezialgebiet war die Sündenvergebung. Es war in der Kirche unvergessen, daß ein Mensch von seiner Sünde nur im Geiste Gottes losgesprochen werden könne. Wenn der Geist sich in den Märtyrern kräftig erwiesen hatte, eilten die Sünder zu ihnen, empfingen die Vergebung und ließen sich in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufnehmen. Die Verehrung, welche sich die Blutzeugen in einem entsetzlichen Kampf vor aller Augen errungen hatten, stellte in solchen Zeiten die Rechte der Gemeinderegierung in den Schatten. Der Geist Gottes hatte sich Mitglieder der eigenen Gemeinde zu seiner Wohnung erkoren; die himmlischen Richter, die einst über Seligkeit oder Verdammnis der Menschen die Entscheidung fällen würden, hatte man persönlich vor sich: man konnte mit ihnen reden und sich ihres günstigen Urteils schon auf Erden versichern; freilich nur eine kurze Zeit, solange nämlich die Märtyrer noch im Gefängnis weilten. Allerlei kleine Momente kamen hinzu, um ihr Ansehen zu heben. Die Märtyrer hatten am eigenen Leibe erfahren, wie groß die Versuchung zum Abfall war; bei ihnen konnten die Gefallenen, die weniger tapfer oder nur weniger glücklich gewesen waren, am ehesten ein mildes Urteil über ihr Vergehen erwarten. War die Zahl der Märtyrer, die im Gefängnis versammelt war, groß, so war für viele Sünder Gelegenheit gegeben, bei dem einen oder dem andern persönliche Beziehungen zur Geltung zu bringen. Die tapferen Streiter Christi, die plötzlich zu solcher Berühmtheit gekommen waren, waren häufig geringe Leute, welche die hohe Vollmacht, die sie besaßen, nicht zu handhaben verstanden; sie waren vielleicht geneigt, von ihrer Gnadengabe einen möglichst reichlichen Gebrauch zu machen. Jedenfalls aber waren die gefallenen Christen, wenn sie mit den Märtyrern verhandelten, des öffentlichen Verfahrens der bischöflichen Bußdisziplin enthoben. Die Beichte und Absolution vollzogen sich im Dunkel des Kerkers; es fehlten alle die demütigenden Akte, welche die Verhandlung in der Gemeindeversamm-

lung mit sich brachte, der Ausschluß, die langjährige Bußzeit und die endliche Wiederaufnahme in die Kirche; ganz abgesehen davon, daß bis nach der Mitte des dritten Jahrhunderts die große Mehrzahl der Gefallenen auf eine Vergebung von Seiten des Bischofs überhaupt nicht zu rechnen hatte. Daher wiederholte sich bei allen Verfolgungen dasselbe Bild: kaum waren einige Märtyrer nach blutigem Bekenntnis ins Gefängnis gebracht, so drängten sich die abgefallenen Christen hinzu, um von ihnen Vergebung für ihre Sünde zu erlangen.

Für die geordnete Regierung der Gemeinde erwuchsen aus dieser Sachlage große Schwierigkeiten. Den Märtyrern entgegenzutreten, war in allen Fällen schwer, in vielen fast unmöglich, und doch durfte man sie nicht gewähren lassen, wenn man nicht die Zügel fallen lassen wollte. Denn was wir von dem Treiben der Märtyrer erfahren, erscheint uns in den meisten Fällen als willkürlich und unverständig, wie es kaum anders sein konnte. Es kam ja vor, daß sie Entscheidungen fällten, die im Sinne des Episkopats richtig waren: so, wenn die Märtyrer in Lyon die gefallenen Christen ermahnten, sich aufs neue dem heidnischen Gericht zu stellen. Im allgemeinen aber scheinen die Märtyrer geneigt gewesen zu sein, jeden Sünder wieder aufzunehmen, der sie um ihre Absolution ersuchte. Kam dann nach dem Abschluß der Verfolgung der Bischof in seine Gemeinde zurück, so zeigten ihm die gefallenen Christen die Zettel vor, worin die Märtyrer ihnen bescheinigt hatten, daß sie in der kirchlichen Gemeinschaft ständen, und der Bischof stand dann vor der Frage, ob er diese Friedensbriefe gelten lassen wollte oder nicht. In sein wichtigstes Recht, das der Gemeindedisziplin, war eingegriffen worden; häufig in größtem Umfang, und dabei nicht selten in leichtfertiger Weise. Statt Buße zu tun, waren die Sünder zu irgendeinem Märtyrer ins Gefängnis gezogen, vielleicht gar in ein Bergwerk, wo sich christliche Gefangene befanden. Wir haben einen Fall, daß man sich die Absolution von fremden Märtyrern brieflich schicken ließ. Die Disziplin der Gemeinde war auf lange Zeit untergraben, wenn man dies Unwesen als zu Recht bestehend anerkannte. Aber konnte ein Bischof, der selbst vor der Verfolgung geflohen war, es wagen, den Märtyrern ihr Recht auf Sündenvergebung abzusprechen? Die moralische Autorität schien auf der Gegenseite stark zu überwiegen. Es war natürlich, daß der einzelne Bischof Unterstützung suchte bei dem Kollegium seiner Amtsgenossen in der Provinz; die Synoden sind öfter den Ansprüchen der Märtyrer entgegengetreten. Aber selbst die Provinzial-

synoden waren nicht immer imstande, den Ausschreitungen zu steuern. In der Märtyrerverehrung, wie sie sich im dritten Jahrhundert entwickelt hat, steckte ein solches Maß von religiöser Kraft, daß sie alles niederwarf, was sich ihr entgegenstellte. Aus den Streitigkeiten zwischen Märtyrern und Bischöfen sind die gefährlichsten Schismen der Verfolgungszeit, das donatistische und das melitianische, entstanden, und auch dem novatianischen Schisma gab die Stellungnahme der römischen Konfessoren erst den Nachdruck. Wenn irgendwo auf kirchlichem Gebiet, so trafen hier Gegensätze aufeinander, die sich gewachsen waren: der allmächtige Episkopat, der alle Rechte, die es in der Gemeinde gab, an sich gerissen hatte, und das Martyrium, das die Kräfte des Geistes noch einmal aufleben ließ und ins Feld führte. Es war zum Heil der Kirche, daß mit den Christenverfolgungen auch die Märtyrer ausstarben, so daß es Heilige nur noch im Himmel gab, deren irdischer Kult von den Bischöfen geregelt wurde, so daß die neu entfesselten gewaltigen Kräfte der Kirche dienstbar wurden, ohne sie zugleich zu schädigen.

Es ist nicht leicht, die Zahl der Märtyrer abzuschätzen, die in den Verfolgungen gefallen sind. Nur das ist deutlich, daß sie bei weitem nicht so groß ist, wie man schon bald nachher annahm, und auch das scheint gewiß zu sein, daß das dritte Jahrhundert im römischen Reiche Blutbäder viel größeren Umfangs gesehen hat, als es die Christenverfolgungen waren. Während aber alle die Tausende von Menschen, die der Rache oder der Willkür der Kaiser zum Opfer fielen, ruhmlos verbluteten und bald der Vergessenheit anheimfielen, pflegten die Christen mit pietätvoller Liebe das Andenken an ihre Märtyrer. Der Bischof ließ ihre Namen und ihre Todestage in einer Liste verzeichnen, sorgte an den Gedenktagen für eine kirchliche Feier, die näheren Umstände des Todes wurden der schriftlichen Aufzeichnung für würdig gehalten. Unter den Märtyrern waren Frauen und Mädchen so gut wie Männer, die niederen Stände waren unter ihnen stärker vertreten als die vornehmen: es kam nicht an auf Geschlecht, Alter und Rang: das Blut seiner Zeugen war teuer geachtet vor Gott.

Es ist nicht anders möglich, als daß solche Anschauungen auf die Haltung der Christen bei den Verfolgungen eingewirkt haben. Mögen uns die Motive, die den Märtyrer in den Tod getrieben, stark realistisch gefärbt erscheinen; es wurde ein großer Erfolg damit erzielt. Es gab nicht nur einzelne, es gab viele Christen, die für ihre Überzeugung in

den Tod gingen, aller Welt zum Trotz. In den Gemeinden wurde Mannhaftigkeit und Heldensinn gepflegt. Die Kirche hatte ein Recht dazu, den Christenstand mit dem Soldatenstand zu vergleichen: sie wußte ihre Leute für den Krieg zu erziehen; und sie bestanden in der Schlacht. Das Christentum war trotz aller weichen Züge in seinem Wesen eine Religion für Männer — freilich nur für solche, die ohne Rückhalt in den Dienst Christi treten wollten.

Durch ihre Anschauung vom Martyrium gab die Kirche den Christen eine innere Überlegenheit über den Staat. Wandte jener seine grausigen Zwangsmittel an, so lehrte sie, daß dies der köstlichste Weg zum Himmel sei, den Gott seinen Freunden vorbehalten habe; sie erweckte bei vielen eine Sehnsucht nach dem Leiden. Und welchen Gewinn zog sie daraus für das religiöse Leben der Gemeinde. Die Christen starben in den Zeiten der Verfolgung nicht für sich allein, sondern für die Gesamtheit. Um die Gräber der Märtyrer sammelte sich die Gemeinde zu den Gottesdiensten, in denen sie sich dem Himmel am nächsten fühlte. Die Kirche verfolgte ihre eigenen großen Zwecke, wenn der Staat ihr ihre Mitglieder entriß; die Grabstätten unbedeutender Menschen wurden, wenn sie den gewaltsamen Tod erlitten hatten, zu Quellen der Kraft für Unzählige. Was hätte die Kirche alles entbehrt, wenn sie keine Verfolgungen erlebt hätte. Sie schöpfte aus ihnen ihre Größe, ihren Idealismus und ihre religiöse Begeisterung. Man konnte nicht anders als Gott preisen für den Segen, den die Kirche der Feindschaft des Staates verdankte. Was wollten die verhältnismäßig geringen Opfer besagen gegenüber dem Gewinn, den sie brachten.

In den großen Verfolgungen ist es dem Staate zuweilen gelungen, durch allgemeine Maßregeln Schrecken und Angst in die weiten Kreise der Gemeinden zu tragen. Auch die Heiligenverehrung ist nicht immer imstande gewesen, die Instinkte der Masse zu bemeistern, die nur auf Rettung des Lebens hindrängten. Bei diesen Gelegenheiten hat die Kirche wirkliche Niederlagen erlitten, durch die vielen Tausende, die sich den Geboten des Staates unterwarfen. Aber in diesen äußersten Momenten der Not bewährten sich die Märtyrer aufs neue: sie wurden die Sammelpunkte für die versprengte Christenheit. Bei ihnen suchten die Gefallenen Vergebung der Sünden zu erlangen. Die Möglichkeit zur Buße, die ihnen dort angeboten wurde, war für Unzählige das Motiv, daß sie zur Kirche zurückkehrten, die sie verlassen hatten. Die Märtyrer führten der Kirche ihre verlorenen Söhne wieder zu.

Die großen Gefahren des Heiligenkultes sind freilich schon in seinen Anfängen deutlich zu bemerken. Die Märtyrerverehrung war einem echt religiösen und dabei echt volkstümlichen Empfinden entsprossen. Das Volk verlangte nach Gottheiten in seiner Nähe, weil es mit dem unsichtbaren Gott in der Ferne nichts anfangen konnte. Wenn man an Gott und Christus dachte, stand das Weltgericht vor den Augen der Seele, und der Gedanke an sie bekam dadurch etwas Beklemmendes. Um so dringender war das Bedürfnis nach vertrauten Gestalten im Himmel, an die man sich wenden konnte, ohne befürchten zu müssen, daß man verachtet werde wegen seiner Unwürdigkeit. Das traf bei den Märtyrern in hohem Maße zu. Sie waren Volksgenossen und Mitbürger gewesen, hatten bis vor kurzem unter denselben Bedingungen gelebt; man konnte bei ihnen auf Sympathie und selbst auf landsmannschaftliche Gesinnung rechnen. Indem sie aber in den Vordergrund der privaten Gottesverehrung traten, geriet der Monotheismus in ernsthafte Gefahr. Man kann zunächst noch nicht von einer großen Anzahl von Untergöttern reden, die sich unter dem Schutz der christlichen Gottesverehrung eingenistet hätten; es handelte sich in den meisten Landschaften wohl nur um einen oder wenige Märtyrer, welche die Verehrung des Volkes auf sich gezogen hatten. Man wird besser von Lokalgöttern reden, die im Mittelpunkt der volkstümlichen Gottesverehrung standen. Jede Stadt und jede Ortschaft, allmählich auch jedes Dorf, hatte seinen besonderen Heiligen; größere Städte auch wohl mehrere; es war nicht ausgeschlossen, daß im Laufe der Zeit die Heiligen wechselten oder daß sie sich Konkurrenz machten. Man hat den Eindruck, als ob das christliche Volk für die rein geistige Gottesverehrung der älteren Zeit nicht mehr reif genug gewesen wäre, so daß es auf die niedere Stufe eines primitiven Kultus zurücksinken mußte. Anfangs war die Heiligenverehrung mit dem christlichen Gottesglauben noch eng verbunden, indem man das Bild des Weltgerichts vor Augen hatte, wenn man sich an die Märtyrer wandte. Aber nachdem die Kirche einmal eine Gottesverehrung zugelassen hatte, die sich nicht auf Gott allein bezog, war eine Entwicklung angebahnt, die notwendig weiterführen mußte in die Formen einer religiösen Vorstellungswelt hinein, die man bis dahin als heidnisch verabscheut hatte. Wenn man der volkstümlichen Religiosität so weit nachgab, dann konnten aus den Lokalgöttern bald die Spezialgötter werden, die, durch ihre eigenen Lebensumstände veranlaßt, sich mit der Heilung eines bestimmten Leidens oder mit dem

Schutz einer bestimmten Menschenklasse befaßten. Neben die Märtyrer mußten dann bald andre Heilige treten, die Formen ihres Kultes mußten mannigfaltiger werden, speziell war der Reliquienkult der größten Ausdehnung und der schlimmsten Auswüchse fähig. Was mußte geschehen, wenn das Bedürfnis nach Reliquien stärker wurde als man mit den vorhandenen Überresten befriedigen konnte, wenn das Volk in steigendem Maße den Überbleibseln zuschrieb, was man zunächst nur von den Märtyrern selbst geglaubt hatte. Nach allen Seiten eröffneten sich erschreckende Aussichten. Die Sachlage war um so bedenklicher, als das Heidentum noch überall die herrschende Religion war und dem christlichen Heiligenkult alle seine Kultgewohnheiten anbot. Fortwährend strömten heidnische Volksmassen in die Kirche, die ihre religiösen Vorstellungen und Überlieferungen mitbrachten und geneigt waren, sie als Christen beizubehalten. Derselbe Märtyrerkult, der die Angriffe des Staates von der Kirche abprallen ließ und ihr im letzten Grunde zum Siege verholfen hat, wuchs sich zu einer Gefahr für das Christentum aus, deren Größe sich vorläufig noch gar nicht abschätzen ließ. Er brachte die Kirche um die Reinheit ihrer Gottesverehrung.

ANMERKUNGEN

ZUM ERSTEN KAPITEL

1) Markus 14, 28.
2) Markus 16, 7.
3) 1. Korinther 15, 5f.
4) Galater 2, 12f.
5) Apostelgeschichte 2, 46.
6) Matthäus 5, 17ff.
7) Matthäus 23, 8ff.
8) Matthäus 11, 25.
9) Apostelgeschichte 1, 26.
10) Bei Eusebius Kirchengeschichte 2, 23, 4ff.
11) 1. Korinther 9, 5.
12) Apostelgeschichte 12, 12.
13) Apostelgeschichte 2, 46.
14) Apostelgeschichte 6, 1.
15) Apostelgeschichte 6, 5.
16) Apostelgeschichte 6, 7.
17) Apostelgeschichte 15, 5.
18) Galater 2, 4.
19) Markus 12, 13ff.
20) Offenbarung 17, 1ff.
21) Offenbarung 19, 9.
22) Matthäus 19, 29.
23) Lukas 9, 27.
24) Lukas 21, 32.
25) Offenbarung 3, 20.
26) Lukas 12, 35ff.
27) Matthäus 16, 19.
28) Lukas 12, 32.
29) Apostelgeschichte 4, 36; 5, 1ff.
30) Matthäus 25, 40.
31) Apostelgeschichte 5, 4; 4, 37.
32) Markus 13, 31.
33) Matthäus 22, 14.
34) Matthäus 22, 8.
35) Matthäus 10, 5f.
36) Matthäus 7, 6.
37) Matthäus 10, 23.
38) Matthäus 10, 40ff.
39) Matthäus 10, 16ff.
40) Matthäus 10, 24ff.
41) Matthäus 10, 28ff.
42) Matthäus 10, 34ff.
43) Matthäus 10, 21ff.
44) Matthäus 10, 37f.
45) Markus 8, 38.
46) Markus 8, 35.
47) Apostelgeschichte 8, 4ff.
48) Matthäus 20, 16.
49) Matthäus 8, 11.
50) Römer 15, 8.
51) 1. Korinther 16, 1ff.; 2. Korinther 8, 1ff.; 9, 1ff.; Römer 15, 26ff.
52) Galater 2, 2; 6, 9.

ZUM ZWEITEN KAPITEL

1) Römer 11, 1; Philipper 3, 5.
2) Römer 3, 1f.; 9, 4f.
3) 1. Korinther 9, 20f.
4) 1. Korinther 6, 1. 9.
5) Galater 2, 15.
6) Römer 1,24ff.
7) Römer 2, 19f.
8) Römer 1, 18ff.
9) Römer 9, 1ff.
10) Römer 10, 1f.
11) Römer 11, 25ff.
12) 2. Thessalonicher 2, 4.

13) Apostelgeschichte 22, 16f.
14) Apostelgeschichte 21, 20ff.
15) 1. Korinther 9, 20.
16) 1. Korinther 9, 9.
17) 1. Korinther 10, 4.
18) 1. Korinther 10, 6ff.
19) Galater 3, 28f.
20) Apostelgeschichte 19, 9.
21) Römer 1, 22.
22) 2. Thessalonicher 3, 10.
23) Galater 4, 10.
24) Kolosser 4, 7.
25) Philipper 2, 22.
26) Apostelgeschichte 8, 21.
27) Titus 3, 13.
28) Didache 11, 4ff.
29) Johannes 7, 38.
30) Joel 3, 1ff.; Apostelgeschichte 2, 17ff.
31) 1. Korinther 16, 15.
32) 1. Thessalonicher 5, 12f.
33) Hebräer 13, 17.
34) Didache 15.
35) Vgl. den ersten Klemensbrief.
36) 1. Thessalonicher 5, 27.
37) Philipper 1, 1.
38) Didache 15.
39) Polykrates von Ephesus (Eusebius Kirchengeschichte 5, 24, 3).
40) Apostelgeschichte 11, 26.
41) Hermas Visio 2, 4, 3.
42) Kolosser 4, 16.
43) 1. Korinther 16, 1.
44) Apostelgeschichte 20, 7.
45) Lukas 18, 12.
46) 1. Korinther 5, 6ff.
47) 1. Korinther 16, 8.
48) 1. Korinther 11, 5ff.
49) Justin Apologie I 14.
50) Ignatius Smyrn. 6, 1; Trall. 5, 2.
51) Corpus inscr. graec. insularum maris Aegaei III 1238.
52) Acta Philippi bei Lipsius, Apokryphe Apostelgesch. II 2, S. 32.
53) Barnabas 4, 9.
54) Actus Petri cum Simone (Lipsius-Bonnet I 70).
55) Markus 6, 13.
56) Jakobus 5, 14.
57) Tobias 6, 13f.
58) Markus 7, 33.
57) Markus 8, 23.
60) 2. Thessalonicher 2, 8.
61) Matthäus 17, 20.
62) Didache 7, 4.
63) Chrysostomus Ad populum Antioch. hom. 19, 4.
64) Geoponica ed. Beckh S. 200.
65) Tertullian De corona 3.
66) Eusebius Vita Const. I 40.
67) Apostelgeschichte 3, 6.
68) Apostelgeschichte 9, 34.
69) Apostelgeschichte 16, 18.
70) Tertullian Apologeticum 23.
71) Apostelgeschichte 9, 17.
72) Historia Augusta Hadrian 8.
73) Kolosser 2, 16ff.
74) 1. Timotheus 4, 3; 5, 23.
75) Offenbarung 3, 4.
76) Offenbarung 14, 4.
77) Lukas 23, 29.
78) Matthäus 19, 11f.
79) 1. Korinther 7, 29.
80) Acta Johannis 29.
81) Didache 11, 11.
82) Martyrium Pauli bei Lipsius Acta apost. apocr. I, 104.
83) Hermas Simil. 9, 27.
84) Plinius ep. 10, 96.
85) Offenbarung 15, 3f.
86) Matthäus 28, 20.
87) Matthäus 18, 20.
88) Römer 8, 26f.
89) Tertullian De anima 9.
90) Epiphanius Haereses 49, 2.
91) Acta Johannis 46.
92) Plinius ep. 10, 96, 7.
93) 1. Korinther 11, 20.
94) 1. Korinther 11, 22.
95) Didache 9f.

96) Didache 14, 1.
97) Didache 4, 14.
98) Hermas Visio 1.
99) Matthäus 5, 22.
100) Didache 15, 3.
101) Matthäus 18, 15ff.
102) Didache 15, 3.
103) Klemens v. Alexandrien Quis dives salvetur (= Eusebius Kirchengeschichte 3, 23, 18f.).
104) Hermas Visio 2, 3, 4.
105) 2. Thessalonicher 3, 6. 14f.
106) 1. Korinther 5, 3f.
107) 2. Korinther 2, 6ff.
108) Hermas Visio 3, 5.
109) Römer 13, 12ff.
110) Römer 12, 1ff.
111) 1. Thessalonicher 4, 7.
112) Offenbarung 3, 1ff.
113) Offenbarung 3, 15ff.
114) Lukas 15, 7.
115) Lukas 23, 43.
116) 1. Korinther 11, 30ff.
117) Actus Petri cum Simone 2.
118) Acta Thomae 51.
119) Acta Johannis 106ff.
120) Lukas 16, 9.
121) Matthäus 6, 19f.
122) Apostelgeschichte 4, 34ff.
123) Offenbarung 2, 4.
124) Offenbarung 2, 19.
125) 2. Klemens 16.
126) Matthäus 25, 40.
127) Matthäus 25, 35f.
128) Markus 9, 37 u. Par.
129) Didache 4, 8.
130) Didache 1, 5.
131) Apostelgeschichte 20, 35.
132) Hebräer 13, 14.
133) Offenbarung 22, 20.
134) Didache 10, 6.
135) Offenbarung 21, 3f.
136) Apostelgeschichte 3, 20.
137) Hebräer 4, 9.
138) Justin Dialog 80.
139) Römer 14, 17.
140) 1. Korinther 15, 50.
141) 1. Korinther 10, 20.
142) 2. Korinther 6, 14ff.
143) Minucius Felix 8, 4.
144) Minucius Felix 5, 4.
145) 1. Klemens 60f.
146) 1. Thessalonicher 1, 6; 2, 14.
147) 1. Thessalonicher 2, 3f.
148) Offenbarung 2, 2.
149) Didache 1, 4.
150) Matthäus 5, 39ff.
151) Johannes 15, 18ff.
152) Tertullian Ad Scapulam 5.
153) W. Brandt, Evangelische Geschichte S. 574f.
154) Apostelgeschichte 2, 9f.
155) Apostelgeschichte 21, 20.
156) Tacitus Annales 15, 44.
157) Offenbarung 7, 9ff.
158) Hermas Simil. 8, 3, 2.
159) Markus 13, 10.

ZUM DRITTEN KAPITEL

1) Josephus Antiq. 20, 9, 1 (= Eusebius Kirchengeschichte 2, 23, 21ff.)
2) Hegesippus (Eusebius 2, 23, 18).
3) Matthäus 26, 52.
4) Matthäus 24, 15—22.
5) Lukas 12, 21.
6) Epiphanius De mensuris et ponderibus 15.
7) Epiphanius a. a. O. 14.
8) Bei Eusebius Kirchengeschichte 1, 7, 14.
9) Ignatius Magn. 8—10.
10) Ignatius Philad. 6, 1; 8, 2.
11) Syrische Didaskalia edd. Achelis-Flemming S. 357ff.

ZUM VIERTEN KAPITEL

1) Irenaeus 1, 21, 3 = Eusebius Kirchengeschichte 4, 11, 5.
2) Tertullian Adv. Valent. 1.

3) Apostelgeschichte 8, 9ff.
4) Irenaeus an Florinus (Eusebius Kirchengeschichte 5, 20, 7).
5) Irenaeus 3, 3, 4 = Eusebius Kirchengeschichte 4, 14, 7.
6) Eusebius Kirchengeschichte 4, 22, 4.
7) Epiphanius Haereses 33, 5.

ZUM FÜNFTEN KAPITEL

1) Polykrates von Ephesus (Eusebius Kirchengeschichte 5, 24, 8).
2) Cyprian ep. 69.
3) Martyrium Polycarpi 13.
4) Justin Dialog 116.
5) Didaskalia 8 S. 40.
6) Cyprian ep. 63, 18.
7) Polykarp Philipper 13, 1.
8) Epiphanius Haereses 48, 11.
9) Epiphanius a. a. O.
10) Epiphanius 48, 4.
11) Didymus De trinitate 41, 1.
12) Epiphanius 48, 10.
13) Epiphanius 49, 1.
14) Epiphanius 48, 12.
15) Epiphanius 48, 13.
16) Epiphanius 48, 2.
17) Tertullian De fuga 9.
18) Tertullian a. a. O.
19) Eusebius Kirchengeschichte 5, 16, 17.
20) Justin Apologie II 6 (7).
21) Justin Apologie I 28.
22) Tertullian Apologeticum 39.
23) Kirchenordnung Hippolyts (Hauler, Didascalia S. 106ff.).
24) Eusebius Kirchengeschichte 5, 24, 11.
25) Tertullian De cultu feminarum 2, 11.
26) Didaskalia 13 S. 74.
27) Ps. Cyprian Adv. Judaeos 10.
28) Didaskalia 2 S. 5.
29) Hippolytus Kapitel gegen Gajus.
30) Eusebius Kirchengeschichte 1, 13.
31) Dionysius an Basilides (Routh Reliquiae sacrae 2. Aufl. 3, 221ff.).
32) Matthäus 26, 52; Offenbarung 13, 10.
33) Cyprian ep. 64, 2.
34) Acta Fructuosi 3.
35) Nicaea 325 c. 7.

ZUM SECHSTEN KAPITEL

1) Plinius ep. 10, 96 (97).
2) Plinius ep. 10, 97 (98).
3) Markus 12, 17 und Par.
4) Matthäus 10, 32f.
5) Hippolyt in Daniel. 1, 20, 3.
6) Justin Apologie II, 14.
7) Tacitus Annales 15, 44.
8) Johannes 21, 18.
9) Paulus, Sententiae 5, 22, 3f.
10) Klemens Alex., Stromateis 2, 20.
11) Eusebius Kirchengeschichte 6, 7.
12) Historia Augusta Alexander 29.
13) Matthäus 10, 23.
14) Cyprian ep. 11, 1.
15) Eusebius Kirchengeschichte 8, 9, 4.

PAGE NOT AVAILABLE